Das Gotteslehen

von

L. Ganghofer



illustriert von

A. F. Seligmann.

Ludwig Ganghofer.

Das Gotteslehen.

(1899.)

Das Gotteslehen.

Roman aus dem 13. Jahrhundert

von

Ludwig Ganghofer.

Illustriert von A. F. Seligmann.

Zwölfte Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.

(1899)

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.



1.

Mit rotem Laub in der Sonne schimmernd — gleich einem Walde, der in Brand geraten — standen die herbstlich welken Ulmen und Buchen rings um das kleine Blockhaus, mit dem Netzwerk ihrer tausend Äste und dem Flammengewirr der farbigen Blätter alle Fernsicht sperrend, so daß man nur den blauen Himmel in der Höhe und in weiter Runde nur noch die höchsten, weißen Spitzen der Berge sah.

Über jene steilen Zinnen war, ein Vorbote des nahenden Winters, schon der erste Schnee gefallen, während auf den tieferen Gehängen noch die letzten Blumen des Herbstes blühten. Der kalte Nachtreif hatte die zarten Spitzen ihrer Blätter schon versengt, doch in ihren Kelchen war noch Honig — denn die Bienen, deren Stöcke unter

dem vorspringenden Moosdach des Blockhauses geborgen standen, flogen emsig ab und zu. So emsig, als ahnten sie, daß der schönen Tage nicht viele mehr kommen würden, und als müßten sie die letzten sonnigen Stunden mit gedoppeltem Fleiße nützen. Sie flogen und kamen mit Schwirren und Gesumm. Und dieser stäte Immensang, gepaart mit dem Murmeln eines dünn laufenden Brunnens, umschwebte wie leise Musik das niedere Dach und alle Balkenmauern des kleinen grau verwitterten Hauses, welches einsam stand — ein trauliches Stücklein Leben, menschenferne und versunken im Bergwald.

Das Haus eines Jägers. Neben dem Brunnen waren frische Wildfelle zum Trocknen über Stangen gespreitet, und über der Thüre, zu beiden Seiten eines hölzernen Kreuzes, waren gebleichte Luchsköpfe und Bärenhäupter an die Balken genagelt. Vor der steinernen Schwelle lag ein weiß und braun gefleckter Jagdhund in der Sonne; blinzelnd und mit den Ohrlappen zuckend hielt er in Wohlbehagen den Hals auf die vorgestreckten Pfoten geschmiegt; zuweilen aber hob er plötzlich den Kopf, spähte funkelnden Blickes in den Wald, als hätte er den Tritt eines ziehenden Wildes vernommen, und blickte dann wie mit stummer Frage zu der alten Frau empor, welche spinnend auf der Hausbank saß.

Die Greisin achtete des Hundes nicht. Sie spann und spann; nur manchmal nickte sie in stummen Gedanken

vor sich hin. Sie saß mit vorgebeugtem Haupt, so daß ihr die grauen Zöpfe über die Brust hingen und halb die Wangen bedeckten. Faltig umschloß eine Kutte aus blauem Hanftuch den von Alter und Mühsal gebeugten Leib. Das Gewand ließ die hageren, sonnverbrannten Arme nackt, und während die eine Hand den halb schon abgesponnenen Rocken hielt, zog die andere ohne Rast den Faden und ließ in der Luft die schwere Spindel tanzen.

Da klang über dem Moosbach ein ächzender Vogelschrei, und lautes Flattern ließ sich vernehmen. Langsam blickte die Greisin auf und sah einen Habicht mit der weißen Taube, die er geschlagen, im Wald verschwinden.

„So fliegt der Tod um und frißt das Leben auf, eins ums ander, bis aufs letzte!“ murmelte die Spinnerin. Sie netzte die Finger in einer hölzernen Wasserschale, die neben ihr auf der Hausbank stand, und drehte die Spindel wieder.

Als wollte das atmende Leben diesem trübseligen Worte widersprechen, so tönte in diesem Augenblick, vom spielenden Windhauch halb verweht und doch getragen, der klare, jugendfrische Hall einer singenden Mädchenstimme vom höheren Wald hernieder, mit süßem Klang und träumerischem Frohsinn, jeder schwebende Laut das Zeugnis einer tiefen und reinen Herzensfreude, die sich äußern muß, weil ihr die Brust zu eng geworden.

Die Greisin hob lauschend das Gesicht. „Die arme Dirn! Daß die noch singen kann!“

Da ließ sich Geräusch im Innern des Hauses vernehmen. „So, Herr! Und jetzt das Schießzeug noch!“ sagte eine rauhe Männerstimme. „Die Bolzen sind gut geschärft und neu gefiedert, sie fliegen über hundert Gäng. Nur gut hinhalten mußt und den Bügel langsam abziehen. Und denk, daß der Hirsch im Zwielicht allweil näher steht, als wie's den Anschein hat. Wenn du nicht zu hitzig bist und gut Acht hast auf alles, dann mag's wohl gelingen, daß du einen guten und waidgerechten Schuß thust.“

„Den Schuß ins Herz, oder keinen!“ erwiderte eine jugendliche Stimme, weich und herb zugleich, mit so versunkenem Klang, wie eine Glocke tönt, an die man sacht mit der Hand geschlagen.

Schwere Schritte kamen zur Thür, und Hilpot, der alte Jäger, trat über die Schwelle. Sein furchiges Gesicht versank beinah in dem grauen Bart, der mit dem struppigen Haar in eins verwuchs und gleich einer gestutzten Mähne den Kopf umstarrte. Vom Fuchsfell, mit dem die stämmigen Beine umschnürt waren, hingen zerrissene Lappen nieder, und das ärmellose Lederwams war schwarz und brüchig vom Gebrauche vieler Jahre — eine klobige, schwer gebeugte Gestalt, verwittert vom Winter und Sturm der Berge, verwildert in der Einsamkeit. Vor dreißig Jahren hatte Hilpot mit Hanna, seinem Weib,

dieses im Wald verlorene Haus bezogen — (weil das Waldgeräumte, auf dem es stand, sich von allen Gehängen des Göhl am weitesten hervorschob, nannten es die Leute drunten im Thal das „Vorder Eck“) — und seit dreißig Jahren hütete Hilpot die Gemsen und Hirsche, die in reicher Zahl die Felsen und Wälder des hohen Göhl bewohnten, dessen Wildbann einst der Kaiser Rotbart dem ungetreuen Bischof von Salzburg abgenommen und dem kaisertreuen Kloster zu Berchtesgaden verliehen hatte. In all diesen dreißig Jahren war Hilpot nur ins Thal hinuntergestiegen, wenn er an hohen Kirchentagen die Messe hören mußte, oder wenn es einen Hirsch, der für Hilpots Söhne zu gewichtig war, in die Klosterküche zu liefern galt — oder wenn er von seinen Buben einen auf dem Totenbrett hinuntertragen mußte zur geweihten Erde. Sechsmal in diesen dreißig Jahren hatte Hilpot solche Last getragen — und das hatte mitgeholfen, um seinen breiten, starken Rücken so tief zu krümmen.

Eine Weile stand er auf der Schwelle und spähte nach allen Seiten. Dann trat er ein paar Schritte in das Gehöft hinaus.

Hanna blickte zu ihm auf und sagte: „Der Stößer hat uns das letzte Täubl davon! Du Jäger, du! Hütest für ander Leut das ganze Gewild und kannst deine eigene Taub nicht hüten!“ Sie nickte. „Aber solche Jägersleut sind wir Menschen all miteinand!“

Hilpot schien nicht zu hören. Lauschend spähte er über den Waldsaum hin und rief dann gegen die Thür: „Komm nur, Herr! Nur die Mutter, sonst ist keine Menschenseel in der Näh. Und der Wald ist völlig still, nur droben in der Waldhut, die zum Gotteslehen gehört, da singet die arme Dirn."

In den Rahmen der Thüre trat eine hohe, stolze Gestalt, ein junger Jäger, der eben die Armbrust hinter die Schulter warf. Er war gekleidet wie der Alte, nur daß das Gewand nicht so verwittert und verbraucht war; dazu die Marderkappe mit der Adlerfeder. Aber das Wams zog unbequeme Falten, als wär es nicht für diesen schlanken Körper geschnitten worden — und die schmalen Hände, wie auch die nackten Kniee, waren weiß, als hätten sie die Sonne nicht oft gesehen. Nur wenig lugte das kurz geschnittene Schwarzhaar unter dem Pelz der Mütze hervor — und auf den bleichen Wangen lag nur ein bläulicher Schimmer. Wie fein und scharf in diesem Antlitz alle Züge gezeichnet waren! Ein Antlitz, welches fesselte auf den ersten Blick und fragende Gedanken in jedem weckte, der es betrachtete. Die schmalen, schön geschwungenen Lippen waren herb geschlossen wie in trotzigem Schweigen, das die Rede haßt. Doch ungestüme Sprache leuchtete aus der Nacht dieser großen Augen, über denen die schwarzen Brauen wie mit Kohle gezeichnet waren.

Der Jagdhund erhob sich beim Anblick des jungen

Waidmanns und knurrte, als stünde ein Fremder vor ihm. Mit zischendem Laut wies Hilpot das mürrische Thier unter die Hausbank und näherte sich mit ehrfürchtiger Scheu. „Die Weg verlieren sich im Wald ... soll ich dich nicht geleiten, Herr?“



Der andere schüttelte den Kopf. „Nein! Ich liebe die Wege, die sich in der Öde verlieren. Und ich will nicht, daß du Mühe habest um meinetwegen.“ Ein bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen. „Man könnte sie dir übel lohnen. Und ich danke dir schon den einen Dienst, den du mir bietest gegen deine Pflicht.“ Den schweren Bergstock fassend, welchen Hilpot ihm reichte, trat er aus dem Schatten der Thür in die leuchtende Abendsonne hinaus.

Bei den letzten Worten, die er gesprochen, hatte die alte Frau einen ernsten Blick auf ihren Mann geworfen. Nun wollte sie den Rocken niederlegen und sich aufrichten.

Doch der junge Jäger winkte ihr mit der Hand. „Bleib, Mutter Hanna! Deine Jahre wollen rasten.“

Die alte Frau nickte wortlos vor sich hin und brachte die Spindel wieder in Schwung.

Der andere stand vor ihr und betrachtete eine Weile sinnend ihre Züge. Dann sagte er: „Deine Spindel ist heute schwer geworden. Giebt das ein Kleid zur Weihnacht?“

„Nein, Herr! Ein Pfaid für meinen Buben. Für den letzten, den ich hab. Und derweil ich spinn, muß ich allweil sinnen, ob er das neue Pfaid wohl tragen wird zur warmen Hochzeit oder zur kalten Freit? Ja, Herr, ich hab viel gesponnen, derzeit ich leb . . . für Mann und sieben Buben. Und sechs von ihnen haben mein schönes Leinen hinuntergetragen, mannstief unter den Wasen.“ Hanna nickte und zog den Faden, während Hilpot seufzend das graue Haar mit beiden Händen in die Stirne strich.

„Klag nicht um die Toten, Mutter! Denen ist wohl!“ sagte der junge Jäger mit bebender Stimme. „Und freu dich an dem einen, der euch geblieben ist.“

Hanna netzte die Finger. „Was ist Freud, Herr? Und was ist Weh? Schier weiß ich's nimmer! Es ist mir so gekommen mit der Zeit, daß ich Weh und Freuden allweil spür, als wär's ein gleiches.“

„Dann bist du eine weise Frau!“ Der junge Jäger atmete tief, und seine brennenden Augen wurden größer. „Das Leben halten auf ruhiger Hand? Schmerz und Wonne

wie ein gleiches wägen? Seit ich denke, quäl ich mich um diese Kunst, und noch immer hab ich sie nicht lernen wollen!"

Ein halbes Lächeln glitt um die welken Lippen der alten Frau. „Hab nur Geduld, Herr! Du stehst halt noch in der unrechten Lehr. Wie viel Jährlein hast denn über die zwanzig? Schau nur, schau! Der warme, grüne Mai will es dem Winter neiden, daß er weiß und kalt ist!" Nickend sah sie an der hohen Gestalt des jungen Mannes hinauf. Ihre Augen blieben an seinem ledernen Wamse haften, und sie sagte: „Das hat mein ältester Bub getragen am selbigen Tag, an dem der Baum ihn erschlagen hat."

Hilpot winkte seinem Weib, als wär es ihm unlieb, daß Hanna solche Dinge schwatzte; und ein Blick seiner scheuen Augen streifte das bleiche Gesicht des jungen Jägers.

Der aber lächelte. „Ich danke dir, Hanna, für dieses Wort! Es giebt mir für meinen einsamen Weg einen stillen Gesellen, mit dem sich's plaudern läßt, ohne daß ich reden muß." Er nickte grüßend, und seine Stimme klang freundlicher. „Gehab dich wohl, gute Mutter! Und dir zuliebe möcht ich wünschen, du hättest deinen Buben noch und ein anderer läge, wo der Baum gefallen ist. Dann wäre zweien geholfen!" Er wandte sich ab und schritt den Bäumen zu.

Da trug der Abendwind den lieblichen Hall jener singenden Mädchenstimme über den goldleuchtenden Wald

herunter, deutlicher als zuvor. Man konnte die Worte des Liedes verstehen:

„Es lachet um und um der Wald,
Es blumet auf der grünen Hald,
Und nieder zu den Auen
Steigen die Maiden und Frauen ...“

Der junge Jäger verhielt den Schritt und lauschte, während Hilpot zur Hausbank trat und seinem Weibe zuflüsterte: „Weswegen denn hast es ihm sagen müssen? Jetzt wird er über die schiechen Wänd ein unguts Steigen haben, weil er doch allweil denken muß, er tragt einen Kittel, in dem schon einer verbluten hat müssen! Aber es hat ihm ja kein anderes Wamset passen mögen ... so schlachtig und hoch ist er gewachsen ... und mein altes Schmierzeug kann ich doch so einem Herren nicht umhängen. Schau, Mutter, hättst es ihm doch verschweigen sollen!“

Hanna erwiderte kein Wort; sie netzte die Finger und spann.

„Und was hat er denn sagen wollen ... mit dem stillen Gesellen?“ flüsterte Hilpot. „Hast du verstanden, wen er gemeint hat?“

Hanna nickte. „Den Tod.“

„Den Tod?“ Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Geh, Mutter, wie kannst denn so was denken! So ein junges Blut! Und soll einen Gesellen suchen, vor dem alles ein Grausen hat, was lebt?“

„Du bist mir einer!“ Hanna zog den Faden lang und lächelte. „Sechsmal hast den Tod schon getragen auf deinem Buckel ... und noch allweil hast ein Grausen vor ihm?“ Ein matter Seufzer schwellte die Brust der Greisin. „Mir grauset nimmer! So oft ich denk an ihn, seh ich allweil nur ein Gesichtl, das mir lieb ist. Und schier mein' ich, daß er Recht hat, der sell da drüben ... es müßt mit dem Tod ein gutes Reden sein! Der schweiget, weißt, und dann hat er sein bestes Wörtl gesagt.“

Mit dem müden Geflüster der alten Frau vermischte sich der helle, jugendfrohe Klang des Liedes, das über die leis bewegten, leuchtenden Wipfel herniedertönte:

„Gegangen kommet Paar um Paar,
Und Blumen tragen all im Haar.
Sie heben an zu singen
Und schlingen
Den liebelichen Reien,
Und preisen all den Maien:
Huliadei!
Sei willkommen, süßer Mai!“

Der jubelnde Laut verschwamm im wachsenden Wehen des Abendwindes und ging unter im Geraschel und Rauschen des Waldes, wie eine Kinderstimme versinkt, wenn rauhe Männer zu reden beginnen.

Aus seinem Lauschen erwachend, blickte der junge Jäger auf. Sein Antlitz hatte sich warm gerötet — oder war es nur die Glut des Abends, deren Wiederschein auf

seinen bleichen Wangen lag? Er deutete auf einen Pfad, der emporführte gegen die Waldhöhe, von welcher das Lied geklungen, und über die Schulter blickend, fragte er: „Geht hier mein Weg?"

„Nein, Herr," erwiderte Hilpot. „Das Steigl führet hinauf zum Gotteslehen. Den Weg zur Linken mußt nehmen."

Der junge Jäger folgte dem schmalen Pfad, auf den der Alte ihn gewiesen hatte und verschwand im farbigen Schatten des Waldes.

Da klang aus der Schlucht, zu welcher die thalwärts sinkenden Waldgehänge sich verengten, ein heller Jauchzer.

Betroffen blickte Hilpot auf, und halb in Freude und halb verwundert wandte er sich zu seinem Weib. „Hörst ihn, Mutter?"

Hanna nickte. „Unser Bub!"

„Was kann ihn denn heraufführen, jetzt, wo er doch Falkendienst haben muß einen Tag um den andern? Was meinst denn, daß er bringt?"

„Eine Sorg! Was denn sonst? Mit der Freud werden die Kinder allweil selber fertig. Da brauchen sie nicht zu Vater und Mutter laufen." Das sagte Hanna mit ruhiger Stimme; doch hastiger zogen ihre Finger den glitzernden Faden, während die stillen Augen mit scheuer Sehnsucht gegen den Waldsaum spähten.

Eine kurze Weile, und unter den Bäumen trat ein

junger Bursch hervor, stämmig und gesund, ohne viel Gedanken im harmlosen Blick der blauen Augen, doch mit der Farbe lachender Jugend auf den Wangen, um die sich das zausige Blondhaar ringelte. Er trug das bunte Falknerkleid, das über die Brust herunter in der Farbe geteilt war, zur Hälfte rot und zur Hälfte grün. Der spielende Wind rollte ihm das gezahnte Tuch der langen Schlitzärmel um die Hüften und machte die Strähne seines Haares wehen. Auf der linken Faust, die in grobem Handschuh steckte, trug er einen isländischen Weißfalken, dem der Kopf mit der Falkenhaube bedeckt und die Schwingen mit der hirschledernen Kreuzfessel gebunden waren, so daß er keine Feder bewegen konnte.

Als Hilpot den Falken sah, wußte er gleich, weshalb der Bub aus dem Thal heraufgestiegen war. „Thu dich nimmer sorgen, Mutter," sagte er, „ich denk, der Falk hat eine Wann*) gebrochen, die ich spulen muß."

Mutter Hanna atmete auf, während Hilpot seinem Buben entgegen ging, den der Hund mit freudigem Gebell umsprang.

„Gottes Gruß, Reinold!" sagte der Alte und bot seinem Buben die Hand. „Thust dich auch wieder einmal anschauen lassen bei uns daheim?"

Reinold konnte den Gruß nicht erwidern, denn der Falke, den das Gebell des Hundes unruhig machte, zerrte

*) Schwungfeder.

mit den gebundenen Schwingen an der Fessel. Scheltend jagte Reinold den Hund zurück, nahm die Schwanenfeder vom Käpplein und strich sie dem Falken ein paarmal schmeichelnd über den Rücken; das schien dem Vogel wohl zu thun, und er wurde ruhig. Verschnaufend nickte Reinold dem Vater zu. „Da schau, was ich bring! Mit dem hat mich der Herr heraufgeschickt zu dir, weil keiner das Spulen so gut versteht wie du!“

„Hat er eine Wann gebrochen?“ Hilpot nahm seinem Buben den Falken von der Faust.

„Wenn's nur eine wär! Zwei Wannen sind wurzab, und die dritte hat einen Letz gekriegt. Wie der Herr den Falken so gefunden hat, ist ihm das Weinen nah gewesen.“ Reinold wischte mit dem Ärmel über die Stirne, denn der rasche und steile Aufstieg hatte ihm warm gemacht. „Ich sag dir's, Vater . . . wenn du die Wannen nimmer spulen kannst, daß der Falk wieder heil ist zum hohen Flug, so kriegen wir Trauerzeit im Kloster drunten und sehen bei unserem Herren keinen Lacher nimmer, wer weiß wie lang!“ Reinold zog die



beiden Daumen ein und spuckte über die Schulter, um das gefürchtete Unheil zu beschwören. Dann ging er auf die Mutter zu und bot ihr beide Hände. „Grüß dich Gott, Mutterl! Hast allweil gute Zeiten?“

„Wie's der Tag halt bringt und wieder nimmt.“ Hanna legte die Spindel in den Schoß und faßte Reinolds Hände mit zitterndem Druck. Matte Röte stieg ihr in die verhärmten Wangen, als sie ihren Buben — den letzten von sieben — so vor sich stehen sah in lachender Jugend, strotzend von Gesundheit. „Und du? Wie geht's denn dir?“

„Allweil gut! Bei einem Herren, der die Falken lieb hat, haben die Falknerleut sieben Feiertäg in jeder Woch! Und Wein und Meth und Mahlzeiten, daß man auseinand geht wie Hefenteig in der Wärm.“ Er machte die Hände frei, dehnte die Brust und schlug sich lachend mit den Fäusten auf die Rippen. „Was sagst?“ wandte er sich an den Vater, der mit dem Falken zur Hausbank kam.

„Ein Falk, wie ich meiner Lebtag keinen zweiten gesehen hab, so schön und stark und stolz! Ich kann's deinem Herren nachspüren, daß ihm der Vogel wie sein Leben gilt. Schau her, Mutter,“ auf der Faust hielt der Alte seinem Weib den Falken hin, „hätten wir den Haufen Gold, den der da gekostet hat, wir wären reiche Leut! Hundert Heimwesen wie das unsrige könntest kaufen dafür, und thät dir noch allweil ein Herrengut übrig bleiben.“

Hilpot ließ sich auf die Hausbank nieder, nahm den Falken auf den Schoß, löste ihm die Kreuzfessel und begann die gebrochenen Schwungfedern zu untersuchen. Um den Falken bei Ruhe zu erhalten, streichelte ihm Reinold mit der Schwanenfeder den Rücken und plauderte dazu. Den Falken, erzählte er, hätte Herr Friedrich, der Propst zu Berchtesgaden, auf billige Weis erworben. „Denn weißt, wie unser Kloster in alter Kaisertreu nach dem Fall des Welfenfürsten Otto dem jungen Herren im deutschen Reich die Huldigung schickte, hat der neue Kaiser unsere Stiftsherren gefragt: Wie heißet euer Propst? Und wie sie ihm gesagt haben: Friedrich, wie Du!, da hat der junge Kaiser gemeint: Wer Friedrich heißt, dem müssen die Falken lieb sein, so wie mir! Und gut getroffen hat er's!“ Reinold lachte. „Denn die Stiftsherren haben ihm sagen können, daß es für unseren Herren liebere Kurzweil nimmer gäb, als Beiz und Federspiel. Und da hat der Kaiser, um dem Kloster alle Treu zu lohnen, unserem Propst den schönsten Eisländer aus seinem Falkenhof geschickt! Den da!“

„Den hat der Kaiser schon auf der Hand getragen?“ fragte Mutter Hanna lispelnd. Sie ließ die Spindel ruhen und staunte in ehrfürchtiger Scheu den Falken an, der sich Hilpots achtsame Sorge still gefallen ließ. „Der Kaiser?“

Gar seltsam hörte das Wort sich an, auf diesen welken

Lippen, und hier, in der Öde des Waldes, in diesem verlorenen Winkel der Berge! Weit draußen in der Ferne ging das wirre Leben einer stürmischen Zeit seinen eisernen Schritt, und nur selten brandete eine schon halb verrauschte Welle seines Lärmes in die verborgenen, von himmelhohen Felsen umschützten Thäler. Ein Wort aber hat zu allen Zeiten seinen Weg auch zur entlegensten Hütte gefunden, wenn deutsche Herzen unter ihrem Dache schlugen.

„Der Kaiser!"

„Ja, Mutter!"

„Der mit dem roten Bart?"

„Aber Mutter! Der Rotbart ist ja doch lang schon tot."

„Tot?" Sinnend schwieg Mutter Hanna.

Da sagte Hilpot: „Droben der Gotteslechner meint, das wär eine Lug. Der Kaiser Rotbart thät noch allweil leben. Daß er gestorben wär und im Judenland versunken in einem reißenden Wasser, das thäten nur die anderen sagen, die Schiechen, die den Unfried machen in der Welt, die armen Leut schinden, und fressen von ihrem Hab und Gut! Aber die sollten nur achthaben, meint der Gotteslechner ... eh die schiechen Unfrieder sich umschauen, wär der alte Kaiser wieder im Land und thät die guten Zeiten wieder aufrichten und jedem geben, was sein Recht ist."

„Geh, Vater, das ist unsinnigs Gered. So was müssen doch wir im Kloster drunten wissen. Seit der

alte Rotbart tot ist, herrschet schon der dritte Kaiser im Land. Aber ich weiß schon, wie die Leut reden. Droben der Gotteslechner sagt: der Rotbart ... und drunten im Thal die bäurischen Dickschädel, die das rechte Frommsein noch allweil nicht lernen wollen, die sagen: der König Wute im Untersberg! Jeder möcht halt, daß einer käm und thät ihm helfen wider den Klosterzins. Und der Gotteslechner ..." mit einem Seufzer spähte Reinold gegen den höheren Wald empor, „wenn der auf einen Helfer denkt ... ich mein', der wird seine guten Gründ haben ..."

Hilpot, der auf das Geplauder seines Buben nur halb geachtet hatte, erhob sich und setzte den Falken auf Reinolds Arm. „Ich spul ihm die Wannen wieder und mach ihn wieder heil zum hohen Flug, daß unser Herr seine Freud dran haben soll!" Er trat in die Hütte.

Helle Freudenröte schlug über Reinolds Wangen; denn er wußte, daß ihm klingender Dank bevorstand, wenn er den verletzten Falken wieder flugfähig hinunterbrachte ins Kloster.

Da fragte Mutter Hanna in Unruh: „Was hast denn sagen wollen vom Gotteslechner?"

Reinold zögerte mit der Antwort. Dann sagte er leis: „Ich fürcht, der Gotteslechner ist Freibauer gewesen die längste Zeit. Ich hab so was reden hören im Kloster ... morgen kommen sie und büßen ihn um den

Albenzins, als ob er ein höriger Bauer wär wie die anderen."

„Bub! Das wird schieche Ding abgeben! Der wird sich wehren!"

„Wie lang! Übers Jahr geht er doch mit geschorenem Kopf wie all die anderen. Er sollt ein Einsehen haben!" Mit scheuem Ernst, als ginge ihm das Schicksal nahe, das dem Gotteslechner bevorstand, blickte Reinold wieder zur Höhe hinauf, um deren sacht schwankende Wipfel das Gold des Abends in leuchtenden Wogen floß. „Was meinst, Mutter, wenn ich hinaufspringen thät und gäb ihm heimlich eine gute Red, daß er sich fürsehen möcht?"

Erschrocken ließ Hanna die Spindel fallen und umklammerte Reinolds Arm. „Bub! Bist denn gescheid? Stehst in Klosterdienst . . . und willst reden gegen deine Herrenleut!" Ihre Stimme schwankte, während sie Reinold näher an sich zog. „Thu deiner alten Mutter die Lieb an und laß deine Händ von aller fremden Sorg! Schau lieber, daß dir selber kein widrigs Steinl auf deinen jungen Weg fallt." Sie erhob sich, und leise Worte murmelnd, bekreuzte sie ihm die Stirne und den Mund.

„Der Gotteslechner möcht wohl den Schnabel halten, wenn ich ihn warnen thät," meinte Reinold ausweichend. „Und ich steh in linder Gunst bei meinem Herren. Was könnt denn so gar viel Übels kommen über mich?"

„Was über den lieben Tag kommt, wenn die Sonn

versinkt . . . was ich fürchten muß bei Licht und Finsternis, wenn ich denk, daß ich sechs verloren hab und du der letzte bist."

„Aber geh doch, Mutter!" Ein Schauer rann über Reinolds Schulter, aber dann reckte er lächelnd die jungen Glieder, hob den Falken hoch und schüttelte das Blondhaar. „Was thust dich denn allweil sorgen? Ich leb doch und lach!"

Kalter Schatten fiel über Gehöft und Hütte; die Sonne war über die Wälder niedergetaucht, und nur um die Höhe, auf der das Gotteslehen stand, und um die beschneiten Berggipfel schimmerte noch ein letzter, roter Glanz. Verschwommen hörte man die jauchzende Mädchenstimme:

„Huliadei!
Sei willkommen, süßer Mai!"

Lauschend blickte Reinold auf. „Hörst, Mutter . . . sie singet."

„Weil ein Lied halt trösten kann!" sagte Hanna langsam, kein Auge von dem Gesicht ihres Buben verwendend.

Sein Blick begegnete dem ihren, und er fühlte den zitternden Druck der dürren Finger, die seine Hand umspannten. Da wurde er verlegen und sagte: „Meinethalben, warum denn soll ich's hehlen vor dir? Was thät mich der Gotteslechner kümmern! Aber mir banget um seine arme, liebe Dirn."

„Lieb und gut, ja, Bub, das ist die arme Dirn da

droben, und sie muß einen jeden erbarmen. Aber kannst ihr helfen?" Hanna legte den Arm um Reinolds Schulter. „Sei gescheid, Bub. Du hast lichte Augen . . . such du dir lichte Freud."

Reinold seufzte und schwieg.

Zärtlich rüttelte ihn die Mutter. „Bleib daheim und schau lieber dem Vater zu, wie er dem Falk die Wannen spult. Da lernst was! Und essen und trinken mußt doch auch! Hast Hunger, Büebli?"

Reinold lachte schon wieder. „Allweil, Mutter!"

„Sollst was haben!" nickte sie ihm zu. „Das allerbest!" Als sie zur Thüre gehen wollte, hörte man von der steilen Waldhöhe den polternden Fall von Steinen. Im gleichen Augenblick trat Hilpot aus der Hütte.

„Sell droben steigt einer umeinand," meinte Reinold. „Leicht kriegen wir noch einen Haingart auf den Abend."

Der Alte schüttelte den Kopf, nahm den Falken und setzte sich auf die Hausbank.

„Aber so hör doch . . ."

„Der kommt nicht, Bub," sagte Mutter Hanna auf der Schwelle. „Heut nimmer . . . aber morgen wieder, wenn er müd ist von der heimlichen Birsch, zu der ihn der Vater gewandet hat."

Reinold schien zu erraten, von wem die Rede war. Und erschrocken stammelte er: „Vater! Wenn sie's hören drunten . . . sie büßen dich, weil du ihm hilfst!"

Der Alte schwieg.

In Sorge blickte Mutter Hanna auf ihn nieder und trat mit schwerem Seufzer in die Hütte.

„Sie suchen ihn drunten schon seit dem Morgen," flüsterte Reinold dem Alten hastig zu, „und wenn sie merken, daß du ihm wieder geholfen hast ... das könnt schief ausfallen, Vater. Keiner im Kloster drunten mag ihn leiden, und all die Herren stehen im Zorn wider ihn."

Hilpot nickte. „Aber mir ist er lieb. Er hat Jägerblut. Und geh's, wie's mag, ich muß ihm zu Willen sein ... er hat mir's angethan mit seinen Glutaugen. Dem seine Seel ist kerzengrad gewachsen wie ein gesundes Bäuml in gutem Licht! Und wenn ihn die anderen schelten, thun sie's bloß, weil er besser ist als sie. Aber komm, Bub, jetzt thu mir helfen und leg den Falken in Zwang."

Scheu blickte Reinold noch einmal über den Waldhang hinauf. Dann trat er zum Vater, faßte mit kundigem Griff den Falken an beiden Fängen und schwang ihn, daß der Vogel mit dem Rücken auf Hilpots Schoß zu liegen kam; der Falke flatterte und wollte sich wehren, doch Reinold gab ihm den Daumen und den kleinen Finger zwischen die greifenden Klauen und preßte ihm die drei Mittelfinger auf die Brust; da lag der Vogel, ohne sich zu regen, nur die Spitzen der gespreizten Schwingen zitterten leise.

Hilpot lächelte. „Recht so, Bub! Das Zwingen hast

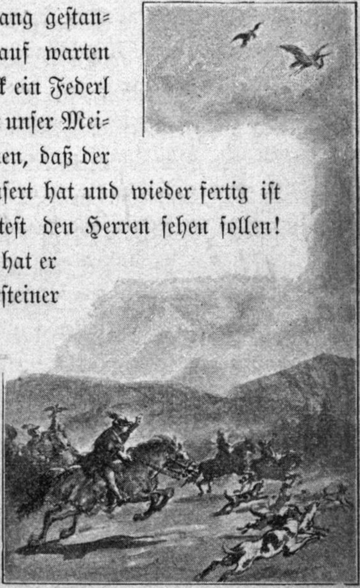
mir gut abgeschaut. Und jetzt paß auf, denn das richtige Spulen mußt auch noch lernen!" Mit bedächtiger Ruhe begann er an den gebrochenen Schwungfedern das Heilwerk, das in der ganzen Falknerei des Klosters keiner so sicher zu üben wußte, wie der alte Jäger.

Den Falken mit pressender Hand im Zwang erhaltend, kauerte sich Reinold vor Hilpots Knieen auf die Erde nieder. In stummer Achtsamkeit verfolgte er jeden Handgriff des Vaters, der mit scharfem Messer eine der geknickten Schwungfedern an der Bruchstelle entzweischnitt und die beiden Theile der Federspule mit schief geschnittenen Rändern wieder aneinanderfügte, indem er eine feine, mit weichem Wachs überzogene Stahlnadel als festen Halt in das Innere der Spule schob.

„Gleich drei Wannen auf einmal!" sagte Hilpot, während er einen zart gesponnenen Leinenzwirn in eine feine Nähnadel faßte und den Faden, um ihn zäher zu machen, mehrmals durch einen geschmeidigen Harzbrocken zog. „Das ist viel, Bub! Wie ist denn das Unglück nur geschehen?"

„Wie's geschehen ist, weiß ich nicht. Ich bin erst dazu gekommen, wie Herr Friedrich den Falken schon wieder auf der Faust gehabt hat . . . der Herr ist ja geritten, und ich bin zu Fuß gelaufen . . . und kannst mir's glauben, Vater, vor Kummer über seinen Liebling sind dem Herren die hellen Zähren im Aug gestanden! Wer

hätt aber auch denken mögen, daß die heutige Freud ein so trauriges End nimmt! Die ganzen Wochen her, derweil der Falk in der Mauser war, ist der Herr alltag ein paarmal in die Falkenstub gekommen und ist ganze Stunden lang vor der Stang gestanden, als hätt er drauf warten können, daß dem Falk ein Federl wachst. Ehgestern hat unser Meister ihm melden können, daß der Eisländer ausgemausert hat und wieder fertig ist zum Flug. Da hättest den Herren sehen sollen! In der ersten Freud hat er für heut im Untersteiner Moor auf Reiher und wilde Schwän ein großes Beizen angesagt. In der Nacht noch haben wir hinausreiten müssen zu den Grenzburgen und



die Burgherren und Frauen laden. Die frommen Schwestern im neuen Klösterl drunten haben Verlaub erhalten, daß sie mitreiten dürfen. Gestern auf den Abend sind von Salzburg die Fahrenden Leut gekommen, ein ganzer Haufen, und drei ritterliche Singer sind im Kloster ab-

gestiegen, jeder mit seinem Falken und seinem Spielmann. Da hat's im Refektori ein Liedersingen und eine Kurzweil abgesetzt, daß der Bruder Glöckner aufs Mettenläuten vergessen hat. Und draußen auf dem Untersteiner Anger haben die Küchenbrüder schaffen müssen die ganze Nacht, haben die Zelt aufgeschlagen und den Herd gemauert, und einen Karren um den anderen haben sie hinausgefahren, mit Freßwerk und Wein und Gutigkeiten zum Beizmahl. Heut in aller Gottesfruh sind drunten im Kloster schon alle Leut auf den Füßen gewesen, Herr Friedrich selber hat das große Hochamt abgehalten, und weil er seinem Lieblingsfalken eine rechte Ehr hat anthun wollen, hat er ihn vom Credo bis zum Sanktus zwischen Kelch und Meßbuch sitzen lassen . . ."

Hilpot brummte ein paar unwillige Worte in seinen Bart.

„Was meinst, Vater?" fragte Reinold und blickte verwundert auf.

„Ich mein', du solltest lieber schweigen und acht haben, wie man die Spulen bindet."

Reinold, der sich in Eifer geredet hatte, schien den Ärger des Vaters nicht zu begreifen. Er schüttelte den Kopf, doch er schwieg. Und wenn seine Aufmerksamkeit nicht gerade durch den Duft des schmorenden Wildprets abgezogen wurde, der aus Mutter Hannas Herdstube quoll, war er mit achtsamen Augen ganz bei der Sache. Er sah es wohl nicht zum erstenmal, wie eine gebrochene Wanne

„gespult“ und „gebunden“ wird, aber ihm fehlte die Ruhe und die sichere Hand, um dem Vater dieses Falkner-Kunststück nachzumachen. Und auch kein anderer im Falkenhof des Klosters wußte es dem alten Hilpot gleichzuthun: die Bindnadel so sacht durch die Feder zu stechen, daß der Schaft nicht zersprengt wurde und jeder Stich eine Öse der in das Innere des Kiels geschobenen Spulnadel traf; keiner wußte eine bindende Fadenschlinge so fest und gleichmäßig neben die andere zu legen, daß die zerschnittenen Theile der Feder unverrückbar wieder aneinander hafteten, und keiner wußte das klebende Harz so kundig zu mischen, daß es den Bart der Feder nicht verpichte, sondern an der Luft eintrocknete, sobald die Fadenschlinge gelegt war. Jedes kleinste Versehen machte die ganze Arbeit unnütz, und saßen die gebundenen Federn nicht wie angewachsen, so steuerte der Falke schlecht im Flug und war unbrauchbar für die Jagd.

Auf dem beschneiten Grat der Berge war der letzte Sonnenschein erloschen, und es fiel schon die erste graue Dämmerung über den Wald, als Hilpot die Arbeit vollendet hatte. Sich aufrichtend hob er auf der Faust den Falken empor, der mit ausgespannten Schwingen schlug, als möchte er selbst das Heilwerk seines Arztes erproben.

„Der Schlag ist gut und sicher,“ sagte der Alte, „ich mein', Bub, daß ich nichts versehen hab.“

Während die beiden mit prüfenden Augen den flat-

ternden Falken musterten, ließ sich klirrender Hufschlag von einem steinigen Pfad des Waldes vernehmen. Sie blickten auf, und erschrocken stotterte Reinold: „Um Gottes Lieb, Vater, da kommt der Herr!“

Auf bunt geschirrtem Maulthier, das von einem Knecht am Zügel geführt wurde und von der Mühsal des steilen Weges keuchte, kam Propst Friedrich unter den Bäumen hervorgeritten. Sein braunes Samtgewand, dessen Säume mit dem zarten, goldgelben Pelzwerk von der Kehle des Edelmarders verbrämt war, glich eher einem ritterlichen Kleid als der Tracht des Priesters, den nur das goldene Kreuz verriet, das an breitem Seidenbande um den Hals geknüpft war. Der Abendwind, der dem Reiter entgegenwehte, lüftete die gestickte, von der Pelzkappe über die Ohren niederhängende Halsschaube und zeigte am Hinterhaupt den Halbmond einer spiegelblanken Glatze. Auch unter dem Rand der Kappe stahl sich kein Härlein hervor, die breite Stirne und die glatt rasierten Wangen des runden, lebensfreudigen Gesichtes glänzten wie poliert, und die kleinen, flinken Augen blitzten in hellem Glanz. Klugheit und reife Erfahrung redeten aus dem Blick dieses Fünfzigjährigen, der dem Heil seiner Seele mit allen Mitteln gedient haben mochte, nur nicht mit Fasten und Pönitenz. Um die leicht aufgeworfenen Lippen lag der spöttische Zug des Mannes, welcher Welt und Menschen kennt und nicht sonderlich viel von ihnen

hält — und dennoch sah man es diesem Gesichte an, daß es freundlich und in Nachsicht lächeln konnte. Jetzt freilich war es gerötet von der Hast des Rittes, jeder Zug in Erregung um das Schicksal des geliebten Falken — und diese ungeduldige Sorge hatte etwas von der Unruh eines Kindes, das sich um ein zerbrochenes Spielzeug kümmert, welches ihm lieb gewesen.

Noch ehe das Maulthier hielt, ließ sich Propst Friedrich schon aus dem Sattel gleiten. Ohne auf Reinold zu achten, der seinem Herren mit scheuem Gruß den Saum des Ärmels küßte, rief er dem alten Jäger zu: „Wie steht es, Hilpot? Wirst du ihn heilen können? Oder ist er verloren für die Jagd?“ Dabei streckte er nach dem Falken schon die Hände, welche reich mit blitzenden Ringen besteckt und so schlank waren, so weiß und wohlgepflegt wie Frauenhände.

„Gottes Gruß, mein guter Herr! Und schauet ...“ Hilpot schwang den Falken, „ich mein', er ist wieder heil zum hohen Flug.“

„Reinold!“ rief der Propst in heißem Eifer, während er den Falken von der Faust des Jägers nahm. „Gieb ihm das Spiel!“ Der Falke drückte ihm die Klauen tief in das Fleisch der ungeschützten Hand, doch Herr Friedrich achtete des Schmerzes nicht. „Das Spiel! Und wirf, was du werfen kannst!“

In Erregung, mit zitternden Händen, hatte Reinold



aus seiner Falkner-tasche das Federspiel hervorgerissen — einen weißen Ball mit kleinen, bunten Flügeln — und all seine junge Kraft zusammennehmend, schleuderte er das Spiel hoch hinauf in die dämmerige Luft. Der wehende Abendwind erfaßte das bunte Ding und trieb es den Bäumen zu.

„Falko! Huliiih!“ Mit diesem jauchzenden Rufe nahm der Propst dem Falken die Haube ab und schwang ihn.

Gellend tönte der Schrei des Falken durch die Stille, mit hastig flatternden Schwingen stieg er senkrecht empor, ein sausender Stoß, und ehe das Federspiel noch zwischen die Wipfel der Bäume gaukelte, hatte der Falk schon seine Fänge in den Ball geschlagen.

„Hilpot, das will ich dir danken!“ rief Herr Friedrich zwischen Lachen und Freudenthränen. Er wollte einen der blitzenden Ringe lösen, doch vom Griff des Falken waren ihm die Finger aufgeschwollen, daß die

Ringe wie angewachsen saßen. Da faßte er das goldene Kreuz auf seiner Brust, riß es vom Hals, daß das breite Seidenband in Fetzen ging, und warf das Kleinod dem Jäger zu. „Nimm!“

„Herr Jesus!“ stammelte Hilpot erschrocken und streckte die Hände, denn er fürchtete, daß das Kreuz zur Erde fallen könnte; doch er haschte es noch, bevor es den Boden berührte.

Mit hellem Lockruf war Herr Friedrich auf den Waldsaum zugesprungen und hob dem niederschwebenden Falken die Hand entgegen. Reinold kam gelaufen und wollte helfen. Aber der Propst löste selbst dem Falken das Spiel aus den Fängen, stülpte ihm die Haube über den Kopf und nickte gnädig dem jungen Falkner zu. „Bleibe bei deinem Vater, Bub! Ich gebe dir freien Tag für morgen.“ Den Falken streichelnd und zärtlich mit ihm plaudernd, wandte er sich seinem Maulthier zu und ließ sich von dem Knecht in den Sattel heben. Ohne Gruß ritt er davon.

Hilpot blickte ihm nach, und als er den Herren im dunkelnden Wald verschwinden sah, hob er scheu das Kreuz an seine Lippen und sagte leis: „Komm, Bub, wir wollen's der Mutter zum Kuß hineintragen. Die hat vor lauter Sieden und Braten gar nicht gemerkt, daß der Herr gekommen ist.“

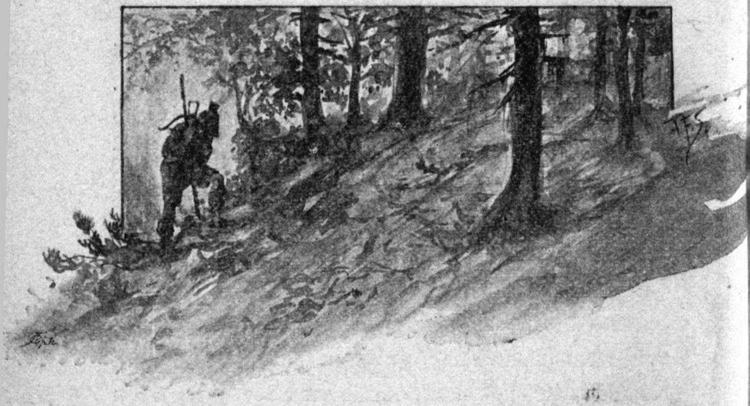
„Du!“ Reinold hatte den Arm des Vaters umklam-

mert und flüsterte: „Wenn sie hören drunten, daß du dem selbigen da droben Gewand und Wehr gegeben hast ... und sie wollen dich büßen, so sag dem Herren: Ich hab dir den Eisländer heil gemacht! ... und er bietet dir eine Gnad, statt daß er Buß nimmt!"

Hilpot zuckte die Schultern und schwieg. So traten sie in die niedere Thüre, aus welcher der Feuerschein des Herdes leuchtete.

Der Wind, der über die Wipfel der Bäume strich, drückte den blauen Rauch zu Boden, der aus allen Lücken des Schindeldaches quoll, und spannte ihn gleich einem dünnen Schleier über das ganze Gehöft. Stärker hörte man die Bäche der höheren Berge rauschen, und von den Almen nieder tönte ein lang gezogener, dumpf murrender Laut — der ferne Schrei eines brünstigen Hirsches.





2.

Im sinkenden Dunkel stieg der junge Jäger, der das Wams eines Toten um seine Schultern trug, durch den öden Wald empor. In treibender Unruh klomm er aufwärts, ohne zu rasten, wie einer, dem irrende Gedanken den Schritt beflügeln. Nur einmal hielt er inne — der verwehte Laut einer Stimme hatte ihn aus seinem Sinnen geweckt.

Tief unter ihm, wo in der Dämmerung noch matt erkennbar eine Lichtung zwischen den dunklen Bäumen schimmerte, dort mußte das Gotteslehen liegen.

Er hörte das Poltern des Balkens, mit dem das Hofthor geschlossen wurde, hörte das an Wolfsgeheul er-

innernde Gebell eines Hundes, das heitere Lachen einer Magd — nun kurze Stille — dann wieder jenes jauchzende Lied:

„Huliadei!
Sei willkommen, süßer Mai!“

Die Stimme dämpfte sich und erlosch, als wäre die junge Sängerin langsamen Schrittes ins Haus getreten.

Eine Weile noch stand er und lauschte.

„Ein holdes Stimmlein!“

Und als er zögernd weiterschritt, summte er die Weise vor sich hin.

Er kannte das Lied. Aber wie lang doch war es her, seit er den süßen Klang zum erstenmal gehört? Zehn Jahre? Oder länger noch? Er sann — und jählings tauchte die Erinnerung in ihm auf.

Eine weite, weiße Halle, an deren Mauern Waffen und Geweihe hingen, erhellt vom zuckenden Lichtschein der Wachspfannen — und draußen vor den Säulenbogen die flüsternden Linden und die stahlblaue Frühlingsnacht mit ihren Sternen. An langem Tische saßen die zechenden Lehensleute, jeder mit dem blanken Zinnkrug zwischen den Armen. Und gesondert von ihnen, neben dem Herdfeuer, saß die Mutter in ihrem Stuhl. Und er, ein zwölfjähriger Knabe, an ihren Schoß gelehnt — und der Bruder betrunken unter den Zechenden, lauter klang seine Stimme als die Stimmen all der anderen, und seine

Faust machte auf dem Tisch die Krüge tanzen. Bei jedem Fluch und Schlag ging ein schmerzliches Zucken über die Stirne der stillen Frau — und dann blickte der Knabe in scheuer Sorge zu ihr auf und schmiegte zärtlich seine Wange an ihre zitternde Hand. Und als die Zechenden der Jagdgeschichten und des Trinkens müde wurden, schrieen sie nach dem Spielmann und schwiegen. Da klang die Fiedel, und dann das Lied . . .

„Huliadei!
Sei willkommen, süßer Mai!“

Schwer atmend verhielt der Einsame den Schritt und preßte den Arm über die Augen, als möchte er gewaltsam das Bild der vergangenen Zeit aus seinem Blick verscheuchen.

Hastiger stieg er durch den Wald empor; doch immer wieder summte und sang ihm die Weise durch Herz und Sinne.

Wie ein Lied doch wandern kann! Vom sonnigen, rebengrünen Frankenland bis zu den kalten, blauen Bergen! Und wie ein Lied doch Wunder wirkt! Wie es trösten kann — und so freundlich lügen! Ist ein Lied nicht wie ein Sonnenstrahl, der aus lichten Höhen seinen Weg auch in den kalten Schatten versunkener Wälder findet? Geschehenes wird ungeschehen, Vergangenes wieder lebendig, und alles Kommende, das du fürchten solltest, siehst du verwandelt zu frohem Bild. Hatte nicht der

nahende Winter mit seinem weißen Mantel schon die Berge gestreift, lag nicht das Sterben über den Blumen und die kalte Herbstnacht über dem Wald? Und dennoch hatte jenes holde Stimmlein dort unten so sonnenfroh und frühlingsfreudig aufgejubelt: „Sei willkommen, süßer Mai!" ...

Aus seinen Gedanken erwachend blickte der junge Jäger um sich her im Dunkel. Er hatte den Pfad verloren. Und suchte ihn nicht wieder. Geraden Weges begann er über den Waldhang emporzuklimmen. Immer wieder sperrte eine kleine Felswand, eine Kluft oder ein Wirrsal gefallener Bäume seinen Weg. Häufig strauchelte er bei der Hast, mit der es ihn aufwärts trieb, und oft rettete ihn nur ein kühner Sprung vor bedenklichem Sturze. Aber all diese Mühsal erschöpfte ihn nicht, sie schien die Kraft seiner jungen Glieder nur zu lösen und zu steigern. Zuweilen hielt er inne, spähte im Dunkel umher, atmete tief und lachte vor sich hin, um sich im nächsten Augenblick mit leisem Jauchzen über ein neues Hindernis hinwegzuschwingen, als wäre ihm dieser Kampf gegen die Finsternis, die ihn umdrohte, zu einer Lust und Freude geworden.

Endlich erreichte er das offene Weideland einer Hochalm. Auf vorgestütztem Bergstock das Kinn über die Hände legend, schöpfte er Atem und blickte in die dunkle Runde.

„Wie still und schön!"

Es war in schweigender Nacht kein Windhauch mehr zu spüren. Gleich einem schwarzen Riesenhügel, durch-

würfelt von den grauen Tönen kahler Blöcke, erhob sich das weite Almfeld, und über dem sanft geschwungenen Grat wölbte sich der stahlblaue Himmel mit strahlenden Sternen. Ein verlorener Wiederschein ihres Zitterlichtes blitzte hier und dort in den Eiskrystallen, mit denen der Nachtreif die welken Gräser überspann. Von der Höhe des Feldes klang das Rollen gelöster Steine, und der Schrei eines starken Hirsches dröhnte durch die Nacht. Ein zweiter Hirsch gab zornige Antwort, nun schwiegen die Stimmen, und da klirrten die kämpfenden Geweihe. Zwischen prasselnden Steinen kam's über den finsteren Hang herniedergesaust — zwei schwarze Schatten flogen an dem Jäger vorüber und verschwanden im Wald. Der Starke hatte den Schwächeren in die Flucht geschlagen, und mit stolzer Wildheit seinen Sieg hinausschreiend in die stille Nacht, stieg er wieder über den Almenhang empor.

Noch eine Weile stand der Jäger und lauschte. Dann richtete er sich auf. „Haß und Liebe, Streit und Ringen bei allem, was Leben fühlt und atmet!“ raunte er vor sich hin. „Und dem klügsten aller Thiere, dem Menschen, predigen sie wider die Natur den feigen Frieden! Weil die Schwachen den Starken jagen wollen, soll er die Waffe seiner Kraft aus der Hand legen, soll lieben lernen, was er haßt, ehren, was er verachtet, und meiden, was er begehrt. Wie mir ekelt vor ihnen!“ Die jungen Arme schüttelnd, erhob er seine Stimme, daß sie hallte in der

Nacht. „Kampf! Kampf! Wie schön bist du! Und wie lieb ich dich!“

In dunkler Ferne dröhnte der Schrei des Hirsches, daß es wiederhallte im finsteren Wald.

„Du . . . und ich! Auf morgen!“

Das Wort hatte den Klang eines Jauchzers. Und treibenden Schrittes stieg der Jäger über den Hang empor.

Nach kurzer Wanderung kam er zu einer Almhütte, welche schwarz im Dunkel lag. Die Thür stand offen, und man spürte noch den Geruch der Herde, welche die Alm wohl erst vor wenigen Tagen verlassen hatte. Zögernd trat der Jäger in den finsteren Raum. Bei dem bläulichen Schein des Schwefelfadens, den er mit Feuerstein und Zunder in Brand versetzte, gewahrte er einen Haufen dürrer Äste. Und als dann aus der Asche des Herdraumes die Flammen aufzüngelten, blickte er umher. Kahle, rußgeschwärzte Balken, ein zerklüftetes Dach, durch dessen Lücken man die Sterne funkeln sah, und in der Ecke eine Stangenpritsche, mit zerlegenem Reisig bedeckt. Dieses Lager schien den Müden nicht zu locken. Oder fühlte er keine Müdigkeit? Er legte die Armbrust und den Bolzenköcher ab, warf ein paar klotzige Äste in die Flammen und trat ins Freie.

Neben der Thüre ließ er sich auf einen Holzblock nieder. So saß er, die Arme um das Knie geschlungen, und blickte sinnend in die Nacht hinaus.

„Einsame Stille! Wie bist du schön! Und wie süß das wäre, solch ein Schweigen ewig zu genießen, im Tod seiner Ruhe bewußt! . . . Ob der Tod wohl die Ruhe bringt?... Sie sagen: nein!“ Der Jäger lächelte und nickte vor sich hin. „Himmelsfreude dem Guten und Höllenqual dem Bösen? Wie klein und menschlich wäre Gott, wenn er lohnen und strafen würde gleich einer Kindermagd! Dem guten Kindlein den Honigkuchen, dem schlimmen die Rute! Wie sie erbärmlich von ihm denken!“ Wieder lächelte er. „Und wer ist gut? Der denen dort unten wohlgefällt und zu ihrem Nutzen handelt? Wer böse? Der seine eigenen Wege geht und seine Kraft gebraucht, um sich der anderen zu erwehren? Sieht Gott nicht heller, als diese Blinden in ihrem Eigennutz? Und wenn auch e r die Starken haßt, weshalb erschuf er sie?“

Fern und verschwommen klang ein Jauchzer durch die Nacht, und in der Tiefe, wo zwischen den Buchenwäldern die Niederalmen lagen, glomm ein winziger Lichtschein auf. Die Almendirn, die den Gruß ihres Liebsten vernommen hatte, mußte die Thür der Hütte geöffnet haben, damit das Herdfeuer dem Kommenden leuchten und ihm sagen möchte: „Sieh, wie ich brenne für dich!“ Hell und weich, wie eine schwingende Saite, klang der freudige Jodelruf der Sennin, ihr Bub gab jauchzende Antwort, und die beiden Stimmen umschlangen sich in der schweig-

samen Nacht und flossen in einander zu einem einzigen, süßen Laut. Und dann verstummten sie, und der Lichtschein dort unten erlosch.

„Zwei Herzen, die sich suchen mußten und die sich fanden, damit aus ihrem Glück eine neue Not des Lebens wachse!“ Lange blickte der Einsame zur Tiefe nieder, in welcher der Lichtschein aufgeglommen und wieder erloschen war. „Wieder eines von den tausend Rätseln, die ich nicht fasse und nicht löse! Daß es den Mann zum Weibe zieht, das Weib zum Manne ... sie sagen: das wäre das Thier im Menschen. Ob es nicht das einzig Göttliche in ihm ist ... dieses jauchzende Sorgen für die Ewigkeit des Lebens? Wenn aber Gott das in die Menschen legte ... weshalb soll es mir ein Fremdes bleiben? Weshalb soll ich es nicht erleben, was doch der gottgewollte Zweck eines jeden Wesens ist? Weil ich geschieden bin von den anderen? Gelöst von allem Reiz und Lachen des Lebens? Weil sie mir sagen: wider die Natur zu leben, ist wohlgefällig vor Gottes Augen? Das Wort ist Thorheit ... oder Lästerung! Aber kann ein Menschenwort die Zwecke Gottes hindern und die Natur verkehren? Wenn Gott das in die Menschen legte als einen Trieb, den das Lächeln eines Weibes weckt, wie in der Blume ein Sonnenstrahl den Willen zu blühen ... weshalb erwacht es nicht in mir? Mein Herz ist stumm und ohne Sehnsucht. Mich sehnt nach Ruhe nur!“

Tief atmend erhob er sich, als wollte er in die Hütte treten; doch vor der Schwelle blieb er stehen.

„Ob wohl auch meine Mutter sang, als sie liebte ... jenen, den ich nie gekannt? Ich habe sie nur schweigen und weinen sehen! ... Nein! Mir hat sie gesungen!“

Überwältigte ihn die Erinnerung an jene Zeit, da ihn das Lied der Mutter in Schlummer wiegte — oder erwachte jählings in ihm die Sehnsucht der Einsamkeit? Er streckte die Arme und stammelte in die Nacht hinaus: „Mutter! Mutter! Steh auf und komm und streichle mich! Mich dürstet nach deiner linden Hand! Sieh, Mutter, ich kenne nur Fäuste, die mich schlagen!“ Mit den Händen das Gesicht bedeckend, lehnte er sich an den Pfosten der Thüre. „Und wenn sie mich quälen bis aufs Blut, mir alles Schöne, an das ich noch glaube, Stück um Stück aus der Seele reißen ... das nennen sie Himmelsdienst und Liebe Gottes!“

Er ließ die Arme fallen.

„Mutter, wo bist du? Nirgends? Oder dort, wo sie sagen, daß die Guten sind?“

Scheu glitten seine Blicke über die Sterne hin, an jedem haftend, welcher heller leuchtete als die anderen.

„Über den Sternen? ... Sterne? Ein Wort, so leer, wie alle Worte sind! Leer? Nein doch! Sterne ... das Wort hat Glanz ... weil das Rätsel leuchtet, das wir nennen mit ihm!“

Da fiel's in der Nacht wie ein sprühender Funke vom Himmel herunter, einen langen Feuerstreif hinter sich herziehend, und erlosch in der Finsternis wie ein Stücklein glühender Kohle, das zerschlagen wird.

Der Einsame lachte vor sich hin. „Wenn auch die Sterne fallen . . . wie kann ein Halt und Bleiben dort oben sein? Was ist noch ewig in der Welt? Was hat noch Kraft, die alles überdauert? Nur die Asche, zu der alles Leben zerfällt, und aus der das Leben wieder aufersteht, wie im Frühling die Blume aus dem Kot?"

Er stand eine Zeitlang regungslos. Dann plötzlich schauerte ihn, als wäre ihm die Kälte der Nacht bis ans Herz gedrungen.

Er kehrte in die Hütte zurück, schürte die Flamme und ließ sich am Feuer nieder. In der Wärme, die den züngelnden Flammen entströmte, schien eine matte Wohligkeit durch all seine Glieder zu fließen. So saß er, still, bis ihm die Lider fielen. Und es mußten freundliche Träume sein, die in Sinn und Herz des einsamen Schläfers webten. Alles Herbe in seinen Zügen wurde mild, und lächelnd murmelten seine Lippen, als klänge durch seinen Traum das jubelnde Lied, das er am Abend vernommen hatte: „Sei willkommen, süßer Mai . . ."

In der Herdgrube sank das Feuer, und dann glostete nur noch ein Häuflein Kohlen mit dunkler Glut.

Als die Nacht schon auf den Morgen zuging, tönte

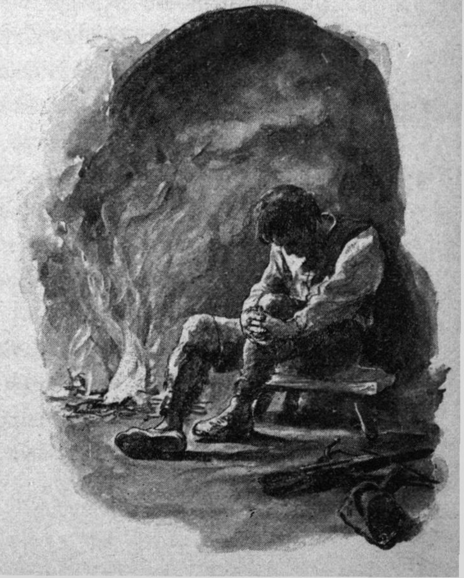
durch die Bergwaldsstille fern aus dem Thal herauf ein sanft verschwommener Klang — das Geläut einer Kirchenglocke. Ganz leise klang es über alle Ferne her, kaum noch zu hören. Und dennoch erwachte der Schläfer, wie einer, der gewohnt ist, um diese Stunde die Augen aufzuthun. Verwundert, als ob er der Wirklichkeit, die ihn umgab, nicht glauben könnte, sah er in der Hütte umher, die vom rötlichen Glutschein matt erleuchtet war. Dann lachte er halblaut vor sich hin und warf ein paar dürre Äste über die glühenden Kohlen. Mit Geprassel belebte sich das Feuer, und brütend starrte der Einsame in die züngelnden Flammen. All jenes Bittere und Herbe redete wieder aus seinen bleichen und müden Zügen; doch immer wieder, wenn auch nur für flüchtige Dauer, milderte sich die unstäte Glut seines grübelnden Blickes zu zärtlichem Glanz, als ob er sich der holden Träume besänne, die seinen Schlummer durchgaukelt hatten.

Aus diesem Sinnen weckte ihn der dröhnende Kampfschrei eines Hirsches. Mit hastigem Griff die Armbrust und den Köcher fassend, erhob er sich und trat ins Freie.

Wie Asche war das erste Zwielicht des Morgens über das Almfeld ausgestreut. Dort, wo die Sonne kommen sollte, waren die Sterne im fahlen Blau schon erloschen, gegen Westen flimmerten sie noch über den Bergen, deren gezahnte Grate mit grauen Linien das sich lösende Dunkel durchschnitten. Scharf zog der Morgenwind von den

Felsen nieder, die dürren Stauden raschelten, zu Füßen der Almgehänge rauschten die schwarzen Wälder, und das Murmeln der Bäche war wie eine dumpfe Stimme, wie ein müdes Lied. Dunkle Nebel zogen in der Tiefe, das bewohnte Thal verschleiernd.

Lautlosen Schrittes stieg der Jäger über das Almfeld empor und erklomm einen hohen Felsen, der sich, von Krüppelföhren umwuchert, einsam aus dem kahlen Weideland emporhob. Auf der Zinne des Steines ließ er sich nieder, von Büschen gedeckt, spannte die Armbrust, legte den gefiederten Bolz in die Rinne, und die schußbereite Waffe auf den Knieen haltend, lauschte und spähte er hinaus in das Zwielicht. Er konnte hören, wie äsendes Wild sich näherte, und vernahm den Lockton eines Mutterthieres. Doch der Morgen dämmerte noch so grau, daß der Jäger kaum einen unbestimmten Schatten zu unterscheiden vermochte. Nur wenn von den Thieren eines den Grat des Almen-



hanges überstieg, war es mit schwarzem Umriß deutlich in den fahlen Himmel gezeichnet.

Da röhrte mit zornigem Schrei ein Hirsch, drei andere gaben Antwort zu gleicher Zeit — dann wieder Stille. Und jetzt ein Rennen und Flüchten im Grau, ein Schnauben und Keuchen, das sich entfernte und wieder näher kam. Ein junges Thier begann zu klagen, doch den ängstlichen Laut übertönte der mächtig hallende Schrei des Hirsches. Welche Kraft und Leidenschaft in diesem wilden Liebesliede der Natur! Es widerhallte an den Felsen und im Wald, und von allen Seiten klang die Antwort, als wäre eine riesige Orgel in den Bergen aufgestellt.

Schon hatten die Augen des Jägers sich an das Zwielicht gewöhnt, und überall, rings auf allen Gehängen des Weidelandes, konnte er die huschenden Gestalten unterscheiden. Was er gewahrte, ohne recht zu sehen, dieses Schattenspiel der Leidenschaft, die zu ihm redete mit dröhnenden Stimmen, erregte ihn so heiß, daß ihm das Herz wie ein Hammer schlug. „Nicht Menschen um mich her! Nur Thiere!“ Das war wie ein erstickter Jauchzer: „Wie mir wohl ist!“

Die Helle des Morgens wuchs, ein rötlicher Schein flog über den Himmel hin, und matt begann der Reif zu flimmern, der alle die welken Gräser umsponnen hatte. Dann jählings war es, als flöße eine rosige Welle von Licht auf alle Felsen und Wälder nieder.

Inmitten des Almfeldes stand ein Rudel Hochwild, dicht zusammen gedrängt, fast regungslos. Nur wenn von den Hirschen einer röhrte, wandten alle Thiere die Köpfe der Richtung zu, aus welcher der Schrei gekommen war. Das Rudel in weitem Bogen scheu umkreisend, irrten die schwächeren Hirsche am Waldsaum hin. Zwischen ihnen und dem Trupp der Thiere zog — ein Starker, der seinen Besitz verteidigt — der mächtige Platzhirsch über das Feld, dumpf röhrend, das stolze, reich verästelte Geweih zurückgelegt in den Nacken. Jedes Thier, das sich vom Rudel entfernen wollte, trieb er mit zornigem Sprung zurück — jedem Hirsch, welcher Miene machte, sich zu nähern, zog er mit dröhnendem Schrei entgegen. Nur ein einziger wagte ihm stand zu halten — und als die beiden Kämpfer röhrend und mit gesenkten Häuptern einander entgegenschritten, erkannte der Jäger die beiden Stimmen, die er am Abend vernommen hatte. Nach dem Probekampf in der Dämmerung des sinkenden Tages sollte der Kampf im Morgengrau die Entscheidung bringen. Das schienen die Thiere im Rudel zu fühlen, denn scheu und erregt, mit langen Hälsen die Köpfe streckend, zogen sie Schritt um Schritt den beiden Streitern entgegen. Die lagen schon mit verflochtenen Geweihen aneinander. Fast schien es im Anfang nur ein Spiel zu sein, dieses Drängen und Balgen, dieses Schieben und Zerren, Stirn an Stirne. Doch immer straffer spannten sich alle Glieder der Kämpfenden, Steine

und Rasenstücke flogen auf unter ihren Hufen, immer tiefer gerieten sie mit der Brust zur Erde, und in der Kühle des Morgens ging der weiße Dampf von ihren Leibern auf. Da holte der Platzhirsch keuchend aus zu einem gewaltigen Stoß — der Gegner brach zu Boden und überschlug sich. Ein röchelnder Schmerzenslaut, und der Kampf war zu Ende. Taumelnd erhob sich der Besiegte und schlich dem Walde zu, den Kopf gesenkt und stumm in seinen Schmerzen — der Sieger aber, mit stolz erhobenem Haupt und heiserem Schrei, sprengte auf das Rudel zu und trieb von den jungen Thieren eines gegen den Felsen, der sich mitten im Almfeld erhob — —

Da schwirrte die Sehne der Armbrust, und jäh den Sprung verhaltend, wankte der Hirsch. Er hatte den Schuß empfangen, und über seine Glieder rann das Zittern des Geschöpfes, das der Tod berührte. Dann aber, als wäre nichts geschehen, als hätte sein Leben noch die ungebrochene Kraft und alle Leidenschaft der letzten Stunde, reckte er mit dumpfem Röhren das Haupt, und während das Rudel in jagender Flucht dem Wald entgegenstürzte, stand er furchtlos und starrte in wildem Trotz den Jäger an, der sich mit jauchzendem Ruf aus den Büschen erhob und über den Felsen niedersprang. Das Thier schien seinen Feind zu erkennen und senkte das Geweih zum Angriff. Ein Sprung — aber da wankte der mächtige Körper und stürzte zu Boden. Keuchend raffte der Hirsch sich auf und

straffte gewaltsam die Glieder, die ihm nicht mehr gehorchen wollten. Zornig stampfte er mit den Läufen, taumelte wieder, und die schwindenden Kräfte zwingend, stürmte er dem Jäger entgegen. Der hielt schon den blitzenden Fänger bereit, trat beim Ansturm des Thieres ruhig einen Schritt zur Seite und stieß ihm das scharfe Eisen ins Herz. Röchelnd brach der Hirsch zu Boden, übersprudelt vom roten Quell seines Lebens, und Trotz und Drohung funkelten noch in seinen brechenden Augen. Ein letzter Krampf durchzuckte die Glieder, die sich streckten — und alles war vorüber.

Mit gesenktem Eisen, von dem die roten Tropfen niederfielen, stand der Jäger vor dem gefällten Thier, erregt und ernst, noch ganz unter dem Eindruck der wilden Schönheit, mit welcher der Todeskampf dieses Geschöpfes auf ihn gewirkt hatte, das im freien Bergwald ein König gewesen.

„Kommt meine Stunde ... wer weiß, wie bald ... dann möcht ich sterben, wie dieses Thier gestorben ist, im Hochgenuß eines Sieges, in aller Kraft des Lebens, noch kämpfend um den letzten Atemzug und noch im letzten Blick den Trotz gegen die dunkle Macht, die mich mordet!"

Als er das sagte, ließ er sich auf die Kniee nieder und streichelte mit zärtlicher Hand den starren Nacken des toten Geschöpfes.

Der wachsende Morgen leuchtete, und wie brennendes

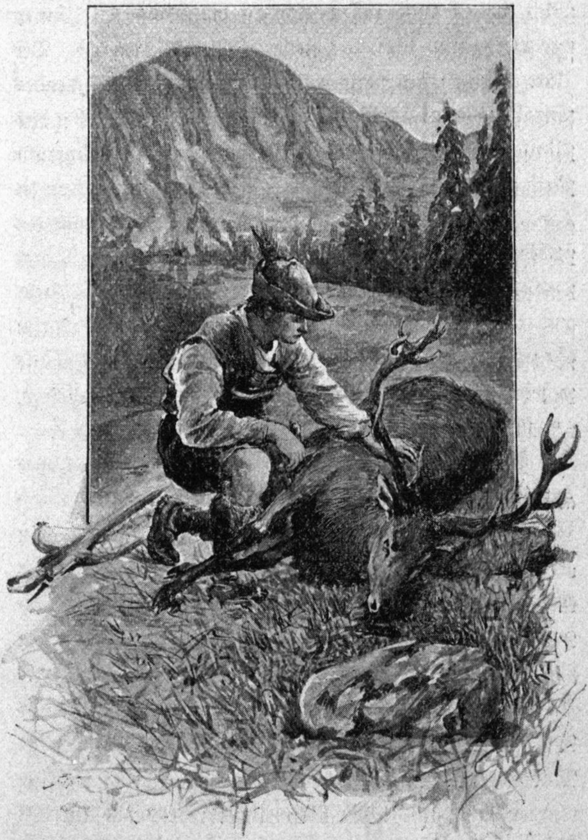
Blut lag es ausgegossen über all die beschneiten Zinnen der Berge und über das steile, kahle Felsgewänd. Der klare Himmel flimmerte von Licht, und ein gleißendes Strahlenbündel fiel durch eine Scharte der Berge über das Almfeld her, auf dem es still geworden. Der glitzernde Reif begann zu schmelzen, und der welke Rasen fing zu dampfen an. Mit goldig umglänzten Wipfeln stand der Wald, irgendwo in den Büschen zwitscherte eine Ringdrossel, die ihre Sommerheimat noch nicht verlassen hatte, und die feuchte Erde duftete, als ob es keimen wollte in ihrem Schoß. Nicht ein Morgen im Herbste schien das zu sein, vielmehr ein Morgen, wie ihn der Frühling bringt, der süße Mai.

Und drunten im Thal der ziehende Nebel, der war anzusehen wie ein Meer mit silbernem Gewoge, aus dem die sonnbeglänzten Berge aufstiegen gleich schimmernden Inseln. Hier und dort schon begannen die ziehenden Schleier sich zu klüften und ließen ein Stücklein Thal gewahren, mit winzigen Hütten und geteilten Feldern.

Da klang es herauf aus der Tiefe, vom bergwärtsziehenden Sonnenwind getragen, wie ein ungeduldiger Ruf, der mahnen und mahnen wollte — das Geläut der Glocken.

Den schönen Mund umspielt von einem Lächeln, erhob sich der Jäger und blickte ins Thal hinunter.

„Ich komme! Und soll mir geschehen, was mag,



das war ein Morgen, so schön und frei, daß ich gerne für ihn büßen will ein langes Jahr."

Er wandte sich, schlug mit dem Fänger von den Krüppelföhren einen Haufen Zweige ab und bedeckte mit ihnen den gefällten Hirsch. Dann stieg er durch den Bergwald hinunter. Noch war er nicht lange unter den Bäumen gegangen, da sah er zwischen den welken Ahornblättern, die wie Blutflocken an den Ästen hingen, ein Geweih aus den wirren Büschen ragen. Dort ruhte ein Hirsch, wie schlafend — doch der Schritt des Jägers störte den Schläfer nicht auf. Es war der Besiegte, der nach dem Kampfe das Almfeld so stumm verlassen hatte. Da lag er jetzt, verendet, im Tode noch blutend aus seinen Wunden.

Mit einer Regung des Erbarmens blickte der Jäger auf das erloschene Geschöpf.

„Unterliegen oder Sieger werden, der Schwache sein oder der Starke, hinter allem bleibt der gleiche Rest, das kalte Rätsel, das keiner löst. Wozu dann die Kraft? Und wozu das Leben? Nur um die Erde zu düngen für ein Kraut, das nach uns wächst?"

Er wandte sich ab, und während er hinunterstieg durch den Wald, achtete er nicht mehr des leuchtenden Morgens, der um und über ihm war. Seine Schritte wurden müd, und trübe Schwermut redete ihm aus den Augen. Oft stand er lange, wie einer, der den Weg verloren hat und nicht mehr weiß, wohin er sich wenden soll.

Aus seinem Brüten weckte ihn eine Stimme, ein Gruß. Der alte Hilpot war es.

„Ich hab mir gedacht, Herr, ich müßt dich suchen ..."

„Du siehst, daß ich lebe," sagte der junge Jäger mit müdem Lächeln. „Aber ich danke dir für deine Sorge. Und als Waidmann wirst du Arbeit haben. Zwei Hirsche liegen, der eine auf der Hochalm . . . und wenn du auf dem Weidefeld meiner Fährte nachgehst in den Wald, so findest du den anderen."

„Die muß ich holen, gleich ... sell drüben im Wald, da schaffen Leut, die fürs Kloster das Winterholz niederschlagen, die können mir helfen . . . der Tag wird lind heut, und die Hirsch müssen heim vor Mittag, oder das Wildpret könnt verderben. Und du, Herr, schau nur auch, daß du heimkommst ... ich mein', sie suchen dich schon."

„Mich? Nein, Hilpot! So wichtig bin ich ihnen nicht. Sie können's erwarten, bis ich komme."

„Ich hab sie aber doch gesehen," flüsterte Hilpot, „von den Brüdern einen und zwei Fronboten mit ihm ... vom Lugaus hab ich hinuntergeschaut ins Thal, und wie's den Nebel einmal auseinander gerissen hat, da hab ich's gerad noch sehen können, daß die drei vom Bachsteg den Weg da heraufzu nehmen. Gieb acht, Herr, sie suchen dich."

„So will ich mich finden lassen!" sagte der junge Jäger und lachte, als ob ihn ein Gedanke, der das Kom-

mende voraussah, zu erheitern begänne. Dann leuchtete ihm ein herzlicher Blick aus den dunklen Augen. „Und du, du alter Bär, du lieber, du hab keine Sorge! Wenn sie erfahren, daß du mir geholfen hast, so sag ich ihnen, daß ich es dir geboten hab mit meinem Herrenwort, und sie dürfen dich nimmer büßen."

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Sag's nur, wie's wahr ist, Herr: daß ich es gern gethan hab! Ich fürcht mich nicht. Mein Buckel hat schon viel getragen ... auf ein Pfündl mehr oder minder kommt's nimmer an." Mit festem Druck umspannte seine braune Faust die schlanke weiße Hand des anderen — und er hielt sie lange fest, als wäre die Sorge in ihm, daß er diese Hand so bald nicht wieder drücken würde. „Komm nur du gut heim! Und wenn's geschehen mag, laß dich bald wieder anschauen bei uns. Denn weißt, ich seh dich gern. Bist mir wie ein Bäuml, ein jungs, von dem ich weiß: das wird von den Großen einer! Und wenn du auch Augen machst wie ein Wettertag, von dem keiner recht weiß: wird's krachen oder wird er lind bleiben? . . . was von einwendig aus dir herausschaut, Herr, das thut mir wohl, wie die Sonn einem thut, dem das Frieren im Blut steckt." Der Alte wurde ein wenig verlegen und schmunzelte. „Lachst, weil ich so daherred, gelt? Aber schau, von sechs Buben her hab ich die Lieb noch aufgespart, der siebent ist mir halb genommen . . . wo soll ich denn hin mit der Lieb,

die ich übrig hab? Nimm's halt nicht übel auf, Herr... aber wenn ich dich so anschau in deiner lichten Jugnet, dann lauft mir's über in der Seel."

„Ich danke dir, Hilpot!" Wie freudig und herzenstief diese Stimme klang! „Du hast mir viel gegeben mit diesem freundlichen Vaterwort."

„Ein Wörtl bloß. Aber brauchst einmal meine Fäust und das ganze Mannsbild, so hast mich auch. Und jetzt geh, lieber Herr, laß dich nimmer verhalten! Und gut Weg bis heim! Drunten in meiner Stub, da findest dein Zeug schon alles. Ich muß zu den Hirschen hinauf."

Während Hilpot durch den Wald emporstieg, sah ihm der andere nach, mit glänzenden Augen und lächelnd. „Ein Mensch... und der ist gut und treu!" Das sprach er leise, wie staunend vor sich hin, und alle Schwermut schien von ihm gewichen, alles trübe Sinnen von seiner Stirne gestreift. Der Ausdruck heiteren Spottes malte sich in seinen Zügen, als er das Gesicht über die Schulter wandte und hinunterblickte gegen das Thal. „Den hab ich gefunden heut! Den besitz ich! Den nehmen sie mir nicht wieder!" Fröhlich auflachend begann er thalwärts durch den Wald zu eilen, in dem die dunkle Fichte immer seltener wurde, der Ahorn und die Buche immer häufiger. Der Waldgrund leuchtete vom welken Laub, wie Myriaden winziger Flammen hingen die gelben und roten Blätter im Gezweig, durchschimmert und umzittert vom Sonnen-

licht, glitzernde Fäden schwammen und schaukelten in der flimmernden Luft, und wo die Bäume ein wenig auseinandertraten, glänzte zwischen dem Feuerlaub ein Stücklein des wolkenlosen Himmels neben dem andern, als wäre das gleißende Herbstgeschmeid des Waldes besetzt mit tausend Türkisen vom reinsten Blau.

Jetzt ging der Wald zu Ende, und der junge Jäger trat in die freie Sonne. Welch ein freundliches Bild, das ihm zu Füßen lag! Der ziehende Nebel, von welchem überall die bläulichen Schleier aufwärtsstrebten über die Wälder, verhüllte noch immer das tiefere Thal. Doch klare, strahlende Morgenschöne war ausgegossen über den sanft abfallenden Wiesenhang, der hier inmitten des sinkenden Waldes lag. Zwischen schattigen Schluchten, in denen leise die Bächlein rauschten, baute sich aus dem Gehänge ein geräumiger, abgeplatteter Hügel hinaus, der zwei Gehöfte trug, ein kleines und ein großes, beide umschlossen von einem mannshohen, einer Mauer gleichenden Flechtzaun mit nur einem einzigen Thor. Im Hof des kleineren Gütleins erhob sich nur ein niederer Bau, plump aus Steinen gemauert, Wohnraum und Stall unter gemeinsamem Strohdach. Wie der Schwache den Schutz des Starken sucht, so hatte sich dieses bescheidene Heimwesen in den festen Zaun des reichen Nachbars hineingeschmiegt, dessen Besitz mit dem alten, aus mächtigen Stämmen gefügten Wohnhaus und mit all den Ställen und Scheunen sich

nicht mehr ansah wie ein bäuerliches Gehöft, sondern wie ein achtbares Herrengut. Die Schuppen und Ställe waren mit Stroh gedeckt, das Wohnhaus aber hatte ein schlank aufgegiebeltes Schindeldach, und der altersgrauen Balkenmauer war ein neuer, schmucker Erker angebaut, dessen Holz noch weiß erschien und dessen kleine Fenster mit eckig in Blei gefaßten Scheiben verglast waren. Birnbäume, an denen noch Früchte hingen, überragten mit ihrem knorrigen Gezweig die Strohdächer, und hoch über den Giebel des Wohnhauses stieg eine vielhundertjährige Ulme hinaus, mit weitgebreiteten Ästen, von denen jeder sich ansah wie ein Baum für sich. Eine hölzerne Wendeltreppe kletterte an dem riesigen Stamm hinauf und führte zu einem Lugaus, hoch droben im Gezweig.

Mit träumender Stille lag der milde Herbstmorgen über dem Gehöft und seinen Dächern. Kein Laut war hinter dem Flechtzaun zu vernehmen, es brüllte kein Rind und keine Kette klirrte, alles so still, als wär's eine verzauberte Stätte oder ein Haus, in dem der Friede zu wohnen liebte.

Doch jetzt ein Schritt über Steine, schwer und langsam. Und dann eine Männerstimme:

„Sonnscheinige Zeit, Juttla, gelt? Spürst es, wie lind als der Morgen ist?"

„Ja, lieber Nachbar, ich spür's," gab bei der Ulme ein helles Stimmlein zur Antwort; der Jäger am Wald-

sann blickte lauschend auf; er glaubte die Mädchenstimme zu erkennen, die am verwichenen Abend das Maienlied gesungen hatte. „Ja, ich spür's! Und völlig sehen thu ich's! Alles seh ich. Und dich auch. Stehst mitten in der blumigen Wies, und um dich her ist alles ein Glanz."

„Ja, Juttla, 's ist ein Morgen, heilig wie in der Frühlingszeit. Bis auf den Abend, mein' ich, thun viel hundert Blumen die Augen auf. Gieb acht, heut bringt dir der Vater wieder ein Körbl voll heim von der Waldhut."

„Freilich, ja, all Abend, wenn er heimkommt, bringt er die neuen Blumen. Steigst hinunter zu ihm?"

„Heut nimmer, Juttla. Ich muß hinüber und die Mutter Hanna was fragen. Meinem Weib ist ein lützel ungut worden."

„Das sagst, und ich hör ein Lachen aus deiner Stimm. Und völlig sehen thu ich, wie glanzig als deine Augen schauen."

„Geh, was weißt denn du!"

„Was mir die Helgard verraten hat. Gott soll dir's geben, Nachbar!"

„Was?"

„Daß nach der Eisblumenzeit der Jacho weinen muß vor deiner Hausthür."

„Ja, Juttla, Gott soll mir's geben. Lang thu ich schon passen drauf."

Was der Mann noch weiter sagte, blieb unverständ-

lich bei dem Lärm, den das schwere Zaunthor machte, als es geöffnet wurde und wieder zufiel.

Aus der Umfriedung trat ein Bauer; er war nicht alt, kaum ein paar Jahre über dreißig; doch das Gesicht schon hart und verwittert, der Rücken gekrümmt von mühsamer Arbeit; er trug einen grauen Kittel bis zu den Knieen, und dazu eine ärmellose Jacke aus einem Schaffell. Die schweren Holzschuhe klapperten auf dem steinigen Weg.

Mit einem flüchtigen Blick nur streifte der junge Jäger den Mann; dann wieder spähte er nach der Ulme hinüber und stieg am Waldsaum ein wenig höher, um über den Flechtzaun hinweg das Mädchen sehen zu können, dem dieses helle, klingende Stimmlein gehörte, und das so wunderliche Dinge redete. Der stille Frieden dieses Ortes und das Gespräch, das er vernommen, hatten ihn seltsam berührt. Er hatte die Worte gehört, doch kaum einen Sinn verstanden. Ein Herbsttag, an dem viel hundert Blumen ihre Kelche erschließen sollten? Und Freude, über die man weint? Und die Eisblumenzeit? Es war, als hätten Kinder miteinander gesprochen, die ihr Geheimnis haben und ihre selbsterfundenen Namen für Dinge, von denen kein anderer weiß.

Aus diesen Gedanken weckte ihn die Stimme des Bauern, der, vom Anblick des Jägers betroffen, den eingeschlagenen Weg verlassen hatte und auf den Waldsaum zuschritt.

„He! Du!“ Ein mißtrauischer Blick begleitete diesen

Ruf, und die Stimme, die vorhin im Gehöft so freundlich mit dem Mädchen geplaudert hatte, klang rauh und grob: „Wer bist denn? Und was willst?“

„Nichts will ich. Und von dort oben komm ich, von der Jagd . . .“

„Daß du ein Jäger bist, das merk ich. Tragst ja das Schießzeug offen am Buckel. Wärst du ein Bauer, so wärst ohne Wehr und hättest zwei Fäust im Sack.“

„Du redest zu mir und siehst mich an, als wär ich dein Feind. Was hab ich dir gethan?“

„Du? Mir? Was gehst denn du mich an? Ich seh dich ja heut zum erstenmal. Aber dein Brot wird im Kloster gebacken. Und wer den Herren kennt, der weiß, was er halten muß vom Knecht.“

Nun lachte der Jäger. „Ach so? Haben dir die Chorherren einmal zu hart ans Fleisch gegriffen? Oder zu tief ins Butterfaß? Und deshalb magst du sie nicht leiden? Aber darum brauchst du mir nicht feind zu sein. Denn mir gefallen sie auch nicht.“

Der Bauer machte verblüffte Augen zu dieser Rede. Er schien erwidern zu wollen, doch mißtrauisch trat er zurück und schwieg, als hätte sich der Verdacht in ihm geregt, daß ihn diese Rede zu einem unvorsichtigen Wort verleiten sollte.

Da fragte der Jäger: „Sag mir . . . was ist das für ein Gehöft?“

Jetzt war's der Bauer, welcher lachte, hart und gallig. „Geh, frag nicht so! Das Haus mußt du kennen, wenn du ein guter Knecht deiner Herren sein willst. Oder hast im Kloster noch nie was gehört vom Gotteslehen?“

„Gotteslehen? . . . Was bedeutet der Name?“



„Frag deine Herrenleut! Die wissen's!“ sagte der Bauer mit ruhigem Wort, doch seine Augen schossen einen Blick des Hasses auf den Jäger. Dann wandte er sich und wollte gehen.

„Gieb Antwort . . . bist du der Bauer in diesem Hof?“

„Ich?“ Der Bauer sah über die Schulter. „Wär ich der Gotteslechner, so wären mir zwanzig gute Fäust heut lieber als mein Recht! Und sell drüben der Wiedenzaun, der wär eine Mauer, fest und hoch! Und sell, wo in der Maienzeit die Wiesblumen wachsen, müßt ein Graben liegen, so tief, daß keiner drüberspringt mit Klosterschuh, für die der Bauer das Leder hat steuern müssen! So,

und jetzt geh heim, und meinethalben klag's deinem Herren: das hat der Steinhauser gesagt!" Der Bauer stieß mit dem Fuß einen dürren Ast aus seinem Weg, stieg über die Wiese hinunter und verschwand im Wald.

Stärker begann der Wind über das Thal heraufzuziehen, ein paar leichte Nebelschleier flatterten über das Gotteslehen hin, dann wieder blaute über den stillen Dächern sonnig und rein der Morgenhimmel, während in der schattigen Tiefe die großen Massen des Nebels kochten und wirbelten, als wüßten sie nicht, ob sie steigen oder sinken sollten.

Man hörte im tieferen Wald die Bäche rauschen und bei der Ulme sang das Mädchen:

„Ein Maidlein ruht allein im Gras
Und weinet — warum thut sie das?
Sie weinet, weil im Maien
Kein Bub sie holet zum Reien."

Raschen Ganges schritt der Jäger über die Wiese hinunter und dem Gehöft entgegen.

„Da kommt, mit Veiglein um die Stirn
Der Mai selbeigen zu der Dirn.
Der thut sich lieb der Armen
Erbarmen
Und thut die Maid mit Singen
Auf grünem Anger schwingen.
Huliadei,
Sei willkommen . . ."

Das Lied brach ab, bevor es zu Ende war. Denn als der Jäger das Hofthor öffnete, fuhr eine große, weißzottige Wolfshündin mit Gebell auf ihn zu, so drohend, daß er unwillkürlich nach der Waffe griff. Da verstummte der Gesang, und die Mädchenstimme rief:

„Zenta! Sei gut! Und komm zu mir!"

So weich und ruhig dieses Stimmlein auch klang — das Thier gehorchte; es knurrte nur noch ein wenig, dann gab es den Eingang frei und trabte zur Ulme.

Zögernd betrat der Jäger das Gehöft, und hinter ihm fiel das schwere Thor ins Schloß, als ob es den Gast, der im Gotteslehen Einkehr hielt, festhalten möchte mit Balken und Riegel.





3.

Zu Füßen der Ulme, wo das hölzerne Trepplein über den ungefügen Stamm hinauf kletterte, war mit Balken eine Diele gelegt, und hinter einem Tisch mit roh behauener Steinplatte schmiegte sich eine halbrunde, aus Buchenästen geflochtene Bank mit der Lehne an den Baum. Hier saß die Sängerin des Maienliedes, ein junges Mädchen, schlank und zierlich gewachsen wie ein Herrenkind; ein knappes Leibchen, das aus dem weißen Winterfell des Berghasen geschnitten war, umhüllte die Schultern und die junge Brust; die Leinenärmel waren ein wenig geschürzt, so daß sie die von der Sonne leicht gebräunten Arme zeigten, und ein Rock aus blauem Hanftuch, hoch an das Leibchen angeschnürt, floß in eng gereihten Falten

über die schlanke Gestalt hinunter, auch die Füßchen noch verhüllend. Den Scheitel bedeckte ein kleines Käpplein aus rotem Tuch, unter welchem reich das blonde Haargeringel hervorquoll, das die Stirn umzitterte und über die Wangen auf die Schultern fiel. Aus dem Schimmer der lockigen Haare blickte ein weißes, schmales Gesichtlein, halb noch das Antlitz eines Kindes, still und weich in allen Zügen und dennoch überhaucht von einem ernsten Schatten — ein Gesichtlein, das einer holden Blume glich, die der Reif in kalter Frühlingsnacht berührte. Die roten Lippen waren halb geöffnet und lächelten, ganz leis und unbeweglich, wie bei erwartungsvollem Lauschen. Und diese seltsamen Augen! Sie waren groß und schön, von lichtem Blau, doch wie ein Schleier trüber Schwermut lag es über ihnen — Augen wie Sterne, deren Glanz verschwimmt unter ziehendem Nebel. Und so seltsam ruhig blickten sie, so ziellos und verloren! Es war ein Blick in diesen Augen wie der Blick einer Seherin. Und doch diese sonnige Heiterkeit, die emporglänzte aus der Tiefe einer reinen und glücklichen Menschenseele.

Leuchtende Sonne war um das Mädchen her, denn die Ulme, schon halb entlaubt, gab wenig Schatten; die gelben Blätter lagen ausgestreut in weitem Kreis, und lautlos, ohne Unterlaß, fiel das sterbende Laub von den Ästen des Baumes nieder, gaukelnd in der Sonne, gleich einem goldenen Flockenfall; und bald an Brust und Schul-

tern des Mädchens, bald an dem zitternden Blondhaar haftete solch eine schimmernde Flocke.

Der Jäger vergaß des Grußes und näherte sich schweigend, befangen von dem Liebreiz und der Seltsamkeit dieses Bildes.

Die weiße Hündin, die sich zu Füßen ihrer Herrin niedergekauert hatte, richtete sich auf und knurrte wieder. Da streichelte das Mädchen mit sachter Hand dem Thiere das zottige Fell und sagte lächelnd: „Zenta, sei gut! Wie magst denn schelten auf einen Gast? Bloß weil er ein Fremder ist? Geh, thu dich legen! Das ist ein guter Mann!“

Gehorsam streckte sich das Thier auf die Balken nieder; doch es folgte mit den Augen jeder Bewegung des Fremden, während das Mädchen sagte:

„Gottes Gruß, lieber Mann! Komm nur und thu dich rasten auf meiner Bank! Und meine Zenta, die mußt nicht fürchten. Die murrt nur, weißt, weil du ihr neu bist.“

Das Mädchen schwieg ein Weilchen und lächelte dazu. „Und mir bist auch ein Fremder. Dich hab ich noch nie gesehen, hab deinen Schritt noch nie gehört.“ Die großen Augen blickten mit ihrer seltsamen Ruhe dem Jäger entgegen. Das schmale Gesichtlein war ein wenig gehoben, ganz regungslos; nur zwischen den Brauen rührte sich der leise Schatten einer Furche, wie bei angestrengtem Horchen in weite Ferne. „Aber ein Bauer bist nicht, gelt

nein? Dein Gang ist leicht und frei ... du mußt nicht harte Arbeit thun? Und ein Handelsmann bist auch nicht. Sonst thätest reden ... so viel, daß ich nimmer Zeit zu einem Wörtl hätt?"

Noch immer schwieg der Gast und blickte nur in diese stillen Augen, sah nur auf diesen roten Kindermund, der so lind, so ruhig plauderte und dabei eine Sprache führte, die halb wie ein Rätsel klang.

Da ging's wie freudiges Aufleuchten über das ernste Gesichtlein.

„Jetzt weiß ich, was du bist! Ein Jäger. Gelt ja, ich hab recht?"

„Hast du das an meiner Waffe nicht gleich gesehen?"

„Nicht gleich. Aber jetzt ... wahrhaftig, ich seh's. Um die Schulter hast ein Schießzeug hängen. Das klirret ein lützel. Und im Täschlein am Gurt, da tragst du die Bolzen. Die schlagen aus Leder an, wenn dich rührst. Gradso seh ich's allweil, wenn der alte Hilpot haingarten zum Vater kommt. Aber du ... du bist ein junger, gelt? Und hoch gewachsen bist, denn deine Stimm ist über mir."

Mit gesteigertem Befremden sah der Jäger das junge Mädchen an. War es eine Irre, die zu ihm redete? Oder war es möglich, daß in der Abgeschiedenheit des Bergwaldes ein Kind zur Jungfrau reifen konnte, um mit zwanzig blühenden Jahren noch immer zu denken, zu sehen und zu sprechen wie in der Kinderzeit?

„Haben dich die Klosterherren eingedinget zur Aushilf für den alten Hilpot?“ plauderte das Mädchen weiter, als wäre sie das so gewöhnt, daß die anderen schwiegen, während sie sprach. „Freilich wohl, er hat schon oft geredet davon, daß seine müden Jahr einen Gesellen brauchen könnten. Und hausest drüben am Vordereck bei ihm? Aber noch nicht lang, gelt nein? Sonst hätt ich ja hören müssen von dir. Und machst einen Bergweg heut? Weil der Tag so schön ist, gelt! Aber nein . . .“ Mit hellem Kinderlachen unterbrach sie ihr Geplauder. „Heut weiß ich schier nimmer, was ich seh und sag. Du gehst nicht hinauf, du kommst herunter vom Berg . . . gelt ja? Denn Wald- und Bergblumen sind in der Luft, die um dich her ist. Und mit dem Wild hast auch zu thun gehabt. So seh ich's allweil, wenn der Hilpot zum Vater sagt: ‚Heut hab ich mir einen guten Hirsch geholt.‘ Aber da mußt genächtigt haben auf den Alben. Und die sind ja nimmer befahren! Seit einer Woch ist alles Vieh schon drunten in der Waldhut. Da hast ja auf der Alben bleiben müssen in der leeren Hütt. Hast denn Zehrung bei dir gehabt?“

„Zehrung?“ wiederholte der Jäger, aus seinem stummen Schauen erwachend. „Nein.“

„O Jesu mein,“ sagte sie ganz erschrocken, „da hast doch hungern und dürsten müssen über Nacht!“

Der Jäger lächelte zu dieser Sorge. „Meine Nacht ist kurz gewesen, denn sie schenkte mir einen Maientraum.

Und der schöne Morgen hat mich an Hunger nicht denken lassen. Aber jetzt ..." Er sah die Hände des Mädchens an, als wäre der Wunsch in ihm erwacht, einen Trunk von diesen schlanken, feinen Händen gereicht zu erhalten. „Ja, Mädchen, mich dürstet. Willst du mir zu trinken geben?"

„Aber freilich! Wart nur ein lützel, ich hol dir gleich einen guten Trunk. Und ich thu's vieltausendmal gern." Dem Eifer, der so freundlich und warm aus diesen Worten klang, widersprach die bedachtsame Art, mit der sich das Mädchen erhob und eine bunte Strohmatte, an der sie vor der Ankunft des Jägers geflochten hatte, von ihrem Schoße nahm und auf den Steintisch legte.

Auch die weiße Hündin war aufgestanden und drängte sich dicht an das Mädchen, als wäre das so die Gewohnheit des Thieres, seine Herrin auf Schritt und Tritt zu geleiten.

„Komm, Zenta!"

Das Mädchen vergrub die eine Hand in das Fell der Hündin. So gingen die beiden langsam dem Hause zu — und es schien, als ließe sich das Mädchen gleich einem spielenden Kind von dem Thiere ziehen.

Die beiden waren bereits im Haus verschwunden, und noch immer hingen die Augen des Jägers an der Thüre. Dann sah er umher, als wäre alles, was er gewahrte, für ihn ein Wundersames und Unverständliches. Lächelnd wie einer, den ein niegesehenes freundliches Mum-

menspiel umgaukelt, ließ er sich auf die Rundbank nieder und betrachtete die Strohmatte, in deren gelben Grund mit rot und blau gefärbten Halmen ganz absonderliche, sinnlose Figuren eingeflochten waren; aber diese Zeichen mußten doch wohl ihre Bedeutung haben, denn in jeder Farbe wiederholten sich die Figuren mit gleicher Form.

Während der Jäger das wunderliche Geflecht betrachtete, begann sich um ihn her die Luft zu trüben. Die Sonne erlosch und das Blau des Himmels verschwand im Nebel, der jetzt in dichten Massen aus dem Thal heraufdrängte über den Berghang.



Durch den grauen Schleier, der schon das Haus umhüllte, kam's wie farbiger Schimmer gewandelt. Das Mädchen mit seiner weißzottigen Gesellin kehrte zurück.

„Da, Jäger, nimm und trink, und der liebe Gott soll dir's gesegnen."

Lächelnd reichte sie dem Gast eine hölzerne Schale, mit Milch bis an den Rand gefüllt.

Er nahm und trank. „Ich danke dir, Mädchen! Dein Trunk hat mich erquickt."

„Gelt, Mann, das ist gute Milch! Und frisch! Erst heut am Morgen hat sie der Senn von der Waldhut heraufgebracht." Sie ließ sich nieder, und Zenta lagerte sich wieder zu ihren Füßen. „Freilich, in der Albenzeit da ist die Milch noch besser. Die Herbstblumen im Wald, die haben halt nicht den süßen und starken Duft, wie die Sommerblumen auf den Alben. Drum ist auch die Milch von der Waldhut nicht so stark und duftsüß wie die Albenmilch. Ja, Mann, das ist heilig wahr ... wenn ich von der Albenmilch ein Tröpfl auf meiner Zung hab, dann seh ich im Duft, den ich spür, die Blumen all, die sell droben blühen." Sie hob das schmale stille Gesichtlein, und die großen Augen blickten durch den Nebel der Höhe zu. Dann sagte sie ganz leise: „Sell hinauf, wo so viel Blumen sind, da möcht ich hinauf! Nur ein einzigsmal."

„Du? Ein Kind der Berge?" fragte der Jäger. „Du hast die Alben noch nie gesehen?"

Sie schüttelte das Köpfchen. „Als Kindl, in meiner Lichtzeit, weißt, da hätt ich so hoch nicht steigen können. Jetzt thät ich mich trauen ... aber weißt, jetzt will's der Vater nimmer verlauben, daß ich mich bis zu den

Alben führen laß. So hoch hinauf ... das muß ja schier bis halb in den Himmel sein! Und schau, Jäger, der Vater hat recht. Was thät's mir helfen?"

Mit einem Seufzer, der wie ein mildes Lächeln war, nahm sie die Matte auf den Schoß, griff nach den bunten Halmen, die, in der Farbe gesondert, auf dem Tische lagen, und begann zu flechten. Die geschickten, rührsamen Hände schienen dieses Werkes so kundig zu sein, daß das Mädchen die Augen zur Arbeit gar nicht brauchte. Die blickten ruhig in den Nebel hinaus.

Der Jäger schwieg. Er wußte nicht mehr, was er sagen, nicht mehr, was er denken sollte von diesem seltsamen Kind und allem dunklen Sinn der Worte, die der rote holde Mund mit diesem stillen unversiegbaren Lächeln plauderte.

Da fragte sie plötzlich: „Sag, Mann, warum bist du denn gar so still?"

Nur um zu sprechen, sagte er: „Da hast du wunderliche Zeichen in deine Matte geflochten. Was bedeuten sie denn?"

Nun lachte sie, laut und heiter, als hätte sie einen Scherz gehört. „Aber Jäger! Das sind doch Blumen!"

„Blumen? ... Das?"

„Aber freilich! Die mußt du doch kennen, du als Bergjäger! Schau nur her: die roten, das sind Albenrosen, und die blauen, das sind Enzianglocken. Und der

Vater, und alle Hausleut, die sagen mir allweil, daß meine Blumen ausschauen, als ob sie wahrhaftig blühen thäten ... grad so, wie die richtigen Blumen. Und der Vater thät mir doch kein unwahres Wörtl sagen. Denn weißt, Jäger ... Aber was ich fragen hab wollen ... wie heißt du denn? Ich kann doch nicht allweil Mann oder Jäger sagen. Thu mir deinen Namen nennen, und ich sag dir den meinigen auch."

„Ich heiße Irimbert."

Langsam und nachdenklich wiederholte das Mädchen den Namen „Irimbert?"

„Deinen Namen, Mädchen, den weiß ich schon. Du bist Jutta, die Tochter im Gotteslehen."

„Hat dir Mutter Hanna oder der gute Hilpot von mir gesagt?"

„Nein. Bevor ich kam, da hörte ich, wie ein Bauer mit dir schwatzte. Der nannte dich Juttla."

„Der Steinhauser, ja. Der ist unser Inrainer, weißt. Ein guter und treuer Mann. Sell drüben, schau, das Häusl ist sein! Der Steinhauser, ja, der ruft mich Juttla. Aber der Vater sagt Juttula ... und so hat mich auch die selig Mutter gerufen. Und die Helgard, die heißt mich Luttei, und der traurig Jacho ... mein Nam ist das einzige Wörtl, das er weiß und sagen kann ... der ruft mich Uttu." Das Mädchen lachte. „Ein jeds, das mich lieb hat, macht ein anders Wörtl aus meinem

Namen. Und unsere Alberleut, die sagen Hauskind zu mir. Aber Jutta hat mich noch keiner geheißen. Du bist der erst. Freilich, du hast mich noch nie gesehen, und ich hab dir noch nie was helfen können. Aber die einem gut sind, weißt, die machen die langen Namen kurz, und die kurzen lang."

Wieder lachte sie, und dieses heitere Lachen wandelte den verträumten Ernst des schmalen Gesichtleins in holden Liebreiz. „Wärst mein Bruder und thätest Irimbert heißen ... allweil mein' ich, ich müßt dich Irmi rufen."

„So hat meine Mutter mich genannt."

Lauschend hob Jutta das Gesicht, und wandte ihre stillen Augen dem Jäger zu. „Jetzt auf einmal hast eine andere Stimm. Ich mein', jetzt hat deine Seel geredet, gelt? Und das klinget, als thät ich von weither die Glocken hören!" sagte sie langsam. „Hast auch die Mutter schon verlieren müssen?"

„Ja."

„Gelt, das thut weh! Nimmer haben und halsen dürfen, was einem lieb ist ... schau, das ist der einzig Schmerz, den das Leben hat. Alles andre ist gut."

Der Jäger schwieg.

Da streifte das Mädchen mit beiden Händen über den Tisch hin und fand eine Hand des stillen Gastes. „Wie lieb mußt deine Mutter gehabt haben! Gelt ja? Ich hab's aus deiner Stimme gehört ... und spür's,

weil du jetzt kein Wörtl hast. Ich mein' schier, ich seh, wie deine Augen trauern. Aber gelt, du hast doch Heimleut gehabt, Vater und Geschwister, die dir dein Leid haben tragen helfen?"

„Nein. Den Vater hab ich nie gekannt. Mein Bruder hat mich gehaßt und hat mir die Mutter getötet ... nein, Kind, erschrick nicht! ... es war kein Töten mit der Waffe in der Hand, es war ein Ermorden mit Worten, die aus steinernem Herzen kamen."

„Kann's das geben?" stammelte Jutta, als hätte sich jäh vor ihrem Blick eine grauenvolle Tiefe des Lebens aufgethan. „Einen Sohn, der seiner Mutter weh thut, kann's das geben?"

Irimbert schien nicht zu hören, was sie sagte. Unter den Händen des Mädchens ballte sich seine Faust. So saß er und schwieg — ohne zu fühlen, wie sanft seine Hand gestreichelt wurde. Dann blickte er auf, versunkenes Feuer in den Augen. „Die Mutter verlieren ... der einzige Schmerz des Lebens? Und alles andere gut? So hast du gesagt. Nein, Jutta, das ist das Wort eines Kindes, dem das Leben noch fremd ist. Ich sage dir: einer Mutter Liebe, das ist am Leben das einzig Gute. Alles andere ist Häßlichkeit und Ekel, unwert des Erlebens. Das hab ich erkannt, seit ich im Leben einsam stehe. Meine Mutter hat mich geliebt, an meiner Mutter Herz hat das meine gehangen. Seit sie die schönen Augen

schloß, hat mich niemand mehr geliebt, und keinem Menschen mehr bin ich gut gewesen."

Eine Weile war Stille. Nur die welken Blätter raschelten, die aus dem Gezweig der Ulme niederfielen.

„Keinen Menschen wissen, der dich lieb hat? Und keinen haben, dem du gut bist?" sagte Jutta mit halb erloschenem Stimmlein. „Dann thust mich erbarmen, Irmi." Ihre stillen, großen Augen schwammen in feuchtem Schimmer.

Da nahm der Jäger die kleinen Hände des Mädchens in die seinen, und der harte Ernst seiner bleichen Züge löste sich zu mildem Blick. „Warum nennst du mich Irmi jetzt?"

„Ich weiß nicht. Schau, ich hab halt so sagen müssen."

„Dir, Jutta ...," er lächelte, „ja, Mädchen, ich glaube fast, daß ich dir von Herzen gut sein könnte. Denn du bist gut."

Es ging über ihre Züge wie ein zarter rosiger Hauch.

„Und vieles an dir erinnert mich an meine Mutter," sprach er weiter. „Denn so, wie du, geradeso konnte sie manchmal lächeln, so versöhnlich und geduldig. Und auch ihre Hände, die waren so ruhig wie die deinen, so lind und warm. Und wenn sie dachte ... ich weiß nicht an was ... dann hatte sie den gleichen, still verlorenen Blick wie du, mit so großen Augen, die wie verhangen waren.

vom Schleier einer Sorge oder eines überwundenen Schmerzes ... ich weiß nicht: weinten sie ohne Thränen, oder blickten sie nach innen ..."

„Ist denn deine Mutter auch blind gewesen?"

„Blind?"

Erschrocken hatte sich Irimbert erhoben, mit so jäher Bewegung, daß Zenta sich aufrichtete und zu murren begann.

„Juttula? ... Du? Und blind!"

In ratloser Wehmut blickte Irimbert auf das Mädchen nieder, wie man die schöne, duftende Frühlingsblume betrachtet, an der man soeben noch seine stille reine Freude hatte — und dann kam ein Thier und hat die Blume zertreten — sie hat ihre Farben noch, ihren lieblichen Kelch und ihren Duft, und dennoch muß sie welken in langer Nacht, die keinem Morgen weicht, und soll nicht blühen mehr, nicht atmen und leben wie andere Blumen.

Es schien, als wollte er dem finsteren Worte gar nicht glauben.

„Du? Und blind?"

„Ja hast denn das nicht gleich gemerkt?"

„Nein, nein ..."

Jutta lächelte. „Aber schau, du thust ja, als ob das ein arger Jammer wär! An deiner Stimm kann ich hören, wie du erschrocken bist." Sie tastete in die Luft, als möchte sie die Hand des Jägers suchen. „Schau mich nur an! Ich thu doch lachen und hab keine Klag?"

„Blind? Und keine Klage? Die Menschen nicht sehen können, die dich lieben? Und nicht den Himmel, die Berge, den Wald? Das fühlst du nicht als eine Marter?"

„Aber ich seh doch alles! Ich hab doch als Kindl meine guten Augen gehabt, und erst wie ich ins sechste Jahr gegangen bin, hab ich das Licht verloren. Ja, du ... grad so, wie ich selm in meiner Lichtzeit alles gesehen hab, die Leut und den Himmel, die Berg und den Wald ... grad so seh ich heut noch alles. Ich hab keine Farb und kein Strichl vergessen. Und was ich seh, das ist alles so lieb und schön. Und das hat keinen Wechsel und bleibt sich allweil gleich."

Mit ihrem stillen Lächeln nickte die Blinde vor sich hin.

„Ich mein' schier, daß ich besser dran bin, als die anderen Leut. Die hör ich oft reden von unguter Zeit und bösen Sachen. Aber als Kindl in meiner Lichtzeit hab ich so was nie gesehen. Wie soll ich denn wissen, wie das ausschaut? Und wenn ich die Leut auch frag drum ... weißt, sie sagen mir's nicht. Und die mir's sagen möchten, die versteh ich nie. Wie ein krankes Gesichtl ausschaut, das hab ich mir nie noch denken können ... und was die Leut den Tod heißen, das hab ich noch nie gesehen. Ich weiß bloß: wenn eins gestorben ist, so kann's nimmer reden zu mir und kann mir die Hand nimmer

geben, und ich kann's nimmer halten und nimmer herzen. Aber sehen, weißt ... sehen thu ich mein Mutterl allweil noch. Ich därf bloß denken dran, nachher steht's schon da vor meiner und thut mich anlachen ... und hat die glanzigen Augen voller Lieb und Güt! ... Gelt, Mutterl?"

Lächelnd, mit leisem Stimmlein, sprach die Blinde diese zärtliche Frage in den grauen Nebel. Dann wandte sie das weiße Gesichtlein wieder dem Jäger zu.

„Und den Vater, den seh ich auch! So viel gut! Wie er geht und wie er lacht, wie er schaut und wie er die Arm auseinander thut, wenn er mich halsen will ... das seh ich alles! Wie der mich lieb hat, das kann ich dir gar nicht sagen! Der ist von allen Menschen der best. Gieb acht, Irmi, dem wirst noch gut, bald ihn kennen lernst. Grad so, wie ich mir denk, daß du sein mußt ... so stark und hoch ist der Vater. Braune Augen hat er, und die lachen allweil. Und ein brauner Bart, der krauselt um sein liebes Gesicht herum, und sein Haar, das hangt ihm glanzig herunter bis auf die Schulter. Jetzt lebt er schon an die fünfzig Jahr, und allweil schaut er noch aus wie ein Junger."

Bewegt im Innersten, gefesselt und gerührt von jedem Wort dieses stillen, lächelnden Geplauders, saß Irimbert vor der Blinden und wandte keinen Blick von ihren Zügen.

„Du siehst deinen Vater mit dem Herzen, Kind! Das sieht besser als die besten Augen."

„Gelt ja?“

„Siehst du auch die anderen Menschen so gut?“

„Freilich, ja. Die Leut, die ich kenn, die seh ich alle. Aber nicht ganz so licht und fest, als wie den Vater und die Mutter. Als Kindl hab ich einmal ein Wasser gesehen. Da hab ich lang hineingeschaut, wie's gelaufen ist, und das ist allweil anderst geworden und ist doch das gleiche Wasser gewesen. So geht's mir oft, wenn ich andere Leut seh ... weißt, die haben im Gesicht so was, das allweil anderst wird.“

„Siehst du auch Menschen, die alt sind?“

„Freilich, ja. Der Hilpot ist alt, und die Mutter Hanna. Und der traurige Jacho, der ist noch älter. Die sind schon alt gewesen in meiner Lichtzeit, weißt. Ja, denk nur, Irmi ... der traurige Jacho, das ist ein Manndl, das nur halb noch lebt und schon halb gestorben ist. Denn weißt, er kann nimmer reden; bloß weinen und juchzen kann er noch! Ja ... und unser Fürsenn, das ist auch ein Alter. Aber die vier Sennbuben, die der Vater hat, das sind junge Leut. Und unser Magd, die Helgard. Die ist mit dem Leinen drunten auf der Bleich. Und die Ruglind, das ist unser Alberin. Und der Steinhauser und sein Weib, die sind auch noch jung. Und der Reinold, das ist dem alten Hilpot sein letzter Bub, den mußt du doch kennen als Jäger?“

„Ja, den Reinold kenn ich! ... Den siehst du auch?“



„Freilich. Der Reinold und ich, wir sind in meiner Lichtzeit Spielgesellen gewesen. Vier Jahr nur ist er älter als ich."

„Sag mir, wie du ihn siehst!"

„Ich seh einen guten und lustigen Buben mit einem runden, roten Gesichtl. Und sein Haar, das ist ein dicker Buschen um das ganze Köpfl herum. Jetzt ist er schon lang nimmer dagewesen ... ich weiß nicht, warum. Aber früher, da ist er oft bei mir gesessen und hat geplauscht mit mir und mit der Helgard. Aber weißt, seine Augen, die müssen ein lützel trüb sein, mein' ich. Und ein lützel unverständig ist er wohl auch. Wenn ich ihm oft gesagt hab, was ich seh, und wie lieb und schön das ist ... dann hat er allweil gelacht, und allweil hat er was anderes gesehen. Oder er hat gleich gar gesagt: ‚Ich seh nichts'. Da hat er mich diemal ganz verzagt gemacht ... und wenn mir nicht der Vater nachher gesagt hätt: ‚Kindl, du hast recht gesehen!' ... ich weiß wahrhaftig nicht, was ich oft hätt denken müssen! Da ist mir gleich alles vor den Augen durcheinandergelaufen, wie selbigsmal in meiner Lichtzeit das laufende Wasser. Und ich hab mir müssen vom Vater alles wieder sagen lassen, daß ich wieder Ruh gefunden und alles wieder fast gesehen hab! ... Kannst mir's glauben, Irmi: alles, was da um dich und mich herum ist, das seh ich grad so gut wie du!"

Er schwieg. Und das schien sie für einen Zweifel zu nehmen.

„Willst eine Prob haben?“ fragte sie, während leichte Röte ihre Wangen überhauchte. „Magst?“

„Ja, Mädchen, sage mir, was du siehst!“ Er nahm das Händchen, das nach ihm tastete, und hielt es mit beiden Händen umschlossen.

Die Blinde atmete lächelnd, schob die Matte auf den Tisch und lehnte sich zurück.

Der Nebel, der sich im matten Winde kaum merklich bewegte, umhüllte die beiden jungen Menschen gleich dem Gewölb einer grauen Mauer. Es schien, als hätten sich die trüben Schleier am Astwerk der Ulme festgehangen — und so dicht waren sie geworden, daß man von Bergen, Wald und Sonne keinen Schimmer mehr erkannte und daß man das Haus nur stehen sah wie einen ungewissen Schatten.

„Ich seh den Himmel über dir und mir. Und der ist blau . . . so himmelschön, ich kann dir's gar nicht sagen!“ begann die Blinde mit dem leisen Ton einer Träumenden. „Wie ein großmächtiges blaues Dach, so ist er hingebaut über alles, was zur Welt gehört. Ich seh, wie die Berg uns allweil näher kommen und wie sie herunterwachsen gegen uns. Aus den Felsbergen kommen die Alben heraus, und die seh ich rot und blau von lauter Blumen. Wie um ein Gesichtl die dunklen Haar, so

hanget um die Alben der Wald herum. Da seh ich viel tausend Bäum, und über die kleinen wachsen die großen hinaus, wie ein Vater über sein Kindl. Bald seh ich ihn völlig schwarz, den Wald, und bald wieder licht . . . weißt, dort, wo die Bäum stehen, die Blätter haben. Und wo ein Schatten über den Buchwald geht, da wird er so blau wie der Himmel, wenn's nächten will. Wo aber der Sonnschein drüber liegt, da seh ich lauter goldigen Glanz, und jedes Bäuml seh ich wie ein Feuer, das hinaufbrennen möcht zum lieben Himmel! . . . Schau nur, wie schön das ist!"

Juttas Gesichtlein hatte sich warm gerötet, und lächelnd blickte sie in den grauen Nebel hinaus — empor zu der kindlichen Schönheit, die ihre blinden Augen sahen.

„Wie eine Mutter ihr Kindl herzet, so streichelt der Wind den Wald, und ich seh, wie ein jedes Bäuml sein Köpfl rührt, als möcht es dem Wind sein Gesichtl näher strecken und sagen: Streichel *mich* zuerst! Und wenn die Bäum alle so reden zum Wind, das thut, wie wenn der Wald ein großes Wasser wär, das man rauschen hört. Wenn der Wald aber schweiget, so hörst die lieben Vögel singen, die im Wald ihre Nester haben. Das ist so süß und schön . . . aber ich weiß nicht . . . wenn ich das so hör, dann werd ich allweil ein lützel traurig, und ich spür was in meiner Seel, was ich keinem Menschen sagen kann, und allweil möcht ich was haben, was ich nicht

seh, und was keinen Namen hat! . . . Spürst du das auch so, wenn im Wald die Vögel singen?"

„Ja, Mädchen! Und nicht nur du und ich . . . das fühlen die Menschen alle! Die Vögel singen vom Glück, und wenn die Menschen das hören, dann ist Sehnsucht in ihren Herzen."

„Das Glück? . . . Das ist ein Wörtl, das hab ich oft die Leut schon sagen hören. Aber keiner hat's noch von ihm selber gesagt . . . ein jeder sagt's bloß allweil vom andern . . . und ich seh nicht recht, was das ist: das Glück."

„Das Glück ist ein schönes junges Weib. Das leuchtet, als ob sein Leib aus Sonne geschaffen wäre, und Augen hat es, schön wie die Sterne und tief wie ein Brunnen. Wo es wandelt, da blühen die Blumen auf seinem Weg. Und lächelt das Glück einen Menschen an, dann fühlt er nimmer Schmerzen und Weh, und sein Herz ist voll von Freude, daß er jauchzen muß."

Lauschend hatte Jutta sich an die Schulter des Jägers geschmiegt, und mit zitterndem Stimmlein fragte sie: „Hast du das Glück schon einmal gesehen?"

„Nein! . . . Und ich glaube, daß es keinen Menschen giebt, der es sah."

„Wie können aber dann die Menschen wissen von ihm? Der erste, der allen anderen vom Glück erzählt hat, muß es ja doch gesehen haben."

„Wer dieser erste war, das weiß ich, ja! Der hat es gesehen!“ Irimbert lächelte, und während er das in Erregung glühende Gesichtlein der Blinden betrachtete, sagte er — und er schien kaum zu wissen, daß er sprach: „Wie der Große und Mächtige, den die Menschen den Schöpfer heißen, alles Bestehende erschaffen hat, da ist die Welt entstanden, und noch ein anderes: die Unwelt, von der wir nur wissen, daß sie sein muß, irgendwo . . . hinter den letzten Bergen und über dem blauen Himmel. Und mit der Welt und der Unwelt sind zwei Geschwister entstanden, ein Bruder und eine Schwester. Diese Schwester wohnt in der Unwelt, die wir nicht kennen. Hier auf der Welt, mit uns Menschen zusammen wohnt der Bruder. Das ist der Schmerz. Und wenn er mit seinen Fäusten unsere Herzen drückt, erzählt er . . . ob er uns verhöhnen oder trösten will, das weiß ich nicht . . . aber dann erzählt er den Leidenden von seiner Schwester, von dem schönen Glück in der Unwelt.“

Jutta bewegte die Schultern, als wäre ihr bei den Worten des Jägers ein leises und wehes Frösteln durch die Seele gegangen. Dann richtete sie sich auf, und wie in Angst die Hände des Jägers drückend, schüttelte sie das Köpfchen und sagte: „Nein, du . . . das alles muß anderst sein! Ich seh doch so viel Schönes und Liebes in der Welt. Das kann doch nur gewachsen sein, wo das schöne Glück gegangen ist. Schau nur den Wald an!

Schau nur, schau! Sieht er im Sonnenschein nicht aus, wie wenn er hangen geblieben wär an der Welt, ein Stückl vom goldgrünen Mantel, den das Glück getragen hat, wie's vorbei- gegangen ist an



meines Va- ters Haus! Und wo der Wald ein End hat, seh ich die lichtgrünen Wiesen herunterkommen. Da muß es ja doch gelacht haben, das schön: Glück . . . ich seh doch die tausend Blumen . . . die roten, die weißen, die blauen und Blumen mit Farben, die ich gar nicht sagen kann. Und wo ich

die meisten Blumen seh, da hausen die guten Menschen, rund um uns herum. Da hat ein jeder sein Häusl, der Nachbar das größte, und der am weitesten hauset, der hat das kleinste ... und bei jedem Häusl seh ich das Feld, auf dem das gelbe Traid wachst, und seh den Wiesgarten, in dem die Birnbäum stehen. Das ganze Menschenthal, um das die Berg herumstehen, das ist wie ein großer Kreis, und da laufen die Wasserbäch rund um und um ... auf jeder Seit wo ich hinhorch, hör ich ein Bachl rauschen und seh, wie das Wasser glitzert in der Sonn. Alles seh ich, alles was schön ist! Wahrhaftig, ich seh's! Und zu mittelst drin in der schönen Welt, da liegt unser Gotteslehen und unser Haus! Schau nur, wie's dasteht, so groß und fest! Und um unser Haus rum seh ich den ganzen Hof, und zu mittelst im Hof, da steht unser Ulmbaum. Da sitzen wir zwei ... und gradso, wie das blaue Himmelsdach über der ganzen schönen Welt, so seh ich den großmächtigen Baum wie ein grünes Dach über dir und mir!"

Die Blinde atmete tief und wandte mit ihrem stillen Lächeln das Gesicht dem Jäger zu.

„Gelt, daß ich alles seh? ... Oder siehst du was anderes, Irmi? Sag!"

„Nein, Jutta, nein!" Zärtlich wie ein Bruder zu seiner Schwester, legte Irimbert seine Hand auf den Scheitel des Mädchens. „Ich muß sagen, wie dein Vater sagt: du

hast recht gesehen. Glaube nur, daß die Welt so ist, wie deine hellen Augen sie schauen!“ Er streichelte der Blinden das Haar und die glühende Wange.

Da sagte sie leis: „Mein Vater hat eine linde Hand . . . aber linder noch ist die deinig. Und ich spür, Irmi, daß du mir freund bist.“

„Das bin ich, Juttula!“

Sie lächelte. „Schau, so ist's nimmer wahr, daß du keinen Menschen hast, den du leiden magst, und keinen, der dir gut ist. Und hast meinen Vater einmal kennen lernen . . . ich weiß, dem wirst gefallen, und er wird's gern haben, wenn du diemal zusprechen magst im Gotteslehen.“

Während sie den Jäger mit regungslosen Augen zu betrachten schien, wurde ihr Gesichtlein ernst und eine Furche grub sich zwischen ihre Brauen.

„Was denkst du, Mädchen?“

„Wieviel ich gäb drum, wenn ich dich sehen könnt! . . . Darf ich dich ein lützel anschauen?“

Er begriff diese Frage nicht. Doch als sie mit scheuem Zögern die Hände gegen sein Gesicht erhob, verstand er sie und neigte sich zu ihr.

„Schau mich an!“

Mit sanftem Fühlen glitten ihre zarten, rührsamen Fingerchen über sein Antlitz nieder und über die Schultern auf seine Arme. Dann schüttelte sie das Köpfchen, und ein leiser Seufzer schwellte ihre Brust.

„Ich seh dich nicht! ... Ich seh nur, du bist hoch gewachsen, und seh dein Schießzeug und das Bolzentaschl an deinem Gurt. Und arg jung noch mußt du sein ... ich hab kein Fläumerl auf deiner Wang gespürt. Aber dein Gesichtl, das seh ich nicht. Bloß deine Augen ... ja Irmi, ich mein', ich seh zwei Augen, die so viel gut und so viel traurig schauen. Weißt, die seh ich, weil du so traurig reden thust. Aber wenn ich mir dein Gesicht fürstellen möcht, so fließet und schwimmt alles, und ich seh nichts mehr ..."

Da fuhr die weiße Hündin auf und rannte bellend gegen das Hofthor.

Irimbert erhob sich — er schien wie aus einem Traum zu erwachen, berührt von einem unwillkommenen Gedanken an die Wirklichkeit.

Die Hündin hielt ihre Nase an eine Fuge des Thores gepreßt und winselte.

„Draußen muß einer vorbeigegangen sein, den sie kennt!" sagte Jutta.

Der Nebel hatte zu treiben und zu steigen begonnen; hinter den wehenden Schleiern sah man schon wieder Formen und Farben, es wurde licht in der Höhe, und weißlich schimmerte die Sonne durch das Grau. Stärker zog der Wind aus dem Thal herauf und trug den Klang zweier Glocken, die dort unten zu läuten begannen.

Mit jäher Bewegung hatte Irimbert bei diesem Klang seine Hand aus Juttas Händen gelöst.

„Was hast denn, Irmi?“ fragte die Blinde mit beklommener Stimme. „Mußt gehen?“

„Ja.“

„Weil sie drunten im Kloster zu Mittag läuten?“

„Weil mich die Glocken rufen!“

Jutta erhob sich. „Aber gelt, du kommst bald wieder einmal?“ Unsicher tastete sie nach ihm.

Er faßte die suchende Hand des Mädchens. „Ich komme wieder, denn ich möchte lernen von dir, die Welt so schön zu finden, wie deine Augen sie sehen. Aber ich fürchte . . .“ Seine Stimme klang herb, und es sprühte wie Groll und Haß in seinen Augen, während er hinunterblickte in das Thal, das der steigende Nebel zu entschleiern begann. „Ich fürchte, daß es lange dauern wird, bis wir beide wieder Haingart halten unter deiner grünen Ulme.“

Die Blinde schüttelte das Köpfchen und lächelte. „Ich will gern warten und Geduld haben. Mir wird die Zeit nicht lang. Denn weißt, was die Leut so Tag und Nacht heißen, das ist für mich nur ein einzigs. Ob's lang ist oder kurz, das weiß ich nicht. Ich denk mir halt allweil, du kommst . . . und bist wieder da, so wird's mir sein, als wärst vor einem Stündl erst gegangen.“

In den Augen des Jägers erwachte wieder der milde Glanz. Er hielt die Hände des Mädchens in den seinen, und so standen sie in lächelndem Schweigen.

Eines der welken Blätter, die von der Ulme nieder-

gaukelten, streifte die Wange der Blinden und haftete an ihrer Schulter. Irimbert nahm das Blatt und barg es an seiner Brust.

„Leb wohl, Juttula! Ich komme wieder!“

„Gottes Gruß, lieber Jäger! Und guten Weg!“

Durch den schwindenden Nebel schimmerte blau der Himmel nieder, während Irimbert zum Hofthor ging. Dort stand noch immer die weiße Hündin. Als der Jäger das Thor öffnete und das Gehöft verließ, fuhr die Hündin winselnd auf die Wiese hinaus, suchte mit gesenkter Nase auf der Erde hin und her, blickte gegen den Wald hinauf und begann zu bellen.

Da klang von der Ulme das Stimmlein der Blinden: „Zenta! Komm!“

Mit jagenden Sprüngen eilte das Thier zu seiner Herrin und schob ihr schmeichelnd den Kopf unter die Hände.

„Du Böse, du!“ sagte das Mädchen leise. „Den darfst nicht schelten, weißt, den mag ich leiden.“ Sie grub ihre Hand in das zottige Fell. „Komm Weiße, und thu mich führen!“

Die Hündin wollte den Weg zum Hause nehmen.

„Zum Thor, Zenta, ich will zum Thor!“

Der bergwärts steigende Nebel flatterte zu dünnen Schleiern auseinander, und helle Sonne flutete über das Gehöft und seine Dächer.

Hinter den Scheunen ließ sich eine trällernde Mädchenstimme vernehmen, die sich näherte. Eine junge Magd erschien und ging auf das Haus zu, einen Korb mit gebleichtem Leinen auf dem Kopfe.



Jutta, an der Seite ihrer weißen Gesellin, stand beim offenen Thor und lauschte mit ihrem stillen Lächeln gegen die Wiesen hinaus. Ohne das Gesicht zu wenden, rief sie den Namen der Magd.

„Helgard!"

„Ja, Luttei, ich komm!" erwiderte die Magd. Sie stellte den Korb zu Boden und eilte zum Thor. Es war eine kräftig gewachsene Dirn, rund und gesund, mit einem schmiegsamen Körper, den das dürftige Gewand, ein Leinenhemd und ein kurzes braunes Röcklein, kaum verhüllte. Das rötliche Haar, nur lose über dem Scheitel zu einem derben Schopf gedreht, umrahmte mit dickem Gezaus ein sonnverbranntes Gesicht mit üppigen, kirschroten Lippen und blitzenden Schwarz=

augen, aus denen Gutmütigkeit und Trotz, nachdenkliche Schwermut und froher Leichtsinn in merkwürdiger Mischung redeten. Hätten nicht die vielen Sommersprossen, die wie ein gelbliches Schleierband um die Augen und über die Stirne gingen, das Gesicht ein wenig entstellt, so hätte die Helgard als ein schmuckes Mädel gelten dürfen.

„Was magst denn, Luttei?" fragte sie, und Ton und Blick verrieten, wie herzlich die Magd ihrer jungen Herrin ergeben war. In freundlicher Sorge legte sie den Arm um die Blinde. „Ist wer dagewesen ... weil das Thor offen ist?"

„Schau hinaus über die Wiesen, Helgard!" flüsterte Jutta. „Und sag mir, ob du den Jäger noch siehst?"

„Den Jäger?"

Wie scheue Unruh sprach es aus der Stimme der Magd. Sie löste den Arm und trat mit hastigem Schritt vor das Thor hinaus.

Auf der Wiese war niemand zu gewahren. Aber droben am Waldsaum, da zog sich einer flink in den Schatten der Bäume zurück, als möchte er nicht gesehen werden. Reinold war es, der Falkner.

„Helgard? Siehst du ihn noch?"

„Ja." Langsam wandte die Magd das Gesicht, das in dunkler Röte brannte. Ihre Brauen waren gerunzelt,

ihre Lippen aufgeworfen, und mürrisch fragte sie: „Ist er bei dir gewesen?“

„Drüben beim Ulmenbaum, da bin ich gesessen und hab Blumen geflochten. Und da ist er gekommen, ich weiß nicht wie!“ Jutta lächelte und hob das schmale Gesichtlein, daß es von warmer Sonne ganz umschimmert war. „Siehst ihn noch allweil, sag?“

„Nimmer! Jetzt ist er im Wald.“

„Aber hast ihn gut gesehen, gelt?“

Helgard verzog den Mund. „Ich mein' schon, ja!“

„Magst mir sagen, wie er ausschaut?“

„Geh, laß mich . . . das mußt doch wissen.“

Jutta schüttelte das Köpfchen. „Schau, thu mir die Lieb, Gardi, und sag mir's!“

Die Magd hatte gehen wollen, aber der bittende Ton dieser Worte hielt sie fest. An den Pfosten des Thores gelehnt, mit hängenden Armen, starrte sie zum Wald hinauf, Groll und Sehnsucht in den Augen. „Er ist ein Bub, daß ich keinen andern weiß, der ihm gleichet,“ sagte sie und schien nicht mehr zu wissen, daß sie zu Jutta redete, „hoch und stark wie ein Bäuml in seiner jungen Zeit! Und wie einem Bäuml sein Laub, so steht ihm sein farbiges Jägerkleid . . . kein Herrensohn kann's schöner tragen! Ein Gesichtl hat er, lieb und schmuck, sein Flachshaar ist gekrauselt und so goldig ist's, als hätt's ihm die liebe Sonn ums Gesichtl rumgesponnen . . .“

Lächelnd nickte die Blinde, und ihre Hände glitten wie tastend durch die Luft, als stünde einer vor ihr, dessen Gesicht und Locken ihre Finger sacht befühlten.

„Und Augen hat er . . .“ Die Stimme der Magd versank in einen dürstenden Seufzer, „die sind blau als wie die Blumen am Bach, und die schauen dich an, so glanzig und lebfrisch, daß du völlig meinst, es fallt dir ein Sterndl bis tief ins Herz!“ Wieder seufzte die Magd, und die Arme hinter dem Rücken windend wie eine Gefesselte, die mit Schmerzen die Stricke fühlt, spähte sie gegen den Wald hinauf, alle Wünsche eines verliebten Weibes in den suchenden Blicken.

„Seine Augen?“ fragte Juttula in Freude. „Die sind licht und froh?“

Die Magd fuhr auf, als hätte ein Schlag sie aus ihrem Brüten geweckt.

„Und allweil hab ich sie gesehen, als thäten sie dunkel und traurig schauen.“

„Wenn er dich anschaut, da kann's schon sein, daß er traurige Augen macht! Und er wird auch wissen warum!“ Zornig auflachend schlug sich Helgard mit der Faust an die Stirne. „O du Narretei!“ Sie warf das Thor zu, daß die schweren Bohlen zitterten. Und mit heiserer Stimme das Liedchen trällernd, mit dem sie gekommen war, schleppte sie den schweren Korb zur Hausthür. . . .

Jutta stand erschrocken und verwirrt. „Gardi?“ fragte sie. „Was hast denn? Warum zürnest?“ Aber die Magd war schon ins Haus getreten.

Die tastende Hand der Blinden zitterte. „Weiße, wo bist denn? Komm!“

Sie ließ sich von Zenta zur Ulme führen und begann an ihren Blumen zu flechten.

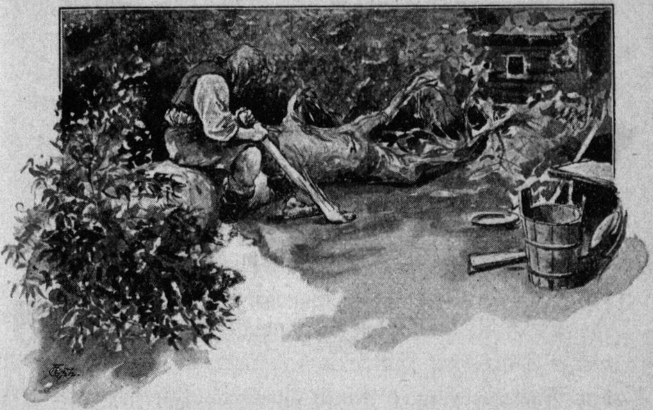
Immer wieder rasteten ihre Hände. Und während sie so ruhig saß, das schmale Gesichtlein mit den großen, regungslosen Augen ein wenig erhoben, glättete sich allmählich die Furche zwischen ihren Brauen, und sie fand ihr stilles, träumendes Lächeln wieder.

Zenta legte den Kopf in Juttas Schoß und blickte an ihr hinauf.

Da streichelte die Blinde dem Thier die Stirn und flüsterte: „Ich seh ihn, Weiße ... ganz deutlich seh ich sein Gesichtl! Und seine Augen, die schauen mich an, so licht und freudig, daß ich mein', es fallt mir ein Sterndl bis tief ins Herz.“



Die letzte Spur des Nebels war im Blau zerflossen, mit reinem Gold umflimmerte die Sonne das halb entlaubte Gezweig der Ulme, und lautlos gaukelten die gelben Blätter um das blinde Mädchen her, wie spielende Falter um eine Blüte.



4.

Irimbert hatte des Weges nicht geachtet. Er war wie ein Träumender zu Thal gestiegen und hatte mitten im sonnigen Buchenwald den Pfad und die Richtung verloren.

Wo lag das Heimwesen des Hilpot? Höher auf dem Berghang oder noch tiefer im Wald?

Der Jäger spähte nach allen Seiten, aber das feurige Herbstlaub, das ihn rings umgab, wollte seinem suchenden Blick keinen Ausweg zeigen.

Er stand und lauschte.

In der Nähe sprang durch den Wald ein Wildbach

hinunter, und sein Rauschen war die einzige Stimme, die sich hören ließ.

Eine Weile stieg der Jäger quer über das Berggehänge. Als sich hinter ihm der Lärm des Baches dämpfte, hörte er den leisen Schellenklang einer im Wald zerstreuten Herde und manchmal einen Ruf im tieferen Gehölz. Er kam zu einem Weg und folgte ihm.

Durch die leuchtenden Buchenwipfel kräuselte sich ein blauer Duft — der Rauch eines Feuers. Er drang aus dem Rindenbach einer kleinen Blockhütte, die sich halb unter dem Gezweig der Bäume versteckte. Geschirr und Holzgeräte, wie sie die Sennleute zu ihrer Arbeit brauchen, standen um die Hütte her, und auf dem moosüberwachsenen Strunk einer Baumleiche saß ein grauköpfiger Mann, stark und mit breiten Schultern. Er war besser gekleidet als sonst die Leute im Thal. Nicht den langen, mausgrauen Bauernkittel trug er, sondern die kurze Berghose und ein Wams, das von Leder war und große Silberstücke als Knöpfe hatte. Seine Beine waren mit Fell umschnürt und die schwerbenagelten Holzsohlen hatten lederne Bänder. Und kein Höriger des Klosters war er, sondern ein freier Mann; denn sein Haar war ungeschnitten und fiel ihm wie eine graue Mähne um die Schultern. Mit dem Messer schnitzte er an einem neuen Holzstiel für die Axt, deren Eisen mit der Schneide in

den Baum gestoßen war; die Stücke des alten, zerbrochenen Schaftes lagen vor ihm auf der Erde.

Als er vom Weg her die Schritte hörte, sah er auf. Verwundert betrachtete er den Jäger, nickte einen stummen Gruß und erhob sich.

„Willst zu mir, du?"

„Nein. Zum Haus des Hilpot will ich und hab mich im Wald vergangen."

„Ja, da hättest höher droben nach rechts hinüber müssen! ... Aber ich kenn dich nicht? Wer bist denn?"

„Ein Jäger."

„Das seh ich selber. Aber gar lang mußt nicht in der Gegnet sein, weil deinen Wald nicht kennst. Aus unserem Thal bist keiner. Bist vom Klosterland in der Ebnet draußen?"

„Ja. Und wer bist du?"

Der Bauer lächelte. „Wirst meinen Namen im Kloster drunten wohl schon gehört haben. Sie reden in der letzten Zeit gar viel von mir. Ja, schau mich nur an ..." es zuckte wie leiser Spott um seinen Mund, „ausschauen thu ich freilich, als ob ich ein freier Bauer wär. Aber ich bin was besseres, weißt! Ein fürnehmer Dienstmann, der seinen gnädigen Fürsten sell droben hat, wo die Vögel fliegen. Das ist der einzig, dem ich steuern muß. Erst heut am Morgen hat er von seinen Zinsboten einen geschickt ... den Bartgeier, der mir ein Gaiskitz davon-

getragen hat. Was machst denn für Augen? Verstehst mich nicht? Ich bin der Greimold, der seines Vaters Haus und Eigen vom lieben Gott zu Lehen hat."

„Der Gotteslechner? . . . Du?"

„Hast einen Zweifel, daß ich's bin?"

Schweigend betrachtete der Jäger den Bauer. In seinen Gedanken sah er den Mann mit dem lockigen Braunhaar, mit dem lachenden Gesicht und den lebensfreudigen Augen, wie ihm Jutta den Vater geschildert hatte. Und wie anders stand dieser Mann in Wirklichkeit vor ihm: noch ungebrochen in der Kraft seines Lebens und seiner Glieder, doch schon gebeugt, Haar und Bart ergraut, schon durchzogen von weißen Fäden. Das Gesicht war nicht gefurcht vom Alter, aber von hundert feinen Linien durchrissen, jede wie mit dem Messer geschnitten. In den kräftigen Zügen, so still sie auch einem flüchtigen Blick erschienen, war ein leises Spiel, wie jenes Gezitter auf dunklem Wasser, in dessen Tiefe rastlos ein Wirbel spinnt; und unter den buschigen Brauen, die wie kleine Dächlein aus der Stirne hingen, blickten die graublauen Augen mit jener Ruhe, die ein starker Mensch in dauernden Schmerzen sich erkämpft.

„Dein Stillsein, Jäger, ist wie eine Red, die ich nicht versteh. Was siehst an mir?"

„Daß du ein anderer bist als jener Vater, den deine Tochter sieht."

Betroffen trat der Gotteslechner einen Schritt zurück. „Du bist mir ein Fremder ... und kennst mein Kindl?"

„Mein Weg hat mich heut in sonniger Stund zur Ulme in deinem Hof geführt. Ich will diesen Morgen nie vergessen. Dein blindes Kind, Greimold, hat ein sehendes Herz."

Der Bauer nickte; doch dieses Wort schien ihm nur halbe Freude zu sein. „Hast geredet mit ihr?" fragte er in Unruh.

„Ja."

„Und hat sie noch lachen können, wie du gegangen bist?"

„Ja, Greimold. Und ich versteh deine Frage."

Der Bauer atmete auf. „So hast ihr auch mit keinem Wörtl gesagt, was sie nicht hören und sehen soll! Gelt, bist gut mit ihr gewesen?"

„Dein Kind war gut mit mir! Die Stunde an seiner Seite ist mir gewesen wie ein Maigeschenk. Und ich beneide deine Tochter. Könnt ich das Leben doch sehen wie sie! Wir saßen im grauen Herbstnebel, und sie schaute den Frühling mit Blumen, die nicht welken. Ich würde die Hand verwünschen, die deinem Kind eine Blume zerstören könnte. Wahrheit ist mir, was jedem lebenden Geschöpf der Atem ist . . . aber besser und redlicher als jede Wahrheit, die ich noch je einem Menschen ins Gesicht gesprochen, war die freundliche Lüge, die ich an der Seite deines Kindes als Wahrheit gelten ließ."

Da streckte ihm der Bauer die beiden Hände hin. „Vergeltsgott, Jäger!“ Das war eine andere Stimme und ein Blick, in dem es glänzte wie tiefe Freude.

„Jetzt merk ich es,“ Irimbert lächelte, „du hast doch die Augen, die das Herz deines Kindes an dir sieht!“

„So, meinst?“ sagte der Bauer freundlich. „Aber komm, setz dich ein lützel her zu mir! Dein Gesicht schaut müd, als hättest einen weiten Weg und eine Nacht ohne Ruh gehabt. Komm, thu rasten! Den Weg zum Hilpot findest nicht allein . . . wenn einer von meinen Sennbuben kommt, der soll dich führen.“ Sie ließen sich auf den Baumstamm nieder, und Greimold begann wieder an dem Schaft zu schnitzen. „Weißt, mein Mädel sieht mich halt allweil noch, wie's mich als Kindl in ihrer Lichtzeit gesehen hat. Aber in vierzehn Jahr ist viel grobes Wasser über den Berg hinuntergelaufen, viel guten Boden, Stauden und Bäum hat's mitgenommen . . . und heut schaut er anderst aus! Die guten Engel sollen's verhüten, daß mein Kindl einmal richtig sehen muß . . . mich und die Leut und alles, was ist. Das arme Dingl müßt verzagen in seiner Finsternis und hätt kein Lachen nimmer. Allweil sieht's halt noch den schönen Mai, in dem sie das Licht verloren hat. Aber kann's denn bleiben so? Mein Gesind und die Nachbarleut, die haben's gelernt, wie sie reden müssen mit dem Kind. Aber wer weiß, wie einer einmal daherkommt und reißt ihr mit seiner groben Hand

das Maienlicht und die Blumen aus der Seel. Schau, Jäger, das ist meine Sorg in Tag und Nächten!"

Greimold ließ das Messer ruhen und nickte seufzend vor sich hin.

„Und alles andre dazu! Wie soll's denn werden mit ihr? Jetzt ist das Kindl bald neunzehn Jahr. Mir liegt schon halb der Winter auf dem Buckel. Die Mutter ist nimmer da. Und einen Buben hab ich nicht, der hinter mir hausen könnt als Herr im Gotteslehen, und der die Schwester ihr blinde Lebzeit lang gut halten thät, so daß ich einmal die Augen zumachen könnt ohne Sorg! Und einen Fremden suchen? Als Erbbuben in mein Haus?" Der Bauer schüttelte den Kopf und strich mit dem Arm das graue Haar aus der Stirne. „Freilich, als Herr für mein schönes Heimwesen, da thät sich leicht einer finden, der zuschnappen möcht wie ein Ferch, wenn er Hunger hat. Aber einer, der meinem Kindl ein guter Bruder wär?" Wieder schüttelte er den Kopf. „Schau, das liebe Ding ist wie ein Kräutl, wie ein feines, das einen Gärtner braucht, der linde Händ hat und sich gut aufs Hegen versteht. Aber jeder, den ich mir anschau drum, hat grobe Fäust ... oder Augen, die was anderes sehen, als mein Kindl sieht."

Der Bauer blickte auf und gewahrte, daß der Jäger ganz in Gedanken verloren war und nicht zu hören schien.

„Was hast denn, Jäger? Horchst am End gar nimmer auf?"

„Doch, Greimold, ich höre . . .“

„Oder denkst, daß ich bin wie ein altes Weib, das ratschen muß?“

„Greimold!“ Irimbert legte seine Hand auf die Faust des Bauern, und es leuchtete warm in seinen Augen.

Der alte Mann umschloß die Hand des Jägers mit festem Druck. „Bub, dein Gesicht ist müd und streng . . . als hättest im Leben nicht viel gute Zeit gesehen. Aber Augen kannst machen, daß einem völlig leicht um die Seel wird!“ Er lächelte. „Schau, thu mir's nicht verdenken, daß ich dir in der ersten Stund gleich alles so zuwirf, was in mir ist. Aber wenn die Red auf mein liebes Mädel kommt . . . und ich merk, daß ihm einer gut ist . . . so lauft mir 's Herz halt über wie ein Bachl nach festem Regen. Ich seh dir's an: du weißt, was Schmerzen sind . . .“

„Ja, Greimold.“

„Und die das Leben grob anpackt . . . es ist, als hätt ein jeder auf seiner Stirn einen Merk als Bruder . . . da kennt einer den anderen gleich, und einer ist dem anderen gut. Mein Leben, Bub, ist hart gewesen, und jeder Tag macht's härter. Wär in mir drin nicht die freudig Sorgenlieb für mein Kindl und der Stolz, daß ich weit aus und ein im Thal der einzig bin, der noch als freier Mann den Kopf in der Höh hat . . . ich wüßt meiner Seel nimmer, für was ich noch leben möcht.“

„Gotteslechner, du bist ein reicher Mann. Stolz und

Liebe sind dein Besitz. Ich bin arm, denn Haß und Einsamkeit sind leere Güter."

Ernst sah der Bauer dem Jäger in die Augen. Dann aber lächelte er ein wenig. „Geh, Bub, gar so arm wirst doch nicht sein. Hast ja deine Jugnet!"



„Meine Jugend? Die ist wie ein Haus ohne Fenster. Und durch Mauern geht die Sonne nicht."

Greimold schwieg. Und plötzlich fragte er in einem Ton, der wie Bedauern klang: „Bist ein Eigenmann des Klosters?"

„Ich? . . . Nein!"

„Warum tragst dann nicht das Haar wie ein Freier?"

„In der Klosterschule haben sie mir den Kopf geschoren."

„In der heiligen Schul bist gewesen? Jetzt weiß ich doch, woher das herrenmäßige Reden hast. Gelt, sie hätten gern einen frommen Bruder aus dir gemacht? Und bist ihnen ausgesprungen? Hast recht! Waldluft und Bergwind sind gesünder und frischer, als Kirchendampf. Und vorhin hast ja gesagt, daß dir die Wahrheit lieb ist ... da begreif ich's, Bub, daß dir nicht wohl gewesen wär im frommen Kittel!"

Ein seltsames Lächeln irrte um die Lippen des Jägers.

„Schau, Bub," sprach Greimold weiter, „ich steh mich gut mit meinem Lehensherrn sell droben über dem blauen Dach. Hab ich ein Anliegen, so red ich mit ihm. Das einemal hört er mich und das andermal ist er taub. Er ist der Starke, der thut, was er mag. Ich bin der Schwache ... und wie ein fügsamer Dienstmann laß ich auf meinen Buckel fallen, was runter kommt, das Linde und das Harte. Ich weiß so viel von ihm, wie ein Ritter von seinem Fürsten, den er nie gesehen hat. Und weiter frag ich nicht. Aber was die da drunten oft predigen von ihm, von seinem Zorn und seiner Lieb, von seiner Güt und seinen Ruten, mit denen er loshaut auf die Kinder, die er am liebsten hat ... das will mir nicht eingehen. Das paßt zu einander wie Faust und Aug ... und ist für Herzwunden wie Pflaster und Salz. Ihr Reden hat graue Farb und schwimmt wie ein trüber Abend zwischen Finsternis und Licht. Entweder sie haben ihren guten Grund,

daß sie nicht sagen, wie alles ist . . . oder sie wissen es elber nicht!"

Der Jäger lachte, kurz und herb. „Da könntest du recht haben, Greimold! Du hast sie erkannt . . . die dort unten."

„Ruf den Wolf, und er kommt gelaufen," sagte der Gotteslechner, der aufgestanden war und durch den Wald hinunterspähte. „Da steigt grad einer herauf gegen uns. Ich mein', es ist Bruder Medardus, der Zinsmeister, und zwei Fronboten mit ihm. Wo die nur hinsteigen heut? Den Michelszins von den hörigen Albleuten haben sie doch schon eingestrichen. Was suchen denn die da heroben?" Er trat, das Messer in der Hand, ein paar Schritte gegen den Weg, um besser in die Tiefe sehen zu können.

Auch Irimbert hatte sich erhoben. Wie Unbehagen glitt es über seine Züge; dann wieder lachte er, und mit beiden Händen den Gürtel des Wehrgehänges umfassend, blickte er so heiter durch den Wald hinunter, als sollten ihm die drei Menschen, die da kamen, eine fröhliche Stunde bringen.

„Jäger . . ." Ein wenig verlegen wandte sich der Bauer zu ihm und sagte: „Ich mein', bis die drei da vorbei sind, solltest hinein ins Hüttl gehen."

„Nein, Greimold, sie mögen mich finden."

„Schau, sie verdenken's dem Hilpot lang schon, daß

er dem Gotteslechner ein guter Gesell ist. Und dem Reinold müssen sie den Weg zu mir verboten haben ... so lang ist er nimmer bei uns gewesen. Wenn sie dich finden bei mir ... gieb acht, deine Herrenleut nehmen dir's übel!"

Irimbert lächelte. „So will ich's tragen."

„Und mich, schau, mich plagen sie drum und sagen, ich thät ihre Leut verschwatzen, daß sie zu mir halten."

Der Jäger zögerte mit der Antwort. „Wenn es dir eine Sorge nimmt, so will ich mich bergen. Gehen sie vorüber, gut. Fragen sie aber nach einem, den sie suchen, dann sollst du mich nicht verleugnen. Dann will ich dem guten Medardus einen Weg ersparen ... er ist beleibt und schwitzt nicht gerne." Lachend trat Irimbert in die Hütte.

Der Bauer sah ihm befremdet nach, als wüßte er nicht, was er zu diesen Worten denken sollte. Hatte der Jäger ein Verschulden in seinem Dienst begangen? Aber dann käme doch nicht der Zinsmeister, um ihn zu suchen?

Greimold blickte wieder durch den Wald hinunter und hörte, wie einer der Fronboten zu dem Zinsmeister sagte: „Sell droben steht einer ... das ist er."

Der Bauer richtete sich auf, und die Furchen auf seiner Stirne vertieften sich. „Was wollen denn die bei mir?"

Langsam, als hätte ihr Geschäft keine Eile, kamen die drei durch den Wald heraufgestiegen, Frater Medardus

voran, eine klobig derbe Gestalt, deren wohlgenährte Rundung an der schwarzen Bruderkutte keine Falte mehr bestehen ließ. Der Kopf war klein und die Stirne schmal, aber das Gesicht verbreiterte sich nach unten zu dick hängenden Hamsterbacken, die von der Anstrengung des steilen Weges glühten. Dieser runde Glanz um den breit lächelnden Mund herum hatte etwas Gemütliches und Ungefährliches. Und dennoch sahen die hörigen Albleute, wenn Zins und Steuer fällig waren, den Bruder nicht gern erscheinen. Er pflegte als Zinsmeister des Klosters seine heimsenden Geschäfte mit einer gewissen Behaglichkeit zu erledigen, redete mit den Bauern wie mit geliebten Kindern und machte lachend seine harmlosen Scherze. Aber hinter seinen freundlichen Worten und Späßen standen mit Strick und Knüttel die beiden Fronboten, welche grob und unerbittlich zugriffen, wenn ihnen Bruder Medardus einen Wink mit den kleinen Augen gab, die so wohlwollend unter den fettgepolsterten Lidern hervorblinzelten.

Während die beiden Knechte auf dem Waldweg stehen blieben und den Bauer prüfend betrachteten, als hätten sie Ursach, seine Kraft zu schätzen, ging Bruder Medardus, mit dem Kuttenärmel den Schweiß vom Gesichte wischend, auf den Gotteslechner zu.

„So? So? Seh ich dich auch wieder einmal? Schau nur, schau . . .“ Er wollte lachen, aber der Atem ging ihm aus. „Der Weg da herauf . . . ist wie der Weg



. . . der Weg zum Himmel... mühsam und steil!" Ein paar schnappende Atemzüge, und dann gelang ihm das Lachen, breit und behaglich. Segnend machte er gegen den Bauer das Zeichen des Kreuzes. „Pax tecum Domini, mein lieber Sohn!" Alle Herzlichkeit eines guten Menschen klang aus seiner Stimme. „Und Gottes besten Gruß!"

„Gottes Dank!" erwiderte Greimold, der mit forschendem Blick den lachenden Bruder und seine Geleitschaft musterte.

Medardus schielte nach dem Messer in der Hand des Bauern und kicherte: „Gott? Redest von Gott, du? Und hast den Teufel in der Hand. Bin ich nicht der gutherzige Medardus, den alle lieb haben, die er heimsucht? Schau, das ist der Unterschied zwischen mir und Gott, der alle

heimsucht, die er lieb hat." Freundliche Heiterkeit zuckte und zwinkerte in jedem Zug des glänzenden Gesichtes. „Im Namen Gottes, deines guten und gerechten Lehensherren komm ich zu dir, sein gefeiter Sendbot . . . und du stehst da mit dem Messer in der Hand, als hättest Mörder und Dieb von dir abzuwehren!"

Ohne ein Wort zu sagen, stieß Greimold das Messer in einen Baum.

Die Knechte warfen sich einen Blick zu und schmunzelten.

„Leut, ihr könnet rasten, wenn ihr müd seid," rief Medardus zu den beiden hinüber, „schauet nur, da liegt ein Baum . . . der ist wie eine gute Bank. Ich will derweil meinen sündigen Leib kasteien und setz mich auf harten Stein!" Dem Baum gegenüber, auf dem sich die Knechte niederließen, wählte er als Sitz einen Felsblock, der ganz mit lindem Moos überwachsen war. Da saß er wie in einem weichen Lehnstuhl, spreitete die Beine, daß die Kutte unter seinem runden Bäuchlein einen tiefen Sack machte, und stützte sich mit den Fäusten auf die Kniee. „Soooo, da wären wir jetzt!"

„Wohin denn heut noch?" fragte der Gotteslechner.

„Nimmer weit! Lustig grad aus und vergnügt ums Eck herum, hat der fette Karpf gesagt und ist im Netz gehangen. Komm, setz dich her zu mir und laß uns plauschen, derweil ich rast. Wenn verstandsame Männer

miteinander reden, macht der Weltkarren ein Schüblein vorwärts. Schau, da steht ein Baumstock ... setz dich her ... da können wir uns vertraulich in die Augen schauen."

Der Bauer ließ sich nieder, und Medardus, der von Wetter und Jahreszeit zu schwatzen begann, tauschte einen zwinkernden Blick mit den Knechten, die der Gotteslechner hinter dem Rücken hatte. Dann wollte der Bruder wissen, wie Greimold sein Vieh von den Hochalmen heimgebracht hätte, wie es in Hof und Haus stünde, ob er mit seinem Gesind zufrieden wäre, und ob er nicht etwa gegen die hörigen Almleute des Klosters eine Klage hätte?

„Nein!" sagte Greimold. „Versucht haben sie's freilich und hätten ihr schlechtes Vieh gern auf meine guten Alben getrieben. Aber ich hab ihnen gezeigt, wo der Zaun ist."

„Freilich, du bist von den Starken einer, und wem Gott was in die Faust gegeben hat, der soll's auch brauchen!" Medardus schmunzelte und klopfte den Gotteslechner aufs Knie. „Aber solltest einmal zu kurz kommen mit deiner eigenen Kraft ... denn schau, das Unrecht hat wie der Fisch einen hailen Schwanz, der einem leicht durch die Finger rutscht ... dann weißt, daß du eine Hilf am Kloster hast, das dir allweil dein Recht verschafft!"

„Allweil, ja ... wenn's ihm selber taugt," meinte der Bauer trocken. „Wenn er mag, der Imm, so tragt er Honig. Aber stechen kann er auch."

„Du bist mir einer! Wart!“ Scherzend drohte der Bruder mit dem Finger und lachte. „Ein Glück, daß ich ein guter Kerl bin, der keinem ein grades Wörtl übel nimmt! Aber weißt ...“ er winkte mit den Augen gegen die Fronboten hinüber und zischelte, „vor den Knechten solltest ein wenig Fürsicht üben!“ Mit beiden Händen hielt er sein Bäuchlein und fing zu kichern an, als möchte er die Knechte glauben machen, daß er dem Gotteslehner einen guten Scherz ins Ohr gewispert hätte. Und überlaut begann er wieder zu plaudern, berichtete von einem Wunder, das vor dem Reliquienschrein des heiligen Martin geschehen wäre, und erzählte von einem Bauern, der in der Schänke beim Riemenstechen all sein bares Geld und dazu noch sein ganzes Gewand verspielt hätte, so daß er am Morgen, just als die Leute aus der Messe kamen, faselnackt durch das Dorf nach Hause laufen mußte. Und zu Schellenberg hätte man einen Juden geschunden, der einen Brunnen vergiften wollte. Und dem Erzbischof von Salzburg, diesem Klosterfeind und Kirchenräuber, wäre in der Michelsnacht der Teufel erschienen und hätte ihm die grausamsten Höllenstrafen angedroht, wenn er den Berchtesgadener Salzbau nicht ungeschoren ließe.

Greimold lächelte. „Daß der Salzburger Herr viel Unrecht thut an eurem Kloster, das ist wahr. Euer Gut und Ansehen ist aus einem Kindl ein starker Mann geworden, der ihm an die Schulter wachst. Und das macht

ihn neidisch und feindselig. Ja, Bruder, es wär an der Zeit, daß ihm ein guter Engel erscheinen sollt, der ihm ins Gewissen redet, und der ihm einen festen Deut auf das Scheermal giebt, das der Salzburger als geweihter Mann auf seinem Scheitel hat. Aber daß für euer gutes Recht der Teufel fechten muß, das will mir nicht gefallen, Bruder . . . und ich glaub's auch nicht!"

„Bauer, Bauer," sagte Medardus im Tone freundlicher Warnung, „das ist eine unchristliche Red."

„So? Und ich mein', daß sie christlicher wär als die deinig."

Medardus lachte, daß ihm die glänzenden Backen schlotterten. „Schau nur, schau, das Kindl im Glauben will klüger sein als die Mutter!"

„Laß gut sein, Bruder! Aber daß du mir von Jud und Teufel erzählen kannst, deswegen bist du doch nicht den weiten Weg bis da rauf gestiegen. Was redest so lang um die Schüssel rum? Sag's lieber gleich: was willst von mir?"

Lustig blinzelte der Bruder mit den kleinen Augen. „Was ich will von dir? Den Michelszins!"

Dem Gotteslechner schoß das Blut mit dunkler Röte in die Stirn. Doch ruhig sagte er: „Zinsmeister, mir scheint, du hast einen großen Krug über den Durst getrunken."

Lachend hob Medardus drei Finger wie zum Schwur.

„Seit dem Morgentrunk nicht ein einzigs Tröpfl!“ Er seufzte. „Und der Kellermeister im Kloster hat sparsam gemessen. Ich bin nüchtern, lieber Greimold, nüchtern wie ein Saibling, den der Fischer zum Dörren in die Sonn gehangen.“

„So mußt vergessen haben, wer ich bin.“ Dem Bauer zitterten die Fäuste, die er auf den Knieen liegen hatte, und seine Augen funkelten in mühsam beherrschtem Zorn. „Am Michelstag und an Lichtmeß zinsen die hörigen Leut. Ich bin der freie Bauer im Gotteslehen ... weißt das nicht? Und keinem anderen muß ich steuern, als nach freiem Maß und Willen meinem Lehensherren im Himmel.“

„Aber schau, mein lieber Sohn, Gott Vater kann doch nicht selber kommen und deine Steuer holen,“ sagte der Bruder so herzlich, wie ein erfahrener Pädagog mit einem widerspenstigen Schüler redet. „Drum amtet an Gottes Stell das Kloster in seinem Land und muß für deinen himmlischen Lehensherren von dir die Steuer heben.“

Der Bauer blieb ruhig, doch seine Stimme wurde hart und rauh. „Hab ich nicht am Ostertag in die Kirch getragen, was ich aus freiem Willen geb?“

„Ja, ja, das ist wahr ...“

„Es ist mehr gewesen, als ich früher allmal gegeben hab. Und ich mein', das Kloster könnt zufrieden sein.“

„Das Kloster? Was geht's denn das Kloster an, wenn du dem heiligen Osterlamm ein frommes Angebind ins Krippl legst. Dafür hast reichen Ostersegen für Haus und Vieh mit heim getragen. Was hat denn das mit Zins und Steuer zu thun? Schau, lieber Greimold, Ordnung muß sein im Land. Vierzig Rinder hast auf die Alben getrieben ... und die grasen jetzt im Klosterwald ..."

„Wie's mein Recht ist von alter Zeit her."

„Ja, lieber Sohn, und dein Recht, das bleibt. Aber dem Kloster, schau, dem mußt sein Recht doch auch vergönnen. Von vierzig Stück Vieh, da macht der Holdenzins am Michelstag vier schlachtbare Kalben ... das ist so von alter Zeit her!"

„So? Der Holdenzins?"

„Ja, lieber Greimold, das ist leicht gerechnet."

„Und daß ich von heut an zinsen sollt als wie die hörigen Grundholden ..."

„Von heut an?" warf Medardus verwundert ein.

„Von heut an, ja ... hat Herr Friedrich, der Propst, das so geboten?"

„Der Propst? Nein, lieber Greimold! Der hat wichtigere Sachen im Kopf, als Zins und Steuer."

Der Bauer atmete erleichtert auf. „So weiß ich, wie ich dran bin! Herr Friedrich ... lieber sähet er wohl mein freies Lehen als Holdengut seines Klosters ...

aber sonst ist er allweil gut und gerecht zu mir gewesen. Geh heim, Bruder, und sag, daß ich ihn grüßen laß mit schuldiger Ehr!"

„Ja, lieber Sohn, das will ich ihm ausrichten." Freundlich tätschelte Medardus den Gotteslechner auf die Faust. „Aber schau ... was sag ich denn unserem Dekan, dem gestrengen Herrn Wernherus, der mich geschickt hat um deinen Michelszins?"

„Dem sag, daß ich noch allweil der freie Bauer im Gotteslehen bin."

„Ich sag's ihm, gut! Aber die vier schlachtbaren Kalben, gelt, die giebst mir mit?"

„Bruder, jetzt hat der Spaß ein End!" Greimold wollte sich erheben.

Aber Medardus faßte ihn am Arm und zog ihn lachend wieder auf den Baumstock nieder. „Hitzköpfl du! Geh, laß doch in Güt und Ruh ein Wörtl mit dir reden! Was bist denn auf einmal so bockbeinig? Warum willst denn grad heuer den Michelszins nicht zahlen? Hast ihn doch allweil noch bezahlt, wie's Brauch und Ordnung ist."

„Ich?" Der Bauer machte große Augen. „Das mußt du mir sagen, Medardus! Wann hätt ich je im Leben dem Kloster gezinset wie ein höriger Mann?"

„Wie's sonst einmal gewesen ist, das weiß ich nimmer! Aber an Lichtmeß hast eine Kuh und dreißig süße Käs

gezinset und am Michelstag im vorigen Herbst drei jährige Rinder und ein sömmeriges Kalb."

„Zinsmeister," fuhr Greimold auf, „das ist gelogen!"

Medardus warf einen Blick zu den Knechten hinüber, während er gegen den Bauer beschwichtigend die Hände erhob. „Aber Greimold, lieber Mann, was redest denn für Zeug! Wie magst denn so ein böses Wörtl brauchen! Wenn ich das meinem Herren sag ..."

„Sag's! Meinthalben!" Man sah es dem Gotteslechner an, wie schwer es ihm wurde, seine Ruhe zu bewahren. „Aber sag ihm auch, was du voraus geredet hast!"

„Aber lieber Sohn, ich thät doch so was nie und nimmer sagen, wenn's anderst wär. Such dir einen schriftkundigen Mann und laß ihn nachschauen, ob's nicht klar und richtig im Holdenbuch verzeichnet steht: „An Lichtmeß, Greimold der Vorderecker, hat gezinset dreißig Käslein und eine Kuh ... am Michelstag, Greimold der Vorderecker, hat gezinset ein Kalb und drei jährige Rinder! Wie willst du da noch sagen ..."

„Das steht im Holdenbuch?"

„Ja, lieber Sohn, das steht!"

Greimold erhob sich. „So hat der sell, der das geschrieben hat, wie ein Meineidiger gethan und das Buch gefälscht."

Erschrocken schlug Bruder Medardus die Hände über dem Kopf zusammen. „O Mensch! Du unglückseliger Mensch! Wie kannst du denn einen solchen Schimpf erheben gegen einen so frommen und gerechten Herren, wie unser Dekan Wernherus?“ Er preßte die Hände über die Ohren. „Das will ich nicht gehört haben! Das thät ein Unglück geben!“

Der Bauer wollte sprechen. Aber da stand ein Fronbot neben ihm und sagte: „Der Zinsmeister kann thun wie er mag, kann hören oder kann sich taub stellen in seiner Gutheit. Aber mein Gesell und ich, wir stehen mit Eid in Pflicht und Amt! Du hast dem Kloster den Zins verweigert und hast meinem Herren gegen die Ehr geredet.“ Er faßte den Bauer am Arm. „Du gehst mit uns!“

„Ja schau nur, lieber Greimold,“ jammerte Medardus wie in hellem Erbarmen, „schau nur, wie dich ins Unglück bringst!“

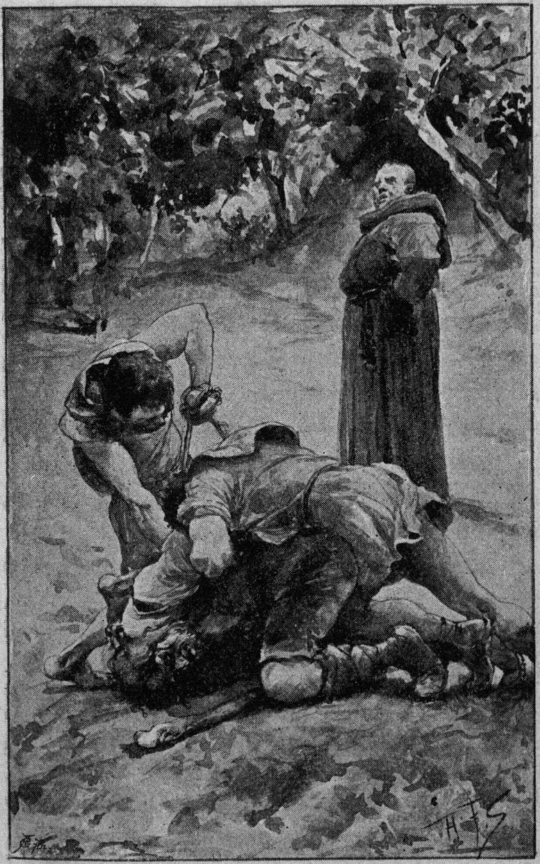
Greimold stand mit erblaßtem Gesicht und mit geballten Fäusten. Seine Augen brannten, und mit einer Stimme, als läge ihm eine würgende Hand an der Kehle, sagte er: „Jetzt merk ich, wo's hinauswill! Aber ich denk an meine liebe Dirn daheim und zwing mich zu einem letzten Wörtl in Ruh. Meinet ihr, ich hätt gegen euren Herren einen Fehl begangen, so soll er mich als freien Mann, der ich bin und bleib, am Gedingtag vor den

Richter rufen. Aber du, Scherg ... thu deine Hand von meinem Arm! ... Hörst! Deine Hand sollst von mir abthun! Oder ..."

„Oder was?" klang es hinter ihm mit lachender Frage. Und ehe der Bauer sich wenden konnte, hatte ihn schon der zweite Fronknecht am anderen Arm gepackt.

„Oder das!" keuchte Greimold und schleuderte den neuen Angreifer mit wuchtigem Armschwung von sich ab. Er wollte zu dem Baum, in dem sein Messer steckte. Aber da traf ihn von rückwärts ein Knüppelschlag in die Kniekehlen. Er stürzte zu Boden, und bevor er sich wieder aufzurichten vermochte, war ihm schon eine Seilschlinge über den Leib geworfen, und die Fronboten lagen mit den Knieen über ihm. Der eine schnürte dem Bauern die Arme zusammen, der andere preßte ihm den Knebel zwischen die Zähne.

Bruder Medardus stand händeringend dabei und rief alle Heiligen des Himmels als Zeugen an, daß er schuldlos wäre an dem Unglück dieses schuldigen Mannes. Aber Schreck und Erbarmen schienen ihn völlig um die Stimme gebracht zu haben, denn sein Rufen zum Himmel klang nicht viel lauter als ein Seufzer. Doch jählings stellte er das leise Gewimmer ein und zischelte den Knechten zu: „Flink! Und fort mit ihm! Im Wald da drüben seh ich ein Weibsbild kommen! Fort mit ihm, eh die Dirn ein Lärmen anhebt und die Sennleut ruft!"



Da klang es schon im Wald mit gellender Stimme: „Leut! Leut! Mordio! Leut! Sie schlagen den Hauswirt tot! Mordio, Mordio!"

Hastig rissen die Knechte den Gefesselten vom Boden auf und suchten ihn mit sich fortzuzerren. Aber da taumelte einer der Fronboten zur Erde, von einem Faustschlag ins Genick getroffen. Und während der andere Knecht erschrocken den Jäger anstarrte, der diesen Schlag geführt hatte und jetzt mit dem Waidmesser die Stricke zerschnitt, die dem Bauern die Arme fesselten, kam eine junge Dirn aus dem Wald gerannt, das bleiche vergrämte Gesicht vom offenen Schwarzhaar umflattert. Mit einem langen Buchenast, den sie aufgerafft, begann sie wie eine Wahnsinnige auf den erschrockenen Fronboten loszuschlagen, der sich im ersten Augenblick keine Hilfe wußte und die Hiebe wehrlos auf seinen Rücken fallen ließ.

Greimold, als ihm die Stricke von den Händen fielen, zerrte den Knebel aus seinem Mund, sprang auf den Baum zu, in den er das Messer gestoßen, und riß die Waffe an sich. „Vergelt's Gott, Jäger! ... Und du, Ruglind, laß ihn laufen, den Schandbuben! Jetzt hab ich ein Eisen in der Hand ... sie sollen nur kommen jetzt!"

Die Magd warf den Stecken zu Boden und wischte an ihrem Rock die Hände ab, als hätte sie schmutzige Arbeit gethan. „Der Lump, der gottvergessene!" sagte sie,

halb atemlos. „Mich hat er ins Elend gebracht ... mein Kindl hat verdursten müssen, derweil ich am Schandpfahl gestanden bin ... und jetzt thät er mir noch den guten Hauswirt packen!“ Sie spuckte aus und ging auf die Hütte zu, als wäre die Sache für sie erledigt. „So ein Saukerl, so ein ehrloser!“

Man hörte Stimmen im Wald, und Greimold rief den Fronboten zu: „Ist euch der Mut vergangen? Ja? So traget nur flink euren Buckel heim! Da kommen meine Sennbuben... die haben grobe Fäust!“ Mit rauhem Lachen stieß er das Messer in die Scheide, die an seinem Gürtel hing.

Die beiden Knechte standen schweigend und ratlos, der eine mit bleichem Gesicht, der andere, den die Magd geprügelt hatte, mit rotem Kopf. Bald sahen sie mit scheuen Augen den Jäger an, bald wieder schielten sie zu Bruder Medardus hinüber.

Der schien die Sprache verloren zu haben. Seine Hamsterbacken schlotterten, und während er mit zitternden Händen am Gurt seiner Kutte nestelte, starrte er den Jäger an, als stünde ein Gespenst vor ihm, das er greifen konnte, und an das er doch nicht glauben wollte.

Blitzenden Zorn in den Augen, trat Irimbert auf ihn zu und sagte: „Medardus! Das war ein häßliches Spiel, das du mit diesem redlichen Mann getrieben hast! Geh heim, du frommer Bruder! Du siehst wohl, dein Geschäft ist aus.“

Erst diese Stimme schien dem Zinsmeister zu sagen, wer vor ihm stand. Wie staunend schlug er die Hände zusammen und rief mit krächzendem Lachen: „Ja schau nur, schau! Portento simile miraculoque! Schau, da hab ich ja gar einen kostbaren Fund gethan! Da steht's ja vor mir, das irrende Schäflein, das der strenge Hirt Wernherus schon mangelt einen Tag und eine Nacht! Und hat sich verwandelt in einen reißenden Wolf, der wider die eigenen Brüder beißt!"

Ein Lächeln der Verachtung zuckte um den Mund des Jägers. „Meinst du mit den Brüdern die Schafe oder die Wölfe?"

Fünf Männer erschienen im Wald und kamen mit Geschrei gelaufen, ein alter Weißkopf und vier stämmige Burschen — der Altsenn und die Sennbuben des Gotteslechners.

Als Medardus das Geschrei vernahm und die geschwungenen Fäuste gewahrte, sprang er, sich bekreuzend, auf die Fronboten zu und kreischte: „Kommet, Leut, nur schnell! Ich weiß eine Botschaft, die will flinke Füß zum Kloster haben!" Und er eilte den Knechten voran über den Weg hinunter, daß seine Kutte flatterte wie ein Weiberrock.

Ruglind war den Sennleuten entgegengelaufen, und als sie zur Hütte kamen, wußten sie schon, was geschehen war. Mit Stöcken und Äxten drohend, schalten sie hinter

den Fronboten her, umringten ihren Hauswirt und bestürmten ihn mit Fragen.

„Haltet Ruh, Leut!“ sagte der Gotteslechner. „Ihr sehet, meine Arm sind frei, und ich hab mein Leben. Aber mit der Waldhut hat's ein End. Wir treiben heim, noch vor Abend.

„Scharet derweil das Vieh. Ich hab noch einen Weg zum Hilpot hinüber. Ein Stündl, und ich bin wieder da. Dann treiben wir heim in Gottes Nam, denn der Wald ist nimmer sicher! Also ... Gottes Gruß, meine Leut!“

„Gottes Dank, Hauswirt!“ sagten die Männer und kehrten unter erregtem Schwatzen in den Wald zurück.

Greimold ging auf den Jäger zu und streckte ihm die beiden Hände hin. „Bub! Mir hast einen Dienst gethan, den ich dir danken muß mein Leben lang. Aber du? Ich fürcht, du hast dir um meinetwillen bei deinem Herren eine böse Schüssel eingekocht. Da wirst ein hartes Essen haben.“

Irimbert schüttelte dem Bauer die Hände. „Weil du nur heil und frei bist! Um mich hab keine Sorg! Wernherus hat große Macht im Kloster. Aber bei Herrn Friedrich steh ich in guter Gunst. Hab keine Sorg um mich!“

Forschend sah ihm Greimold ins Gesicht. „Das sagst und kannst lachen dazu! Aber deine Augen schauen ernst! ... Sagst es am End bloß, daß ich deinetwegen ruhig bin?“

„Ich habe dir gesagt, was wahr ist! Aber es ist an der Zeit jetzt, daß ich heimkehre. Leb wohl, Greimold!“ Der Jäger umschloß mit festem Druck die Hand des Bauern, und seine Stimme wurde weich. „Grüß mir dein liebes Kind!... Und jetzt gieb mir den Buben, der mich führen soll.“

„Ist dir's recht, so geh ich selber mit dir?“

„Komm!“

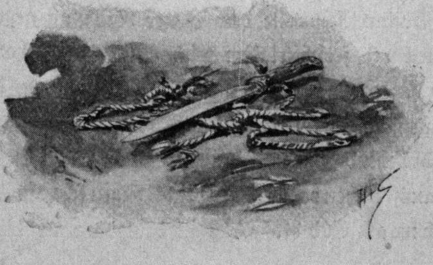
Sie schritten in den leuchtenden Wald hinein. Ein müder Windhauch lispelte um die Bäume, die welken Blätter fielen und raschelten.

Da wandte sich Greimold, der vorangegangen. „Schau, Bub, jetzt ist mein Leben ans deinig festgebunden, und ich weiß noch gar nicht einmal, wie du heißt?“

Der Jäger lächelte. „Irmi heiß ich.“

„Irmi!... Dein Nam ist jetzt in mir, wie das Mark im Baum, wie die Wurzel im Grund. Das kannst mir glauben!“

Sie schritten weiter.





5.

Nach kurzer Wanderung durch ungebahnten Wald erreichten Greimold und Irimbert einen Weg, auf dem sie Seite an Seite gehen konnten.

Da brach der Jäger das Schweigen.

„Sage mir, Greimold . . . ich verstand wohl die Falschheit des Medardus und seinen Anschlag gegen dich . . . aber ich verstehe nicht, was ihr geredet habt von Steuer und Holdenzins. Was soll das bedeuten, daß du ein Dienstmann des Himmels bist? Und daß dein Heimwesen den Namen Gotteslehen trägt?"

„Das alles weißt nicht? Und stehst doch im Dienst des Klosters?"

„Nicht lange noch."

„Seit wann bist denn in unserem Thal?"

„Seit dem Sommer."

„Da kannst freilich noch nicht Bescheid von allem haben. Und deine Herren werden auch in der Jägerstub nicht aushaspeln, was sie spinnen im Kapitelsaal."

Mit herbem Lachen betrachtete Greimold seine Handgelenke, die ihn noch schmerzten vom Druck der Stricke.

„Schau, Irmi, das alles ist so: Wie ich von meinem Ahnl und Vater gehört hab ... und die haben's wieder von ihrem Vater und Ahnl sagen hören ... so hat das ganze Berchtesgademer Land vor die hundert Jahr und darüber den Grafen von Sulzbach zugehört. Aber bloß der Forst- und Wildbann ist ihr eigen gewesen ... die paar hundert Leut, die im Thal und auf den Alben gehaust haben, die sind auf ihrem Heimwesen gesessen als freie Bauern von alters her. Aber wie die Herren schon sind, weißt ... die meinen, sie müssen Knecht haben! Und wie's in der Ebnet draußen angefangen hat, daß die Burgherren dem Bauer sein freies Mannstum nimmer vergunnt haben, schau, da hat's halt auch der Sulzbacher Graf so gemacht und hat einen Burgmann übers Gademer Land gesetzt, der die Bauern schinden hätt sollen und Zins und Steuer von ihnen heben, als wären die Gademer seine hörigen Leut. Aber selm, da sind die Bauern noch andere Kerle gewesen als wie heutigentags. Die haben

sich wie richtige Mannsleut um ihr freies Recht gewehrt. Und wie der Graf gemerkt hat, daß er wenig ausrichtet, hat er einen Zwingvogt in unser Thal geschickt. Der hat Wazmann geheißen . . . und wie die Leut verzählen, ist er ein Ries gewesen, doppelt so groß wie andere Menschen, und sieben Buben hat er gehabt, jeder ein Ries wie der Vater, und die haben gehaust im Land, als wie die Werwölf. Kein Weib und keine Dirn ist sicher gewesen vor ihnen, und jeden Mann und Buben, der sich gewehrt hat um sein heiligs Gut, den haben sie niedergeschlagen. Heut noch verzählen die Leut, es wär selbigsmal oft ein Morden gewesen, daß der Seebach von lauter Blut völlig rot gelaufen ist ... und von selm her, meinen die Leut, haben die Bachferchen die blutroten Tupfen am Leib. Aber wie die Gademer Bauern im ärgsten Jammer gelegen sind, hat sich der Himmel ihrer Not erbarmet und hat ihnen zur Hilf einen frommen Mann ins Thal geschickt."

Der Jäger lächelte. „Hieß der nicht Eberwein?"

„Ja, so hat er geheißen. Und weil er das Grausen gesehen hat, das der Zwingries und seine Buben anrichten im Land, so hat er mit starkem Gebet zum Himmel gerufen. Da ist ein Wunder geschehen, Jäger . . . mit der Faust hat Gott herausgelangt aus dem blauen Himmelsdach und hat von allen Bergen den höchsten in Scherben geschlagen, und hat den Riesen und seine Buben in Stein verwandelt für ewige Zeiten. Ob alles grad

so gewesen ist, das weiß ich nicht . . . aber so verzählen sie's in der Klosterkirch am Eberweinstag von der Kanzel runter. Und das ist wahr, daß selbigsmal ein Berg gefallen ist, daß heut noch die hausgroßen Steintrümmer überall im Thal umeinander liegen, und daß die endsmächtigen Felszinken auf dem gebrochenen Berg der Steinries Wazmann und die Wazmannkinder heißen! . . . Und derselbig fromme Mann, der Eberwein, der hat auch das Kloster gebaut, zumittelst in einem finsteren Wald, wo ein Priesterstein aus der Heidenzeit gestanden hat, und dreißig Jahr lang hat er im Gademer Land als frommer und guter Herr gewaltet. Der, ja, der ist ein Gottesmann gewesen, so recht ein Heilbringer fürs ganze Thal und seine Leut. Recht und Ordnung hat er aufgerichtet im Land, überall hat er den Klosterwald roden lassen, hat urbaren Boden draus gemacht und hat ihn aufgetheilt an die Bauern, hat ihnen gewiesen, wie man den Lein baut und das Wintertraid, wie man das Holzwerk schichten und schrägen muß für gute und feste Häuser. Den ersten Salzberg hat er aufgethan, daß tief aus der Erd heraus der Wohlstand in unser Thal geronnen ist wie ein dicker Bach. Und Schnitzerleut hat er kommen lassen .... von weit her, aus dem Partnachgau ... und da hat er Schul gehalten im Winter, und so haben's die Gademer gelernt, wie man allen Hausrat macht und schönen Kram für die Stuben schnitzelt. Ja, Irmi, selbigsmal ist gute Zeit im

Thal gewesen, jeder Bauer hat sicher hausen können in seinem Recht und Eigen, und wenn einer in Not gefallen ist, so hat er nur brauchen zum Kloster laufen, und da hat er Hilf und Trost gefunden! Das ist anderst heut! Herr Eberwein, der liegt im Kloster drunten begraben, in dem schönen Kreuzgang, wo die fürnehmen Stiftsherren ihren Haingart halten nach jeder Mahlzeit. Und wenn sie lustwandeln und schwatzen und lachen, dann schleifen ihre Schuh über seinen Gruftstein . . . grad so, wie sie herumtreten auf der guten Saat, die er vor hundert Jahr und drüber ausgelegt hat im Berchtesgademer Land."

Der Gotteslechner blieb stehen und sah dem Jäger ins Gesicht. Seine Stimme klang heiß erregt.

„Ja, Bub, die gute Zeit von selm ist lang vorbei. Das Kloster hat Macht gewonnen und ist reicher worden mit jedem Jahr. Aber wie im Traid das Unkraut, so wachsen die Neider im Glück. Drum hat das Kloster bald einen schiechen Handel mit dem Salzburger Bischof, und bald mit den Brüdern zu Reichenhall. Das kostet Geld . . . drum brauchen sie Bauern, die fleißig steuern. Und Händel, die kosten Blut . . . drum brauchen sie hörige Leut, die ihre Buben fürs Kloster erschlagen lassen. Das sind nimmer Gottesleut, die da drunten im Kloster sitzen . . . das sind Kriegsmänner und Weltherren. Und was dem Sulzbacher Grafen vor hundert Jahr mit Burgmannen und Zwingriesen nicht geraten ist, das hat das

Kloster fertig gebracht: im ganzen Thal umeinander hauset kein freier Bauer nimmer. Ich bin der einzig und bin der letzt! Dem einen haben sie in der Sterbstund die brennende Höll unter dem Kreister angezunden, daß er ihnen aus Todesangst den Willen gethan und seiner Kinder Gut ans Kloster gegeben hat. Dem anderen haben sie das Weib über den Hals geschickt, bis er dem Hausfrieden zulieb seine Händ hat binden lassen. Den einen haben sie mit Güt und Lachen rumgebracht, den anderen mit ihrem Zorn. Der einzig von allen, bei dem kein Mittel geholfen hat, das ist mein Ahnl gewesen. Der ist zäh geblieben. Doch wie mein Vater unser freies Heimwesen übernommen hat, da ist ihnen was neues eingefallen!" Der Bauer lachte rauh. „Aber komm, Bub! Da steh ich und red ... und vergiß schier, daß ich dich führen muß."

Sie schritten weiter.

„Mein Vater, weißt, der war ein guter und fester Mann. Und ich hab in Lieb an ihm gehangen. Hätt ihm einer bloß mit dem Finger an sein freies Gut gerührt, er hätt zugeschlagen mit Händ und Füß. Aber wie halt jeder Mensch seinen Fehl hat ... mein Vater, schau, der ist ein lützel hoffärtig gewesen, hat herrenmäßige Kleider angelegt, hat sich ein Roß zum Reiten gehalten und dazu einen Schützen mit der Armbrust und mit gewäppeltem Rock. Und mit der Hoffart hat ihn das Kloster eingefangen. Zu jeder Festbarkeit ist er geladen worden,

zum Gejaid und zur Falkenbeiz, zu jedem Liebshof und Singertag, gradso wie die Lehensmänner des Klosters, der Ritter von Ramsau, der Hallburger und der Thurner vom Hangenden Stein. Und ist er geladen worden, so hat's geheißen: der freie Herr von Mitteralben und Vordereck. Das hat er gern gehör'. Aber das halbe Gut ist draufgegangen beim Herrenspielen. Heut treib ich vierzig Rinder zur Alben auf ... und mein Ahnl hat über die hundert aufgetrieben. Wie's der Vater so angefangen hat, selm bin ich schon ein Bub in die zwanzig Jahr gewesen. Es hat mich gewurmt in tiefster Seel, wenn ich merken hab müssen, wie die Klosterherren hinter meinem Vater herlachen. Und oft, in aller Lieb, hab ich ihm ein offenes Wörtl gesagt ... aber er hat nicht hören mögen! Ein Herr heißen, das ist seine ganze Freud gewesen. Und arg verdrossen hat's ihn, daß er bei jeder Festbarkeit dem Ramsauer, dem Hallburger und dem Thurner allweil den Fürtritt hat lassen müssen."

Greimold lachte.

„Ein fürstlicher Lehensknecht, weißt, das ist halt mehr als ein freier Bauer. Und einmal, bei einem Singertag im Kloster drunten, wie er wieder auf dem letzten Sessel hat sitzen müssen, da ist ihm der Zorn gekommen, daß er vor all den Herren geschrieen hat: Ich bin grad so gut ein Lehensmann wie der Hallburger und der Thurner, und ein besserer noch, denn mein Lehensherr ist der mächtigste



von allen Fürsten, der liebe Gott, der alles in der Welt gemacht hat, und von dem ich mein freies Gut und Eigen zu Lehen hab. Da hat's ein Lachen gegeben als wie beim Fasnachtsspiel. Aber Herr Konrad, der selbigsmal Propst gewesen ist, hat Schweigen geboten und hat meinen Vater beim Wort genommen, wie der Falk einen Zeisig faßt. Ein Lehensmann des lieben Gottes? Freilich, ja, hat's geheißen. Aber wo ist der Lehensbrief? Wann hast den Lehenseid geschworen? Und da haben sie meinen Vater niederknieen lassen auf ein seidenes Kissen, und der Propst an Gottesstatt, der hat den Eid von ihm genommen, und im Namen Gottes haben sie den Lehensbrief gesiegelt.

Für die Klosterherren ist's eine lustige Mummerei gewesen, bei der sie dazu noch ihren Nutzen gesehen haben . . . aber für meinen Vater und für mich ist's böser Ernst geworden. Mein Vater in seiner blinden Freud hat beim Festmahl zu tief in den Krug geschaut, in der Nacht auf dem Heimweg hat er mit dem Roß einen schiechen Sturz gethan, und drei Tag später ist der gute Lehensgesell des lieben Gottes ein toter Mann gewesen."

„Greimold! . . . Und du?"

„Bis mein Vater zur Ruh gelegt war, hab ich geschwiegen. Aber wie ich ihnen nachher den Narrenbrief wieder hingetragen und das Maul gehörig aufgethan hab, da haben sie den Spieß umgedreht und haben Ernst gemacht. Am Gedingtag haben sie mich im Namen Gottes auf Einhalt meiner Lehenspflicht geklagt, und der Vitztum hat ihnen Recht gegeben, denn der Lehensbrief ist geschrieben gewesen, gesiegelt und von meines Vaters Hand gekreuzet. So hab ich wählen müssen: entweder der Lehensmann im Gotteslehen bleiben, oder . . ."

Mit bitterem Lachen blickte der Bauer zum Himmel auf.

„Oder es hätt mir geschehen können, daß sich mein Lehensherr sell droben anderst besinnt und das Lehen einem anderen giebt, der dem Himmel, will sagen, dem Kloster besser ansteht. Wär's um mich allein gegangen, ich hätt's drauf ankommen lassen, ob ich mein Recht als freier Bauer nimmer finden könnt, und wär zum Kaiser

gegangen, oder hätt mich gewehrt bis aufs Blut. Aber schau, selm ist eine Magd auf unserem Hof gewesen, die Alheid, eine schmucke und liebe Dirn. Der bin ich von Herzen gut geworden, und der braven Dirn zulieb hab ich fünfe grad sein lassen, bloß daß ich Ruh gehabt hab und heuern hab können. Aber den „Herren von Mitteralben und Vordereck" den hab ich zu meines Vaters schönem Gewand in die Truhen gesperrt und bin ein Bauer geblieben mit meiner Bäuerin. Das mit der Lehensmannschaft des Himmels, das ist ja doch bloß eine Nuß ohne Kern gewesen. Denn die Steuer, die das Kloster gern im Namen Gottes von mir gehoben hätt, die hat ihm der Vitztum abgesprochen. So bin ich ja doch der freie Mann geblieben. Und bloß, daß Frieden war, hab ich an jedem Ostertag meinem himmlischen Lehensherren, will sagen dem Kloster, eine Gab in die Kirch getragen. Und allweil hab ich's gern gethan. Ich hab ja gemeint, ich müßt meinem Herren sell droben dankbar sein . . . hat er mir doch ein liebes Weib geschenkt und ein herzliebes Kindl."

Der Wald wurde lichter.

„Jetzt haben wir nimmer weit," sagte der Bauer, „schau, sell drüben kannst schon dem Hilpot seinen Hag sehen."

Irimbert legte dem Gotteslechner die Hand auf die Schulter. „Laß uns noch bleiben, Greimold! Du sollst mir alles sagen! Auch wie deine Jutta das Licht verlor."

Sie ließen sich am Wegsaum nieder.

„Ein paar Jahr ist Ruh gewesen, und ich hab mich freuen können an meinem Hausglück," erzählte der Bauer. „Und hab schon gemeint, es thät so bleiben. Aber da haben die da drunten wieder angefangen. Warum ich meine Gottessteuer an Ostern bring? Das wär gegen allen Brauch. Ich sollt halbjährig steuern, am Michelstag und an Lichtmeß, wie die Grundholden. Der liebe Gott, haben sie gemeint, möcht Ordnung sehen in der Welt. Ja, freilich, weil man auf der Welt so viel merkt davon! Hätt ich ihnen den Willen gethan, ein paar Jahr später hätten sie gesagt: der hat allweil gezinset wie die Holden, drum ist er ein Eigenmann des Klosters. Deswegen hab ich's geweigert, und vor Gericht hab ich Recht behalten."

Greimold atmete schwer und drückte die Fäuste an seine Stirn.

„Selbigsmal ist mein liebes Kindl ins sechste Jahr gegangen. Und da ist's im Mai gewesen, an einem lindschönen Tag. Mein Weib ist mit dem Kind im Buchwald gewesen und hat Heilkräuter gesucht. Und auf einmal ... das Kindl hat einen Buschen Blumen im Handerl gehalten ... auf einmal sagt's: „Mutterl, gelt, jetzt müssen wir heimgehen?" ... „Ja warum denn?" fragt mein Weib. „Weil's so viel Nacht ist, Mutterl, ich thu mich fürchten!" Da hat mein Weib

noch gelacht: „Aber Herzlieble, schau doch, es scheint ja die Sonn!" Und da fangt das Kindl mit all zwei Handerln so zum suchen an und weinet: „Mutterl? Wo bist denn? Ich seh dich nimmer!" ... Schau, Irmi, meine Alheid ist heimgekommen, das Kindl am Herzen, und hat ausgeschaut, daß ich gemeint hab, die Wölf sind hinter ihr ... und wie s' mir sagt, was mit dem Kindl wär, schau, da ist mir gewesen, als thät mir das Herz keinen Schlag mehr. Ich weiß gar nimmer, was wir alles gethan haben im ersten Schrecken ... aber das Kindl hat keine andere Red mehr gehabt als: „Mutterl, ich seh dich nimmer! Vaterl, wo bist?" ... In meiner Seelenangst hab ich das arme Dingl hinuntergetragen ins Kloster, aber der Pater Medikus hat lateinisch geredet und keinen Rat gewußt, und zuletzt hat er mir auf deutsch gesagt: schau her, so hat Gott dich gestraft für deinen Starrsinn!"

„Ja, Greimold," sagte der Jäger mit bebender Stimme, „das ist ihr Gott! Den predigen sie. Und dann schreien sie Zeter, wenn einer nicht glauben will."

„Ich sag dir, Bub, ich hab ihn angeschaut und hab kein Wörtl herausgebracht ... so hat's mir den Hals verlegt ... am liebsten hätt ich ihn niedergeschlagen. Die heißen Zähren sind mir übers Gesicht geronnen, wie ich mein Kind genommen hab und gegangen bin. Noch in der selbigen Nacht bin ich mit ihm auf Salz-

burg hinein, und mein ganzes Gut und Eigen hätt ich drum gegeben, wenn ihm einer hätt helfen können. Aber da ist kein Mittel nimmer gewesen ... mein Kindl hat blind sein müssen ... und hat auch die Mutter noch drum verloren."

Verstummend blickte der Bauer vor sich nieder, und sein Rücken schien sich noch tiefer zu beugen unter der Bürde schmerzvoller Erinnerungen.

„Ich hab mein Weh mit Schweigen verwunden. Aber mein armes Weib ist den Jammer und die Zähren nimmer los geworden. Völliger Trübsinn hat ihr Gemüt umsponnen. Sie hat gemeint, sie könnt die Hilf herunterschreien vom Himmel. Ihr ewiger Gang ist hinunter zur Klosterkirch gewesen, und halbe Tag lang ist sie vor dem Kreuzbild gelegen, derweil ich daheimgesessen bin bei meinem blinden Kindl und hab ihm erzählt, wie die Blumen ausschauen, und wie der Himmel blau ist, und wie allweil die Sonn scheinet für die guten Menschen in der lieben Welt ... und so lang hab ich allweil verzählt, bis mein Kindl in Freud hat lachen können und gesagt hat: „Ich seh's, Vaterl, ich seh's!" So ist das erste Jahr umgegangen, und wieder ist's Mai gewesen. Das Kindl hat langsam wieder zum leben angefangen und hat sein finsteres Unglück schier nimmer verspürt. Aber die Mutter ist allweil stiller und trauriger worden, und so was Scheues hat s' all-

weil in den Augen gehabt, daß ich mir oft hab denken müssen: das Weibl sinnet was aus, in dem Weibl ist nimmer alles richtig. Und einmal in der Nacht, da wach ich auf und hör, wie sie allweil seufzet und mit ihr selber redet. Da hab ich sie mit aller Lieb in Arm genommen und hab gefragt: „Geh, Alheid, sag mir's, was hast denn allweil?" Da hat sie zum weinen angefangen, daß ihre Zähren schier nimmer zum stillen waren. Aber ich hab kein Wörtl aus ihr herausgebracht. Und nachher ist sie ganz still gewesen, aber wie der Morgen gegrauet hat, seh ich, sie wachet noch allweil, und hat die Händ gefalten und betet. Und schau, wie sie aufgestanden ist, hab ich sie zum erstenmal wieder lachen sehen. Wie lichte Freudigkeit ist's in ihr gewesen, mich hat sie gehalset als wie in der ersten Liebszeit, und den ganzen Tag ist sie mit dem Kindl beisammen gesessen, hat gescherzt mit ihm, so recht wie eine Mutter im Glück, und hat ihm ein schönes Geschichtl ums ander erzählt. Und ich hab aufgeschnauft und hab gemeint: jetzt ist wieder Sonn in meinem Haus! Ja, schöne Sonn ..."

Mit versinkender Stimme nickte Greimold vor sich hin; seine Augen waren trocken, und dennoch wischte er mit der Faust darüber, als wären sie naß von Thränen.

„Am selbigen Tag, da haben meine Leut grad den Lein gesät, und ich bin nach der Mahlzeit einen Sprung

aufs Feld gelaufen, daß ich ein lützel nachschau. Aber es hat mich nicht lang gelitten draußen, allweil hat's mich heimgetrieben, daß ich mein Glück wieder seh, meine Alheid und mein Kindl. Und wie ich heimkomm, sitzt das Dirndl beim Ulmenbaum, hat den Schoß voller Blumen und hat von Blumen ein Kranzl im Haar. Von weitem schon hat's mir zugelacht, wie's meinen Schritt gehört hat, und „schau, Vaterl," sagt's, „schau nur, die Blumen alle, die ich von der lieben Mutter hab!" Da frag ich: „Wo ist denn die Mutter?" Und das Kindl sagt: „Die ist zum lieben Gott gegangen, weißt, und zwei blaue Blumen thut s' ihm bringen, von allen Blumen die allerschönsten, hat sie gesagt, und da muß mir der liebe Gott das Licht wieder schenken." Ich denk mir, sie wird halt wieder nunter sein in die Klosterkirch und beten. So bin ich sitzen geblieben bei meinem Kindl, und mit Lachen und Plauschen haben wir selbander auf die Mutter gewartet. Aber der Tag geht um, und noch allweil ist die Alheid nicht daheim. Es ist Nacht worden ... und ich weiß nicht ... mir ist eine Sorg ins Herz gesprungen, kalt wie der Tod. Aber ich hab mir's wieder ausgeredet ... vielleicht hat der Bruder Mesmer die Kirch versperrt und hat nicht gesehen, daß die Alheid noch beim Kreuzbild kniet und betet. Ich muß doch hinunterschauen, denk ich ... hab mein Kind zur Ruh gebracht, hab eine Fackel angezunden und bin

gelaufen. Auf dem ganzen Weg durch den Wald hinunter hab ich allweil geschrieen: Alheid, Alheid! Aber keine Stimme hat Antwort gegeben. Und wie ich schier drunten bin im Thal, wo der Seebach lauft, da hör ich auf einmal im schwarzen Holz ein lustiges Jodeln . . . und wie ich merk: das ist der traurige Jacho . . . da ist mir der eisige Schrecken in alle Glieder gefahren . . .“

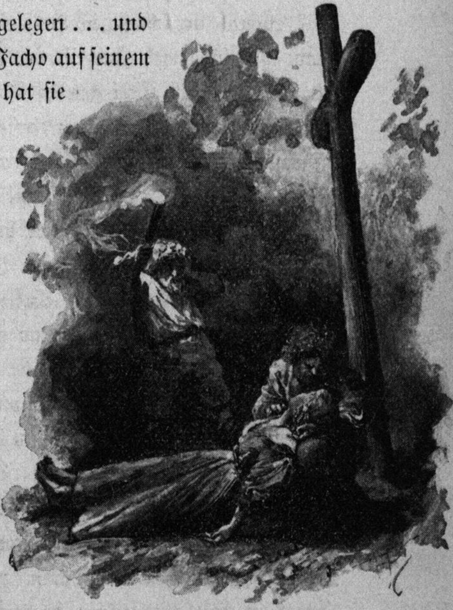
Der Bauer sprach mit heiserer Stimme, in abgerissenen Worten.

„Denn weißt . . . der traurige Jacho, den die Leut so heißen . . . das ist ein Unsinniger . . . der sitzet mit Schluchzen die ganze Nacht vor jedem Haus, in dem ein Kindl neu geboren ist . . . und in heller Narrenfreud hebt er allweil ein lustiges Jodeln an, wo ein Leut versterben muß . . .“

„Ein Narr? Nein, Greimold,“ sagte der Jäger mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte. „Das ist ein Weiser!“

Der Bauer schien nicht zu hören. „Und schau, wie ich selm in der Nacht den Jacho im finsteren Holz so lachen und jauchzen hab hören, das ist mir's mit Angst durch die Seel gegangen: das gilt meiner Alheid! Ich lauf und lauf . . . und wie ich zur Wolfsreut komm . . . das ist ein Platz im Buchwald, da haben vor die dreißig Jahr zur Winterszeit die Wölf einen Pfarrherren zerrissen, der einem Kranken den letzten Trost hat bringen

wollen, und zum Gedenken hat das Kloster am selbigen Platz ein Kreuzbild aufgerichtet ... und wie ich zur Wolfsreut komm und hinleucht mit der Fackel, sitzt der lachende Narr beim Kreuz ... auf dem Boden vor ihm ist die Alheid gelegen ... und ihren Kopf, den hat der Jacho auf seinem Arm gehalten ... und hat sie gewieget als wie ein Kindl, das schlafen sollt ... und ... und ihr Gesichtl, Bub ... ihr Gesichtl ist überronnen gewesen von lauter Blut ... und statt der lieben blauen Augen hab ich zwei rote Höhlen gesehen ..."



Von einem Schauer gerüttelt, deckte der Bauer die Arme über das Gesicht, als könnte er den Anblick des grauenvollen Bildes nicht ertragen, das ihm die Erinnerung vor Augen stellte.

„Greimold ..." stammelte Irimbert, erschrocken und mit erblaßtem Gesicht. „Welches Unthier in Menschen-

gestalt vermochte an deinem schuldlosen Weib solchen Greuel zu verüben?"

Der Bauer ließ die Arme sinken; doch es dauerte eine Weile, bis er sprechen konnte.

„Sie selber hat's gethan. Und derweil sie in meinem Arm verblutet ist, sind ihr noch ein paar Wörtln aus der verlöschenden Seel getröpfelt, die mich alles haben verstehen lassen. Im Kloster, weißt, da hat ihr der Leutpfarr allweil zugeredet, sie sollt mir nimmer Ruh lassen ... ich müßt den Himmel versöhnen, der uns zürnet, müßt meinem Kindl zulieb ein Opfer bringen und mein freies Heimwesen ans Kloster geben. Aber sie hat mich lieb gehabt, die Alheid ... und eh sie verlangt hätt von mir, ich sollt mein freies Mannstum ablegen und ein Knecht sein, lieber hat sie alleinig ihr Bestes zum Opfer gegeben ... von allen blauen Blumen die allerschönsten ... und hat gemeint: das Licht, das ihr genommen ist, müßt der Himmel ihrem Kindl wiedergeben. Fest und heilig hat sie's geglaubt ... und gebeten hat sie mich noch, ich sollt sie nur ja nimmer heimtragen, damit ihr Kindl nicht sehen müßt, wie die Mutter ausschaut ... so! ... Ich sag dir, Bub, mir ist das Herz gewesen wie in tausend Fetzen gerissen. Aber ich hab's erzwungen von mir, daß ich dem armen Weib seinen Glauben nicht zerschlag, und hab ihr selber noch gesagt: Ja, Herzlieb, dein Kindl ist sehend worden, heut auf den Abend, und

du hast ihm das Licht gegeben. Und schau, da hat sie im Sterben noch einmal lachen können. Aufgeschnauft hat sie, wie ledig von allem Weh ... ich hab ihr den letzten Hauch noch weggetrunken vom blutigen Mund ... und derweil neben meiner der traurige Jacho gejuchzet hat, als thät's einer Hochzeit gelten, hab ich unter Zähren mein Weib im Arm gehalten, bis ihr Gesichtl so kalt gewesen ist wie Schnee. Und wie der Tag gegrauet hat über dem Kreuzbild auf der Wolfsreut, hab ich die Alheid hinuntergetragen zum Kloster und hab ihnen das tote Weib mit den roten Augen vor die Kirchenthür gelegt ... und bin heim ... und hab meinem blinden Kindl einen lieben Gruß von der Mutter gebracht und einen Arm voll Maienblumen."

„Dein Kind hat nie erfahren, wie seine Mutter starb?"

Greimold schüttelte den Kopf; dann erhob er sich. „Komm, Bub, ich verleid das Sitzen nimmer!"

Schweigend schritten sie unter dem stillen Fall der welken Blätter dahin, und um ihre Füße raschelte das tote Laub, das die Erde bedeckte.

Da lachte der Bauer auf, kurz und rauh. „Jetzt, freilich, jetzt hab ich Ruh gehabt! Zehn Jahr lang schier! Als hätten die roten Augen meiner Alheid denen da drunten einen Zornblick tief in die Seel gethan. Und selbigsmal ist Herr Friedrich Propst geworden, ein für-

nehmer Herr, der die Falken lieb hat wie sein Leben ... und drum weiß er auch, daß der linde Griff viel weiter hilft als die grobe Faust, bei den Leuten gradso wie bei den Beizvögeln. Aber sie sagen, der ewige Streit mit seinen Stiftsherren hätt ihn müd gemacht, und jetzt thät er den Karren laufen lassen, wie die anderen ihn ziehen. So sind die Scharfen unter den Stiftsherren wieder obenauf gekommen, und Wernherus ist im Kloster Dekan geworden."

Mit Sorge in den Augen sah Greimold zu dem Gesicht des Jägers auf.

„Thu dich wahren, Bub, daß du dem nicht unter die Händ kommst! Der hat einen Griff wie der Geier."

Der Jäger schwieg und lächelte. Doch der Blick, den er durch den Wald hinunterwarf, war wie der Blick eines Kämpfers, der seinen Gegner mißt.

„Schau, der hat den Streit um mein freies Gut wieder angehoben," sagte der Gotteslechner, „und die zwei Jahr her, seit er Dekan ist, hat er mir ein Scheit um das ander vor die Füß geworfen, daß ich fallen sollt. Aber ich bin auf meiner Hut gewesen, und jedesmal hab ich recht behalten. Und weil er merkt, daß er auf gradem Weg nichts ausrichtet gegen mich, jetzt geht er den krummen. Schau nur an . . . im vorigen Herbst, da ist der Leutpfarrer zu mir gekommen und sagt: die Seel meiner Adelheid wär ihm erschienen und hätt geklagt, sie könnt nicht eingehen zur Seligkeit und müßt

zwischen Höll und Himmel brennen. Ich hab verschwiegen, was ich mir denken hab müssen ... und hab zwei Rinder an die Kirch gegeben. Ein paar Tag später sind sie gekommen: mein Vieh hätt Schaden gethan an den jungen Pflanzen im Klosterwald .. und um meine Sennbuben aus der Straf zu lösen, hab ich mich pfänden lassen um ein Kalb. Und im Frühjahr hat der Steinhauser, der mein Inrainer ist, sein Weib genommen, und weil mir leid war um den armen Schlucker, daß er von seinem ringen Sach noch hergeben sollt, drum hab ich für ihn eine Milchkuh als Brautsteuer ans Kloster gegeben und ein paar süße Käs an den Leutpfarr. Und da sagen sie, ich hätt zu Lichtmeß und Michelstag gezinset wie ein höriger Mann ... und schreiben die Lug ins Holdenbuch."

„Nein, Greimold, das glaub ich nicht. Um eine Fälschung zu begehen, die du vor dem Richter erweisen kannst, dazu ist Wernherus zu klug und ..." der Jäger lächelte, „und auch zu fromm."

„Warum aber sagen sie's dann?"

„Das weiß ich nicht. Aber sieh dich vor, Bauer! Ich fürchte, der Haingart, den Bruder Medardus heut mit dir gehalten, war eine böse Falle. Aber welch ein Netz Wernherus aus den Fäden knüpft, die der freundliche Bruder spann ..." beißender Spott klang aus der Stimme des Jägers, „um das zu ergründen, sind wir beide nicht fromm genug."

„Ja, Bub, hast recht. Einer mit gradem Sinn steht allweil wie ein Kind vor jedem, der krumme Gedanken hat. Aber ich weiß doch, wie sie's machen. Der Zinsmeister und seine Knecht werden zeugen gegen mich, daß ich heut gethan und gesagt hab, ich weiß nicht was. Und da wird's heißen: das geht nicht den Vitztum an, das steht unter Klostergericht ... und sie werden mich fassen wollen."

„Wenn das geschieht . . . und es war dein eigenes Wort: Wernherus hat den Griff des Geiers ... was dann?"

„Wollen und Können ist allweil noch zweierlei Ding gewesen," sagte der Bauer mit ruhigem Ernst. „Heut haben sie mich überrumpelt. Jetzt aber weiß ich, daß ich mich hüten muß. Und wenn sie meinen, sie zwingen's mit Gewalt, so nehm ich mein Recht in die Faust und wehr mich bis aufs Leben. Und ich steh nicht allein. Mein Gesind ist in Treu mit mir zusammengewachsen, wie der Baum und seine Borken."

Mit einem Blick voll herzlicher Sorge und zugleich mit einem Blick des Wohlgefallens glitten die Augen des Jägers über die Gestalt des Bauern. „Daß du auf die Treue der Deinen bauen kannst, das glaub ich. Du bist der Mann, der Treue verdient. Aber die dort unten, Greimold, sind die Stärkeren."

„Stärker als ein gutes Recht ist keiner."

„Stärker als jedes Recht ist immer das Unrecht."

„Das ist nicht wahr, Bub! Das will ich erweisen an mir! Sie können mein Hagthor einrennen, Feuer in mein Haus werfen und mich niederschlagen. Aber mein Recht, das bleibt! Und wenn der letzte Tropfen Blut aus meinem Herzen geronnen wär, und sie thäten sagen: jetzt ist der letzte freie Bauer im Berchtesgaden ein stiller Knecht geworden ... so wär's noch allweil eine Lug! Hinter mir bleibt noch mein Recht und schreit!"

„..... Und dein Kind, Greimold?"

Wie beim Anzug eines Sturmes der einsame Baum erzittert, als wäre ein Vorgefühl in seinem Mark, daß er stürzen muß, so ging's wie ein Schwanken über die Gestalt des Bauern. Er drückte die Fäuste auf seine Brust, als wären ihm die Rippen zu eng geworden für alle Sorge, die bei der Frage des Jägers in seinem Herzen lebendig wurde. Aber die ratlose Schwäche, die ihn befallen hatte, ging rasch vorüber. Und ruhig sagte er:

„Das ist alte Sorg in mir. Die macht der heutige Tag nicht neu und nicht tiefer. Was geschieht mit meinem armen Dirndl, wenn ich heut oder morgen sterb in Ruh und Fried? Sie wird's nicht viel anderst haben, wenn die Knecht des Wernherus über mich kommen." Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund, während es feucht in seinen Augen schimmerte. „Und schau, ich bin doch der Lehensmann des lieben Gottes. Ein jeder Fürst hat

diemal eine gnädige Stund. Muß ich mir halt denken im letzten Schnaufer: mein Lebensfürst sell droben wird's gütig meinen mit dem Kindl seines Dienstgesellen. Mach ich's halt meiner Alheid nach und geh auch hinüber mit einer Lug, die mich tröstet! ... Komm, Bub, sell drüben ist dem Hilpot sein Haus!"

Stumm schritten sie der blauen Lichtung zu, die zwischen den welkenden Buchen schimmerte.

Da blieb der Bauer wieder stehen und sagte: „Schau, Irmi, meiner Seel, mir ist nicht um das bißl Zinsgut zu thun, das die da drunten heischen von mir. Ich hätt auch ohne das genug für mein Kindl und mich. Und mußt nicht meinen, daß ich mich großmachen will vor dir ... aber zwiefach mehr, als die da drunten von mir verlangen, geb ich alljahr an Leut, die's brauchen können. Nein, Bub, deswegen ist mir's nicht. Aber schau, mein blindes Dirndl, wenn's nicht verzagen will in der Finsternis, muß seinen Glauben haben an lichte Maienzeit und an Blumen, die nicht sterben. Und grad so geht's jedem anderen Menschen. Ein jeder, der lebt, muß die Augen ein lützel blind haben und im Dunkel sein lichtes Blüml sehen. Einem jeden, der lebt, muß in der tiefsten Seel was leuchten, das er in aller Lebenskält verspürt wie lindschöne Maiensonn. Oder sein Leben wär den nächsten Schnaufer nimmer wert. Und schau, was meinem Dirndl seine ewigen Blumen sind, das ist mir die Lieb zu meinem

Kind und der Halt an meinem freien Mannstum. Ich kann das eine nicht lassen und nicht das ander ... oder ich könnt nimmer leben!"

Tief bewegt faßte Irimbert die Hand des Bauern. „Keiner, Greimold, keiner versteht dich besser als ich. Denn mein Leben ist unnütz, und ihm fehlt die Blume. Aber nein ... von dieser Stund an soll's meine Freude sein, an dein Kind zu denken und für dich zu hoffen. Vielleicht auch, daß ich dir nützen kann. Und eines versprech ich dir in die Hand: wenn sie Gewalt gegen dich brauchen, so bin ich bei dir und will mit dem Eisen in der Hand bei deinem Hagthor stehen."

„Bub? Das thätest für mich?"

„Ja, Greimold. Und ich denke, Wernherus wird so schnell nicht greifen, als ich willens bin, mich vor ihm zu wahren!"

„Irmi?" stammelte der Gotteslechner. „Gelt, daß du fürchten mußt für dich selber ... um meinetwillen und wegen heut!"

Der Jäger wollte sprechen; doch der Bauer kam ihm zuvor mit sprudelnden Worten:

„Bub ... ich will dir was sagen ... ich lauf hinunter ins Kloster und biet ihnen Buß nach ihrem Willen. Ich red mit deinem Herren, ich kauf dich aus ihrem Dienst ... was sie verlangen, das geb ich!" Er umklammerte und preßte die Hand des Jägers. „Schau,

Irmi, du bist mir lieb geworden! Ich mag's nicht denken, daß sie dich büßen! Ich thu, was ich vermag ... ich schaff dir die Freiheit, Bub ... und dann komm zu mir! Sollst es haben an meinem Herd, als wärst mein eigenes Blut, und mein Kindl soll dir gut sein wie einem Bruder!"

Irimbert schüttelte den Kopf und lächelte. „Das kann nicht sein, Greimold! Niemals. Zwischen deinem Wunsch und der Pflicht, die mich bindet an die dort unten, liegen Wasser und Berge."

„Ein Wasser kann verlaufen und ein Berg kann fallen."

Wieder lächelte der Jäger. „Das wird an dem Tag geschehen, der mich erlöst vom Leben. Und jetzt wollen wir scheiden, Greimold!"

Der Bauer schwieg, doch er wollte die Hand des Jägers nicht lassen. Dann sagte er mit schwankender Stimme: „Bub, mir ist so viel bang um dich! Not über Not seh ich kommen, und meine Angst hat doppelten Weg jetzt ... der eine geht heim und der ander zu dir! Herr du mein, wie ist doch das Leben so viel hart!"

„Es muß wohl so sein, wie es ist. Und mir scheint, der klügste von uns allen ist der traurige Jacho."

Der Bauer atmete tief, und sein sorgender Blick hing an den Augen des Jägers. „Sag mir, Bub ... du hörst wohl diemal im Kloster was von der Welt sell draußen ... schau, das mit dem König Wute, der tief im Untersberg hauset und einmal kommen soll, und draußen

am Walserfeld seinen Goldschild an den Birnbaum hängen und Frieden machen auf der Welt ... das ist heidnisches Märenzeug, an das ich nicht glauben mag. Aber sag mir, ob das wahr ist, daß der Kaiser Rotbart nimmer lebt, und daß er im Judenland versunken ist in einem reißenden Wasser?

„Das ist Wahrheit, ja.“

„So kann's auch der nimmer sein, der kommen und helfen soll?“

„Auch der nicht!“

„Aber Bub! Aber Bub!“ Die Stimme des Bauern klang müd und gebrochen — und dennoch war's wie ein Schrei der Sehnsucht aus tiefem Herzen. „Es muß und es muß doch wieder einmal einer kommen, der alle Not verjagt, und der im Leben steht wie ein Thurm mit großmächtigen Glocken, die hinaustönen ins weite Land: Kommet, Leut, kommet, Leut, bei mir ist Recht und bei mir ist Frieden! So einer muß doch wieder kommen!“

„Der starke Helfer, der kommen wird um alle Not zu lösen ... sieh, Greimold, das ist die Sehnsucht aller Zeiten und Menschen. Doch niemals erfüllt sie sich.“

„Aber Bub! Die gute Zeit, die ist doch einmal gewesen!“

„Ja, Greimold, die gute Zeit ist immer jene, die gewesen ist. Hättest du gelebt in ihr, sie wäre dir schlecht erschienen. Und giebt es einen Helfer, der alle Not zu

lösen versteht, so ist es jener, der den traurigen Jacho lachen und jauchzen macht.

„Aber lieber Bub," stammelte der Bauer, „sag mir doch, warum lebt man dann?"

„Das weiß ich nicht."

Sie standen schweigend in der Stille des Waldes, in dem die welken Blätter fielen.

Da gewahrte der Jäger am Wegsaum eine halb verdorrte Blume. Er brach sie lächelnd und reichte sie dem Bauer hin. „Nimm, Greimold! Bring deinem Kind meinen Gruß und diese Blume. Sie ist welk und hat keinen Duft mehr. Aber das Herz deines Kindes wird sie blühen sehen."

Greimold hielt den dürren Stengel in seiner zitternden Hand.

„Irmi . . ."

Wortlos wandte sich Irimbert von ihm und schritt dem Hag des Jägerhauses entgegen.

Die Sonne, die über dem Wald gelegen, war erloschen, und der Himmel begann sich zu trüben. Langgezogene Dunstwolken, faserig ausgerissen — Wolken, die nahen Sturm verkünden — zogen von Westen über die Berge herauf.

In der Hofreut des Jägerhauses saßen Mutter Hanna und Reinold auf der Steinbank. Die Alte spann, und der junge Falkner aß von einem kalten Stück Wildpret,

das er in der Hand hielt und mit dem Messer in dünne Scheiben schnitt. Er kaute, machte ein verdrossenes Gesicht dazu und blickte mit scheuen Augen zur Mutter auf, als hätte sie ihm gesagt, was er nicht gerne hörte.

Jetzt schob er den letzten Bissen in den Mund, und kauend murrte er vor sich hin: „Ich weiß gar nicht, wie du bist! Allweil ist die Angst in dir, mit der mich plagst. Ich bin doch jung und thu halt, was mich freut ... und geh halt hin, wo's mich hinzieht. Aber ging's nach dir, so dürft ich nicht reden und dürft nicht schweigen, sollt das eine nicht thun und nicht das ander. Was hab ich denn nachher vom Leben!"

„Thu mir die Lieb an, Bub, und laß dir raten von deiner Mutter! Schau, die hat sechs verloren und banget um ihren letzten. Ein Glück, daß sie dich nimmer gesehen haben. Drum sei gescheid, Bub, und verhehl's im Kloster, daß du droben gewesen bist. Und um Christi willen, Reini, schwatz von dem Herren nicht solches Zeug. Er kennt ja doch die Leut sell droben gar nicht. Wird halt im Zufall zum Gotteslehen gekommen sein und gerastet haben."

„Zufall? So? Hättest nur gehört, wie er geredet hat mit ihr ... als ob er selber blind wär, oder ..."

Dem Falkner blieb das Wort und der Bissen im Halse stecken, und erschrocken sprang er auf.

Irimbert hatte den Hof betreten.

Auch Mutter Hanna erhob sich; sie legte Rocken und Spindel nieder und musterte den Jäger mit ängstlichen Augen. „Guten Tag, Herr!"

„Dank, Mutter Hanna!"

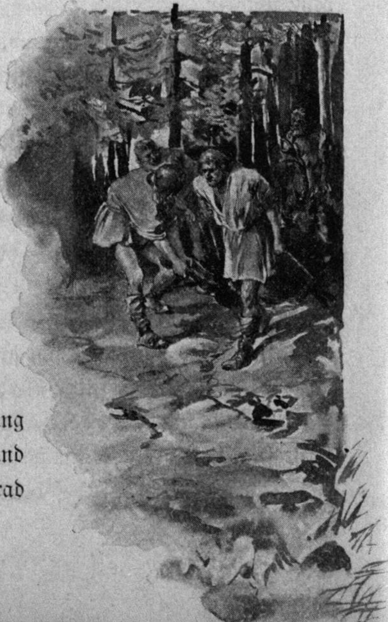
„Mein Mann hat dich gesucht. Hat er dich nicht gefunden?"

„Er fand mich, ja."

„So wird wohl alles gut sein. Dein Zeug, Herr, hab ich in der Stub schon zurecht gelegt."

„Ich danke dir, Hanna!"

Freundlich nickte Irimbert dem jungen Falkner zu und trat ins Haus.



Stimmen ließen sich im Wald vernehmen. Der alte Hilpot war es, mit vier Männern; auf einer Schleifbahre, die aus Fichtenästen geschränkt war, brachten sie die beiden Hirsche zum Jägerhaus.

Mutter Hanna ging ihrem Mann entgegen und flüsterte ihm zu: „Grad

ist er gekommen und ist drin in der Stub. Schick die Mannsleut fort . . . sie müssen nicht wissen, wer im Haus ist!“

Hilpot nickte und verwies den Hund zur Ruhe, der mit Gebell die Hirsche umkreiste und bald den einen, bald den anderen am Halsfell zauste. Dann sagte er zu den Männern. „Vergeltsgott, Leut. Das ist harte Müh gewesen. Jetzt gehet nur wieder zur Arbeit nauf ins Holz. Aber wenn Feierabend ist, gelt, dann kommet zu einem festen Trunk und zur Hirschleber.“

Die Männer standen noch eine Weile um die Hirsche her und schwatzten. Und einer von ihnen meinte, daß es mit der Holzarbeit im Klosterwald wohl bald ein Ende haben würde. „Mein Ahnl hat schon lang das Reißen in den Knochen. Da ist der Thalschnee nimmer weit. Ich denk, das ist heut der letzte schöne Tag gewesen!“

„Wird schon so sein, ja,“ sagte ein anderer. „Schau nur hinauf, wie die Wolken herziehen aus dem Ramsauer Wetterloch! Die haben den Winter im grauen Kittel.“

Als die Männer gegangen waren, blickte Hilpot in Sorge nach der Hausthür und flüsterte seinem Weibe zu: „Ich hab ihn doch schon gefunden am frühen Morgen. Wo ist er denn gewesen die ganze Zeit her? Hat er sich leicht im Holz vergangen?“

„Was weiß denn ich?“ erwiderte Hanna. „Er wird

schon wo gewesen sein! Was geht's denn uns an?" Sie warf ihrem Buben einen Blick zu und ging zur Hausbank, um die Spindel wieder aufzunehmen.

Hilpot zog einen Hirsch von der Bahre auf den Rasen und begann ihn zu zerwirken. „Komm, Bub, und hilf mir!"

„Daß ein Falkner mit Haarwild zu thun hat, ist gegen die Regel, Vater."

„So?" brummte der Alte. „Wieder was Neus! Zu meiner Zeit hat ein Jäger allweil gethan, was sein hat müssen ... ob's Haar oder Feder war."

„Und ich hab mein gutes Zeug an, das thät ich schweißig machen."

„So so? Drum! Die Regel ist Nebensach!"

„Geh, Reini," fiel Mutter Hanna ein, als möchte sie eine gereizte Antwort des Sohnes verhüten, „hinter dem Haus hab ich den Lein in die Sonn gelegt. Geh, thu ihn zu einem Bund zusammen."

„Ja, Mutter," sagte Reinold und ging.

„Aber gelt, gieb obacht," rief ihm der Vater nach, „daß dir kein Leinfaden an deinem guten Zeug hängen bleibt."

Hanna schwieg, bis sie den Schritt des Sohnes nicht mehr hörte. Dann sagte sie zu ihrem Mann: „Allweil mußt hacheln mit ihm."

„Und du mußt ihn päppeln, als ob er ein Kindl

wär! Verderben schon die da drunten genug an ihm! Und wenn ich dir allweil sag . . ." Hilpot verstummte und erhob sich.

Auf der Schwelle des Jägerhauses stand Irimbert, im schwarzen Ordenskleid der Chorherren von Berchtesgaden. Die Pelzverbrämung an der aufgebogenen Krämpe des Baretts und am Saum des kurzen Mantelkragens, der die Schultern deckte, verriet, daß der Träger dieses geistlichen Gewandes aus adeligem Hause stammte. Einer Ecke des Mantels war das Wappen seines Geschlechtes eingestickt; ein blauer Helm mit goldenem Bienenkorb als Ziemier, das Wappen der fränkischen Grafen von Immhof.

„Gottes Gruß, lieber Herr," sagte Hilpot. „Da sehen wir uns flinker wieder, als ich gemeint hab. Aber schau, ich kann dir die Hand gar nicht bieten." Seine Arme waren bis an die Schultern rot vom Schweiß des Hirsches. Er trat auf Irimbert zu und fragte flüsternd: „Warum, Herr, bist denn nicht lang schon daheim? Hast dich bergen müssen . . . vor denen, die dich gesucht haben?"

„Nein."

„Wo bist denn gewesen?"

„Bei Menschen, die mir lieb geworden. Und an dich, Hilpot, hab ich eine Bitte. Ich lernte dort unten im Wald den Greimold kennen . . ."

„Den Gotteslechner?" fragte der Alte mit raschem Wort.

„Ja. Und ich hoffe, daß ich ihm nützen kann. Aber wenn er fragen sollte nach mir ... ich will für ihn nur sein, was ich heute war: Irmi, der Jäger. Anderes sollst du nicht wissen von mir. Sage das auch der Mutter Hanna und deinem Reinold! Willst du?"

„Wenn du's willst, Herr, so geschieht's!"

„Ich danke dir! Und ich hoffe, daß wir uns wiedersehen, bald! Leb wohl, guter Hilpot!"

Irimbert wandte sich zum Heimweg.

„Gottes Gruß, Herr!" nickte Mutter Hanna, ohne die Spindel rasten zu lassen.

Da blieb er lächelnd vor ihr stehen und sagte: „Sieh nur, Hanna, wie ein Tag den Menschen wandelt! Gestern war der Wunsch in mir, daß ich liegen möchte, wo ein Baum gefallen."

„Und heut?"

Sein Lächeln schwand, und es sprühte in seinen Augen. „Heut ist der Wunsch in mir: daß ich selber wäre wie ein starker Baum, der mit Brausen stürzen kann, um alles Unkraut zu zerschlagen, das auf der Erde wuchert."

Verwundert sah die Spinnerin zu ihm auf. Dann sagte sie ruhig: „Ich versteh nicht, was du meinst. Aber was thät's dir helfen? Schlag hundert giftige Kräuter nieder, und tausend wachsen dafür."

„Aber hundert wären ausgerottet, und das gäbe Raum für Blumen! ... Leb wohl, Mutter Hanna!"

Raschen Ganges verließ er die Hofreut und verschwand im Wald.

Mit kurzen Windungen führte ein von Regenbächen ausgespülter Saumpfad über das steile Waldgehäng hinunter.

Das farbige Laub, das in der reinen Morgensonne wie Feuer geleuchtet hatte, schien im trüben Licht des verschleierten Himmels wie mit Staub überhaucht; keine Vogelstimme im Walde, kein Laut; sogar die Bäche schienen verstummt, als wäre bleischwere Luft, die jedes Geräusch verschlang, auf die Erde gesunken.

Jetzt ein Rauschen in weiter Ferne. Und dann fiel ein kalter Windstoß mit Brausen über die Wipfel, riß die Blätter von den Ästen und wirbelte das welke Laub vom Boden auf, daß die Stämme in dem wehenden Blattgestöber fast verschwanden. Nun wieder Stille — und langsam gaukelte das aufgejagte Laub zu Boden.

Irimbert, der mit treibender Eile thalwärts stieg, hatte des Botengrußes, den der Wintersturm vorausgesandt, gar nicht geachtet. In Gedanken versunken, sah er nichts anderes als den Weg, dem er zu folgen schien, ohne daß er es wußte.

Doch plötzlich verhielt er den Schritt, gefesselt vom Anblick eines erbarmungswürdigen und dennoch lächerlichen Menschenbildes.

Neben dem Saumpfad, an den Stamm einer Buche

gelehnt und bis an die Hüften eingewühlt in das welke Laub, ruhte ein weißhaariger Greis, nur halb noch ein lebender Körper, halb schon Gerippe. Das weiße Haar fiel in dünnen Strähnen lang herab, verwüstet, mit Reisigstücken und Moosfäden behangen. Der Bart war zu ungleichen Stoppeln geschnitten, die wie ein weißer Filz beinah das ganze Gesicht überwucherten und nur die Augen noch übrig ließen, eine graue runzlige Nase und eine niedere Furchenstirn. Sein Gewand war nur ein hängender Fetzen, durch dessen Löcher und Risse der magere, welke Leib hervorsah. An Stelle des Gürtels trug er eine schwere Eisenkette fünfmal um die Hüfte geschlungen, und in den Armen, wie eine Mutter ihr Kindlein, hielt er ein Kreuzbild aus rostigem Eisenblech, wie es auf den Gräbern armer Leute zu stehen pflegt.

„Mensch? Wer bist du?“

Ohne zu antworten sah der Greis an dem Mönch hinauf, mit dem Blick des Irrsinns in den trübflackernden, rotgeränderten Augen.

„Bist du es vielleicht, den sie den traurigen Jacho nennen?“

Der Irre verstand den Klang seines Namens und nickte.

Lange betrachtete Irimbert den Greis. Dann fragte er. „Warum trägst du die Kette? Willst du büßen?“

Jacho schwieg.

„Liebst du den Guten, dessen Leidensbild du in den Armen hältst?“

Jacho schwieg.

„Bist du stumm?“

Da nickte der Greis.

Bewegt vom Anblick dieser Armut, griff Irimbert in das Täschlein an seinem Gürtel und reichte dem Irren eine Münze.

Jacho nahm sie — mit einer von grauem Schmutz überkrusteten Hand — betrachtete das Silber, warf es ins welke Laub und wischte an seinen Lumpen die Hand ab. Dann wieder blickte er zu dem Gesicht des Mönches auf.

„Ich merke, du bist reich! Und ich, der dir geben wollte, ich bin der Arme.“

Je länger Jacho die schönen, strengen Züge des jungen Mönches betrachtete, desto schärfer und klarer wurde sein Blick. Nun drückte er das Kreuzbild fester an seine Brust, seine Augen füllten sich mit Thränen, und zwei große Tropfen kollerten ihm über die Stoppeln des weißen Bartes.

„Weinst du, weil ich leben soll?“

Der Irre bewegte den Mund, doch nur ein dumpfes, sinnloses Lallen kam von seiner Zunge.

„Ja, guter Freund, so lautet die Antwort immer, wenn einer eine Frage an den Tod oder an das Leben

stellt! . . . Ich hab's ja gewußt: Du bist ein weiser Mann!"

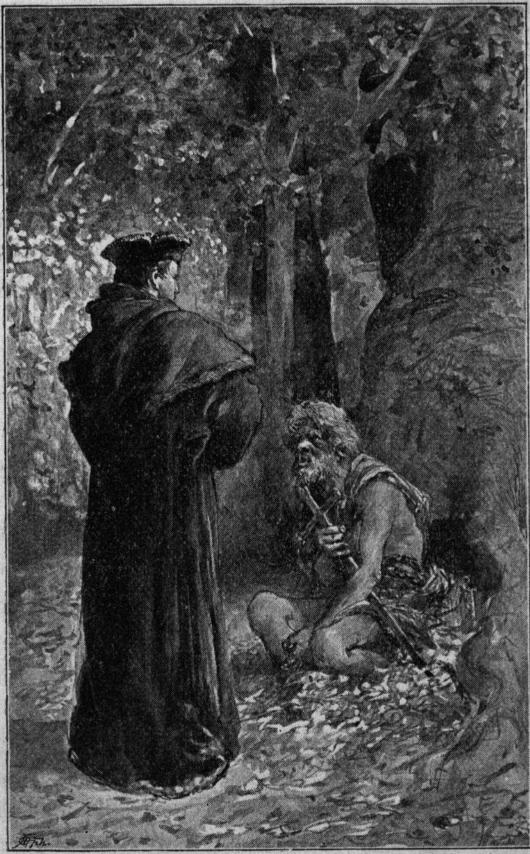
Mit ernstem Lächeln vor sich hinnickend, wandte sich Irimbert von dem Irren ab und folgte dem Weg.

Fast eine Stunde war er schon gegangen, seit er das Jägerhaus verlassen hatte. Jetzt wurde der Berghang immer flacher, der Wald begann sich zu lichten, zwischen den Bäumen schimmerte das müde Gelbgrün einer herbstlichen Wiese — und Irimbert trat aus dem Wald auf einen freien Hügel hinaus.

Hier stand ein Kreuz.

War das die Wolfsreut? War es das Kreuz, vor dem die Alheid das Opfer der blauen Blumen brachte?

Mit zwei dunklen Linien durchschnitten die gekreuzten Balken das herrliche Bild des offenen Thales, das, ein Meisterstück der Schöpfung, dem Hügel zu Füßen lag: mit dem blitzenden Lauf der Ache, mit dem welligen Geländ, in das sich die Wälder und Wiesen theilten, mit den zerstreuten Wohnstätten inmitten kleiner Felder und Gärten, und mit dem Kranz der schönen Berge, die das Thal umhegten gleich einer ewigen Mauer — einer Mauer, über deren wechselnde Zinnen, wie ein Thurm und Wahrzeichen der Natur, der gebrochene Felskegel des Wazmann und die Steinzacken der Wazmannkinder sich erhoben. Nur daß dem herrlichen Bilde jetzt die Sonne fehlte. Unter dem trüb gewordenen Himmel waren alle



Farben gedämpft, alle Heiterkeit der Landschaft war in Ernst verwandelt — sie glich einem schönen Antlitz, das des Lächelns vergaß, versunken in schwermutsvolle Gedanken.

Und wie der Steinriese Wazmann über den bescheideneren Bergen, so ragte über den ärmlichen Wohnstätten der hörigen Bauern das reiche, mächtige Kloster empor, mit Basteien und Mauern, mit schimmernden Fenstern und starken Thoren, mit spitz gegiebelten Dächern und mit dem wuchtigen Thurm des Münsters, der gleich einem steinernen Riesenarm zum Himmel wies.

Irimbert betrachtete das hölzerne Kreuz und blickte hinüber zum Kloster. Ein Lachen schütterte von seinen Lippen, er winkte mit beiden Armen und rief:

„Ich grüße dich, du Stätte des Friedens!"

Doch in seinen Augen war ein Glanz ... so hatten sie gefunkelt, als er im Jägerkleid dort oben auf der Hochalm in die sternhelle Nacht hinaus gerufen hatte: „Kampf! Kampf! Wie bist du schön! Und wie lieb ich dich!"

* *
*

Um die gleiche Stunde, als der Himmel schon dicht mit Wolken behangen war und der Sturm begann, er-

reichte der Gotteslechner sein Heimwesen. Vor dem Hagthor traf er mit dem Steinhauser zusammen, der aus der Hofreut kam, eine langstielige Axt auf der Schulter.

„Wo aus, Nachbar?" fragte Greimold.

Zum grauen Himmel aufblickend, sagte der Steinhauser lachend: „Ich mein', es geht auf den Winter zu. Da will ich mir heut noch eine schöne Feicht niederschlagen, daß sie dürren kann unterm Schnee und bis zum Frühjahr feinspaltige Bretter giebt zu einer Wiegen."

„Gottes Segen über dein Hausglück, Nachbar! Und sag einen Heilspruch zu jedem Axtschlag! Aber gelt, eh's abend wird, bist wieder daheim? Ich muß reden mit dir ... und könnt Ursach haben, daß ich zur Nacht mein Hagthor fest verwahr."

Erschrocken sah der Steinhauser dem Gotteslechner in die Augen. „ . . . Bauer?"

Greimold spähte durch das offene Thor und dämpfte die Stimme. „Ist mein Kindl im Hof?"

„Wohl, sie sitzet bei der Ulm, und ihr Gesichtl ist freudig, wie ich's lang nicht gesehen hab." Auch der Steinhauser sprach mit leiser Stimme. „Grad erst hab ich gesagt zu ihr, sie sollt doch lieber ins Haus gehen, weil's zu stürmen anhebt. Und da schaut mich das Kindl an mit ihrem blumigen Lachen und sagt: ‚Es thut nicht stürmen, Nachbar, schau, mich grüßet ja bloß der Wald, und linde Sonn ist über mir!' ... Aber sag, Bauer ..."

„Wir reden's zum Abend aus. Sie könnt uns hören. Geh halt, Nachbar!"

Der Steinhauser nahm die Axt von der Schulter und prüfte mit dem Daumen die Schneide. „Ich bleib daheim." Laut und lustig begann er mit dem Gotteslechner zu schwatzen, und vom Hagthor rief er zur Ulme hinüber: „Juttla, thu dich freuen, der Vater ist da!" Dann ließ er sich neben dem Thor auf einen Holzblock nieder und legte die Axt über die Kniee.

Von der weißen Hündin geführt, kam Jutta dem Vater auf halbem Weg entgegen. Im Winde flatterten ihr die lockigen Haare wie goldene Fähnlein um die Wangen, daß unter dem wehenden Gezause das schmale Gesichtlein ganz verschleiert war.

Beim Anblick seines Kindes stieg dem Gotteslechner das Wasser in die Augen. Dann aber grüßte er mit heiteren Worten.

Und Jutta, kaum daß sie den Gruß erwidert hatte, sagte mit ihrem stillen glücklichen Lächeln: „Hör nur, Vater, ich muß dir was erzählen . . ."

„Ich mein' schier, ich weiß schon alles." Zärtlich legte Greimold den Arm um das Mädchen. „Willst mir sagen von einem, der Irmi heißt und ein Jäger ist? Schau, der ist heut in der Waldhut drunten zu mir gekommen."

„Und bist ihm gut geworden gelt?"

„Gut fürs Leben." Die Wange seines Kindes

streichelnd, das sich ihm lächelnd in die Arme schmiegte, sah Greimold mit heißem Sorgenblick ins Thal hinunter. „Ich soll dich grüßen . . . bis er wiederkommt . . .“ Seine Stimme schwankte. „Und schau, er hat mir zum Gruß ein Blüml geboten . . . für dich.“

„Gieb mir's . . . gieb mir's . . .“

Das Gesichtlein wie von rosigem Sonnenschein überglänzt, stand die Blinde mit suchenden Händen, während Greimold die welke Blume achtsam von seiner Kappe löste. Halb war die sterbende Blüte schon zerfallen, und jetzt wehte der Wind die letzte farbige Flocke ihres Kelches davon.

Als Jutta den kahlen Stengel empfing, zitterten ihr leis die Hände — wie die Fingerlein eines Kindes zittern, wenn es scheu eine zerbrechliche Kostbarkeit berührt.

Der Sturmwind zauste ihr Haar, faßte rauschend die Falten ihres Kleides und machte den zarten Mädchenkörper wanken.

Das schien die Blinde nicht zu fühlen. Sie lächelte. „Vater, ich seh das Blüml! Du hast mir noch keines gebracht, so lieb und schön! Und gelt . . .“ sacht berührte sie den Knoten des entblätterten Kelches, „gelt, es ist noch ein Knöspleín, ein junges . . . weil ich um sein Gesichtl herum kein Blättlein spür?“

„Ja, Kindl, ein Knösplein! Wie gut du sehen kannst!“

„Und wenn ich's hegen thu, wird's blühen?“

„Ja, Kindl!" Dem Bauer wollte die Stimme kaum gehorchen. In Unruh warf er einen Blick gegen das Hagthor, denn man vernahm schon den Schellenklang und das Gebrüll der heimkehrenden Herde. „Komm nur, ich führ dich ins Haus."

Als sie zur Thüre kamen, hörte Jutta den Lärm und fragte verwundert: „Vater, warum treiben denn die Sennen heim? Es ist doch so schöne Zeit?"

„Freilich, ja! Aber rauhes Wetter ist nimmer weit, und ich mein', es blühen die Eisblumen bald."

„Warum aber singen die Buben nicht wie sonst, wenn sie heimtreiben?"

„Sie singen, Kindl, so lustig wie allweil. Aber der Wind ist laut ... da hört man's nicht! ... Geh, komm ins Haus!"

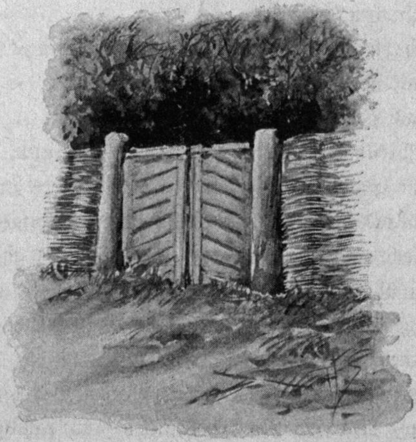
Während die beiden über die Schwelle traten, sprang die weiße Hündin mit lautem Gebell der Herde entgegen.

Ruglind brachte den Karren mit dem Almgerät gezogen, keuchend unter der Last, das vergrämte Gesicht von Schweiß überronnen. Ihr folgten die Junghirten mit den Ziegen und Schafen, und eine Weile später kamen die Sennen mit der großen Herde.

Das war trübselige Heimkehr. Kein Lied und kein Jauchzer. Nur die Rinder brüllten und rannten mit Schellengerassel auf der Suche nach ihren Ställen in der ganzen Hofreut umher.

Beim Hagthor flüsterte der Altsenn mit dem Steinhauser. Und als das letzte Stücklein Vieh in den Hag getrieben war, schlossen die beiden Männer das Thor und schoben die schweren Riegelbalken in die eisernen Klammern.

Sausend jagte der wachsende Sturm über das Gotteslehen und seine Dächer hin. Wie dunkles Gestöber wehte das dürre Laub durch die Lüfte, und im Bergwald wurde ein Rauschen laut, als hätte ein tiefer See die Ufer gesprengt, um seine Fluten ins Thal zu stürzen.





6.

Was war in hundertdreißig Jahren aus der kleinen Martinsklause geworden! Ihr erster Anfang hatte sich im Gedächtnis des Gadener Völkleins schon in Sage verwandelt, in welcher Riesen und Wunder spielten. Und aus dem weltverlorenen Heim der Brüder, die einem Häuflein geknechteter Menschen den Frieden gebracht, die das Kreuz errichtet und den Wald gerodet hatten, war ein reiches und mächtiges Stift geworden, in welchem regulierte Chorherren aus adligen Geschlechtern saßen, „Kriegs-

männer und Weltherren," die bei allen Händeln der deutschen Fürsten ihr Wörtlein mitzureden hatten. Die kluge Politik der Pröpste, welche treu zum Kaiser hielten und doch die Freundschaft des Papstes nie verscherzten, die Gunst der wechselvollen Zeiten und die sichere Abgeschiedenheit des von hohen Bergen umhegten Ländleins — das alles hatte zusammengewirkt, um das junge Stift in kaum hundert Jahren zu einer Machtblühte emporzuführen, zu welcher andere Klöster der oberdeutschen Lande erst nach zwei und drei Jahrhunderten gelangen konnten.

Alle Stürme jener kriegerischen Zeiten verbrandeten am Wall der Berge und warfen nur selten eine schon halb verrauschte Welle in das abgelegene Thal — eine Welle, die keinen Schaden mehr that, aber wertvolles Strandgut an die Mauern des Klosters spülte. Von den Erschütterungen, welche die Kreuzzüge in der abendländischen Welt hervorriefen, verspürte man in diesem geschützten Kessel der Berge kaum ein leises Zittern. Weiß doch die Chronik des Klosters nur von einer einzigen Kreuzfahrt zu erzählen, an welcher ein Propst des Stiftes theilgenommen hatte, um in den Schlammwogen des Nils seinen Tod zu finden. Gar häufig aber berichtet der Chronist, daß feste Häuser in den Städten, Weinberge und Wälder, Burgen und Gehöfte so manch eines ritterlichen Herren, der das Kreuz genommen hatte und eine Wiederkehr in die Heimat nicht erhoffte, durch Kauf oder

fromme Stiftung als „Seelgerät“ in den Besitz des Klosters kamen.

Kaiser Rotbart war dem jungen Stifte allzeit ein gewogener Gönner. Reiche Schenkungen wies er „den getreuen Brüdern“ von Berchtesgaden zu, und als er zu Würzburg Hochzeit feierte mit Beatrix von Burgund, bestätigte er dem Kloster das Jagd-, Fischerei- und Forstrecht im weiten Gebiet des Stiftes, bewilligte ihm das Recht, auf Salz und Erze aller Art zu bauen, und legte so den Grund zur Reichsunmittelbarkeit des Klosters. Ein goldenes Siegel, erzählt die Chronik, hing an dieser Urkund, und einer der Zeugen, die den kaiserlichen Brief beglaubigten, war der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach. Der wurde, als er nach dem Sturz des Welfen die Herzogskrone von Bayern gewann, dem Stift ein freundlicher Nachbar und schlichtete gar manchen Handel, den die Reichenhaller Brüder von St. Zeno oder die eifersüchtigen Domherren von Salzburg aufrührten, zu Gunsten der Berchtesgadener.

Jeder neue Kaiser, der dem Rotbart folgte, bestätigte und mehrte den Besitz des Stiftes, und um die Wende des zwölften Jahrhunderts verlieh Kaiser Heinrich VI. dem Kloster die weltliche Gerichtsbarkeit — nur das Richteramt über ritterliche Herren und freie Bauern, sowie der Blutbann, blieb dem kaiserlichen Vitztum vorbehalten.

Von einem Jahrzehnt zum anderen erweiterten sich

die Grenzen des Klosterlandes und überkletterten die Berge. Pongau und Pinzgau waren gewonnen, reiche Güter in Franken und Niederbayern, am Inn und an der Isen, an der Rot und Vils, waren an das Stift gefallen; in Salzburg, Landshut und Regensburg besaß es Häuser und Höfe; und in Österreich, an der Donau, hatte das Kloster erträgnisreiche Weinberge erworben, um den Durst seiner Chorherren und dienenden Brüder zu stillen. Von dort her kamen die Wagen mit hohen Fässerladungen angefahren, die hohl gewordenen Keller des Stiftes füllten sich neu mit jedem Herbst, und besser als das Benedictus vom Credo unterschied gar manch ein frommer Bruder den Frechauer vom Taillander, den Armstorfer vom Mörtaler und den Sattelsteiger vom Eisenthürler. Der ganz besonderen Obhut des Kellermeisters aber war der linde Goldtropfen von Stein und Rechberg anvertraut, der den Feiertagstrunk auf der Tafel der adligen Chorherren bildete.

Das war guter Tausch: für den süß mundenden Wein, den sie aus der Ferne holten, schickten sie das saure Salz in alle weiten Lande.

Wohl hatte der Salzburger Nachbar die erste Solquelle, die am Fuße des Tuvalberges zwischen Rif und Grafengaden gefunden wurde, mit flinkem Griff an sich gerissen. Aber zum Ersatz für das Verlorne wurden innerhalb des Klosterlandes noch reichere Salzlager erschlossen:

auf den nordwestlichen Gehängen des Göhl, am Goldenbach und bei Schellenberg, wo um die neugegründete Pfannstätte bald eine emsig belebte Ortschaft heranwuchs.

Der rege Handel, der sich mit dem fortschreitenden Salzbau entwickelte, brachte klingenden Gewinn ins Land. Aber wo die Karpfen gedeihen, da stellen sich die Hechte ein. Überall an seinen Grenzen erwuchsen dem Stifte eifersüchtige Gegner. Ritterliche Schnapphähne, die in der Nachbarschaft ihre festen Burgen hatten, legten schwere Steuern auf das zur Ausfuhr kommende Salz, oder sie nahmen dem Kloster eine Ladung nach der andern weg. So verwandelten sich die „Gottesmänner" in „Kriegsherren," die mit bewaffneter Faust ihren Besitz vertheidigten, reisige Knechte in ihre Dienste nahmen und die zumeist bedrohten Grenzgebiete an rauflustige Ritter zu Lehen gaben. Im Pongau und Pinzgau saßen Berchtesgadnische Vasallen, ein gefestetes Hällingeramt beschützte die Pfannstätte zu Schellenberg, an der Grenze beim „Hangenden Stein" war die enge Thalstraße gegen Salzburg durch Thurm und Thor gesperrt, und die Burg des Hallthurners vertheidigte die Straße gegen Reichenhall.

Bei so weltlichen Sorgen konnte nun freilich das Leben der Chorherren kein sonderlich frommes und beschauliches sein. Sie waren doch auch die Kinder ihrer Zeit — einer Zeit, in der alle Ordnung der Welt sich in ihren Fugen zu lösen drohte; in der die staatliche Macht ihre beste

Kraft am Felsen Petri zerrieb, während die heiligen Waffen der Kirche im Streit um irdischen Gewinn ihr Ansehen verbrauchten und die Bannstrahlen von einem Lager ins andere zuckten, wie Blitze bei einem Hochgewitter, das man zu fürchten verlernte; einer Zeit, in der man sein Leben lang zu erraffen suchte, was sich greifen ließ, und die Vergebung seiner lachenden Sünden mit Wäldern und Höfen erkaufte, um sich mit Scheu und Reue seines Christentums erst in der Todesstunde zu erinnern, wenn die Angst vor dem ungewissen Drüben die glaubenslosen, abergläubischen Seelen schüttelte; einer Zeit, in der sich Ritter und Priester kaum noch durch das Gewand unterschieden und das Leben zwischen klösterlichen Mauern sich in den gleichen ungezügelten Formen erging, wie auf den Burgen weltlicher Herren. Es war die Zeit, in der die Blume des Rittertums zur stachligen Distel wurde, und die mystisch verzückte Bewunderung für Wolframs Parzival und Titurel sich ablöste durch das johlende Vergnügen an den zotigen Liedern des Nithart und des Göli von Stamheim. Sie verhöhnten das Volk, dessen gesunde Kraft sie nicht mehr verstanden, und spotteten des Bauern, dem sie die Haare schnitten und die Steuer aus allen Poren preßten.

Da wurde — wie die Herren, so die Knechte — allmählich auch das Volk ein anderes. Auch das Volk der Berge. Und die Wälle der himmelhohen Felsen schützten

nicht mehr gegen den Wandel der Zeit, der von der Ebene hereindrang in die abgeschiedenen Thäler.

Der wachsende Verkehr, wie ihn der Aufschwung des Salzbaues und die Machtentwicklung des Stiftes bedingte, führte mancherlei fremdes Blut ins Berchtesgadener Land. Bergmänner und Handwerker, die von irgendwo kamen, siedelten sich an, Kaufleute thaten ihre Läden auf, und Flüchtlinge, die anderwärts einem übelgeratenen Handel entronnen waren, fanden ein offenes Asyl bei dem Kloster, das einer rascheren Besiedelung seiner menschenarmen Thäler allen Vorschub leistete. So war die Bevölkerung des Gadens, in welchem zur Zeit der Klostergründung nur ein paar hundert weitzerstreute Menschen hausten, auf mehr als dreitausend Unterthanen des Stiftes angewachsen. An den Laienhof des Klosters hatte sich eine lange Bürgergasse spitz gegiebelter Häuser angeschlossen; und da es — wie sich das Wort der Bibel in einer Chronik jener Zeit ad usum clericorum gedeutet findet — nicht gut ist, wenn die Brüder allein sind, so war unter den Fittichen des Stiftes auch ein Klösterlein für fromme Schwestern entstanden.

Wie ein Schäfer mit großem Hut und weitem Mantel inmitten der gelagerten Herde steht, so ruhte inmitten der zerstreuten Siedelungen und der enggedrängten Bürgergasse das weitläufige Gebäude des Stiftes. Thronend auf der Plattform eines gegen die Höhe des Lockfteines

angelehnten und gegen das Thal der Ache steil abfallenden Hügels, gestützt durch gewaltige, aus dem Felsgrund aufstrebende Pfeiler und umzogen von getürmten Mauern, schloß es mit seinen Bauten den geräumigen Klosterhof



in Form eines Dreiecks ein. Gegen Osten, dem hohen Göhl gegenüber und nach dem Flußthal hin, erhob sich der Münster mit dem wuchtigen Glockenthurm. Ein Kreuzgang, zwischen der alten Martinskapelle und dem neuen Trinkstübchen des Kellermeisters gelegen, umschloß mit

romanischen Doppelsäulen ein gepflegtes Gärtlein, überwölbte die tief in den Fels gehauenen Weinkeller, und trennte den Münster vom großen Kapitelsaal. Gegen Süden, das weite Thal bis zum Wazmann überblickend, lag das Refektorium; daneben die Küche, groß wie eine Halle, die kleine Zelle des Küchenmeisters, die Amtsstube des Dekans, das Gelaß der Schreiber und die Stube des Klostervogtes mit Thür und Treppe gegen den Laienhof. Aus einem langen, düsteren Korridor, dessen schmale, mit schwerem Eisenwerk vergitterte Fenster nach dem Klosterhof blickten, führte eine steinerne Wendeltreppe hinauf in das Obergeschoß, in welchem die Zimmer des Propstes und die Zellen der Chorherren lagen.

Auf der Schrägseite des Hofes, gegen den steigenden Berghang, drängte sich winkelig und ungleich ein Bau neben den anderen. Da stand das Haus mit den Zellen der dienenden Brüder; eine vorgebaute Säulenhalle diente zu wirtschaftlichen Hantierungen und enthielt neben dem laufenden Brunnen den gemauerten Fischkalter, in welchem die Forellen der Ache, die Hechte und Saiblinge des Königssees den Freitag erwarteten. An das Brüderhaus schlossen sich die Wirtschaftsgebäude, das Käsgewölbe und der Milchkeller, die Obst- und Gemüsehalle, die Mehlkammer und das Bräugewölbe, der Zwinger für die Jagdhunde und die Falkenstube, das Schlachthaus und die Rüstkammer, die Futterscheunen und Kornböden, die

Pfisterei, die Ställe für die Reitpferde, für die Saumthiere und das Milchvieh.

Beim Münster, den die wehrhafte Mauer im Bogen umschloß, sperrte ein festes Thor den Klosterhof gegen die Salzburger Straße. Auf der anderen Seite, gegen die Bürgergasse, gelangte man durch ein inneres Thor in den kleineren viereckigen Laienhof. Hier rollten und polterten die kreisenden Steine in der Klostermühle, und es rauschte der Mühlbach, der in einem mit Bohlen gedeckten Rinnsal den Hof durchfloß. Neben der Mühle führte eine Treppe hinunter in den Keller, in dem das dünne Leutbier verzapft wurde; darüber lag die Pilgerherberg und die Wachstube, in der die reisigen Knechte mit den Fronboten zechten und beim Würfelspiel und Riemenstechen randalierten; gegenüber befand sich die Schlafstube der Falkner und Jägerknechte, die Herberg für die Stallbuben und für fremde Troßleute; auf der einen Seite des Außenthores, das den Weg zur Bürgergasse sperrte, lag unter dem hölzernen Wehrgang der Mauer ein Stall für die Pferde der Gäste und reitenden Boten; auf der anderen Seite saß der Thorwart in seinem engen Stüblein, das zwei winzige Fenster hatte, eins in die Thorhalle und das andere, dick vergittert, gegen den Brunnenplatz der Gasse.

An diesem Lugaus, durch dessen Gitter der scharfe Wind hereinpfiff, stand der alte Wärtl und rief einem

Reiter zu, welcher draußen über dem Thorgraben schon zum anderenmal an das kupferne Schallbecken geschlagen hatte: „Nur langsam, du! Unser Thor ist kein Espenblatt. Hast es denn gar so eilig? Was bringst?“

„Botschaft vom Herzog in Baiern,“ klang die Antwort des Reiters.

Vier Knechte waren in der Thorhalle an den Haspel getreten und ließen die Schlagbrücke sinken, deren Bohlen schwer von Eisen und Ketten waren. Als sie sich niederlegte über den Thorgraben, den der Abfluß des Mühlbaches mit tiefem Wasser füllte, fuhr der Sturmwind sausend in die Halle und jagte eine Wolke Staub herein, so daß die Gasse draußen, der Reiter mit seinem Roß und die Weiber und Kinder, die in Neugier herbeigelaufen, unter dem grauen Schleier kaum noch zu sehen waren.

Mit dem Arm die Augen schützend, trat der Wärtl unter das Thor, hieß den Boten aus dem Sattel steigen und nahm das Pferd am Zügel.

„Das ist ein schiech kalter Wind, den du bringst. Wenn deine Botschaft nicht linder blast, wirst einen kühlen Gruß im Kloster hören,“ sagte der Alte. Und den Knechten am Thorhaspel rief er zu: „Lasset die Schlagbruck noch drunten ein Weil. Von den Chorherren einer kommt über den Thalweg rauf.“ Er lachte. „Ich mein', es ist derselbig, wegen dem die Brüder so schreien im Hof.“ Die



Zügel des Pferdes einem Roßbuben reichend, führte er den Boten zum Innenthor und ließ den Klöppel hallen.

Immer wieder mußte er klopfen. So kräftig auch der eiserne Schwengel auf den Bohlen tönte, der Hall ging unter in dem Lärm und wirren Stimmenschwall, der den Klosterhof erfüllte.

„Üben die frommen Brüder einen Meßgesang?" fragte lachend der Bote.

Da wurde an dem großen Thor ein kleines Thürlein aufgethan. Der Bote trat ein und sah sich verwundert einem Schwarm von Klosterbrüdern gegenüber, welche schreiend, mit heiß erregten Köpfen und geballten Fäusten dem Thor entgegendrängten, geführt von Bruder Medardus, dem Zinsmeister. Doch es schien als hätten sie in ihrem Zorn die Ankunft eines anderen erwartet. Sie stellten ihr Schreien ein und betrachteten verdutzt den Boten; die einen begannen zu lachen, die anderen schalten, und dann kehrten sie mit lautem Durcheinanderschwatzen unter die Säulenhalle des Brüderhauses zurück, wo Medardus mit fuchtelnden Armen in ihrer Mitte redete.

Nur einer der Brüder war geblieben, um den Boten zu führen — ein Greis mit kahlem Schädel und gestutztem Weißbart, die Glieder noch kräftig und die Züge derb, mit Augen, die ernst und ruhig blickten. Von allen Brüdern schien er der einzige zu sein, den dieser brennende Aufruhr kalt gelassen.

„Komm," sagte er, „ich führ dich zum Herren."

Auf der Schwelle, die sie überschritten, blickte der Bote noch einmal hinüber zum Brüderhaus. „Die kochen einen bösen Willkomm," meinte er lachend. „Was hat ihnen der Mann gethan, über den sie schreien?"

„Gethan?" erwiderte der Bruder mürrisch. „Weißt du vielleicht, was der edle Falk den Krähen gethan hat, wenn sie schaarweis ausfliegen, um ihn zu rupfen?"

„Und dich erbarmt der Falk, den sie rupfen wollen?"

Der Bruder blieb die Antwort schuldig und stieg dem Boten voran über eine steinerne Wendeltreppe hinauf.

„Bist du der Bruder, der in den Stuben des Propstes dient?"

„Nein. Der hat anderen Dienst heut. Ich bin Eligius, der Metzger."

Wieder lachte der Bote. „Und du hast Mitleid mit den Federn, die ein Falk verlieren soll?"

„Wenn's nur die Federn wären! Aber ich fürcht, sie rupfen ihn tiefer."

„Blutscheu? Du! Ein Schlächter? Siehst du Blut nicht rinnen an jedem Tag?"

„Wohl. Drum weiß ich auch, wie warm es ist, und was davonrinnt mit ihm."

Sie hatten den Oberstock erreicht und schritten durch einen langen Korridor auf eine Thüre zu, deren Fries in rotem Marmor das Wappen des Klosters trug.

Durch die geschlossene Thüre klang eine zornig erregte Stimme, hart und scharf.

„Wart noch ein Weil," sagte der Bruder und hielt den Boten außer Hörweite der Thüre zurück.

Endlich schwieg die Stimme, und Eligius trat in das Gemach des Propstes.

Das war ein großer Raum, der das Gebäude in seiner ganzen Breite durchquerte; zwei hohe Fenster blickten gegen das Thal und den Wazmann, ein drittes, den anderen gegenüber, ging nach dem Klosterhof. Schwere Balken trugen die Decke, und die Wände waren mit gebräuntem Holz getäfelt. Geschnitzte Truhen standen umher, mit kunstvoll geschmiedetem Eisenbeschläg. Auf Konsolen und Schränken funkelten silberne Geräte und goldene, mit edlen Steinen besetzte Kelche. Vor einem Kreuzbild stand ein Betschemel mit rotem Sammetpolster, und neben dem großen Kamin verdeckte ein Vorhang mit eingewebten Engelsköpfen die Nische, in der das Ruhelager des Propstes stand. Fliesen aus grauem und rotem Marmor deckten schachbrettartig den Fußboden und waren mit Teppichen und Fellen belegt.

Alles Gerät der Stube war von Zwielicht umflossen, denn die trüben Glasstücke der schwerverbleiten Fenster ließen nur spärliche Helle ein. Und draußen hatte das graue Sturmgewölk schon den ganzen Himmel überzogen.

In der Mitte des Raumes stand ein großer Tisch, dessen Holzplatte von plump gemeißelten Marmorfüßen getragen wurde. Darüber hing von der Decke der eiserne Kronleuchter nieder, mit kleinen Öllämpchen an Ketten und mit Wachskerzen auf hohen Dornen. Eine hölzerne Weinbitsche mit silbernem Becher stand auf dem Tisch, und daneben lag ein Waidgehäng mit kurzem Messer, eine Reitpeitsche, eine lederne Falkenfessel und eine Schwanenfeder.

Schwere Faltstühle mit roten Kissen standen um den Tisch her, dabei ein Lehnsessel, ganz mit Fellen überhangen.

Auf diesem Sessel ruhte Herr Friedrich, der Propst, in einem weiten, mit Pelz gefütterten Hausrock über dem seidenen Talar, und auf dem Haupt ein Käpplein, von welchem gezahnte Tuchlappen über die Ohren und den Nacken fielen.

Ein feines Lächeln spielte um den Mund des Propstes, doch in den kleinen Augen blitzte es wie Zorn, der sich bergen will.

Noch ein anderer war im Gemach und stand am Tische, die knöcherne Faust auf die Platte gestützt: eine hagere Gestalt, wie aus schwarzem Stein gemeißelt, über eckigen Schultern ein starr gehobener Kopf, den das kurzgeschnittene Grauhaar wie eine platte Eisenhaube bedeckte, die Züge kalt und hart, mit einem Mund, der nicht rote

Lippen hatte, sondern einer grauen Linie glich, und mit tiefliegenden Augen, die unter der vorgebauten Stirne herausblickten wie Späheraugen aus den Luken einer Mauer.

In Erwartung hingen diese Augen an dem Gesicht des Propstes, als sollte er Antwort auf eine Frage geben.

Herr Friedrich aber schwieg und lächelte. Er schien der Gegenwart des anderen völlig vergessen zu haben und betrachtete den isländischen Falken an seiner Seite. Den Kopf mit der ledernen Haube bedeckt, saß der Falk in einem schaukelnden Ring, der von einem hölzernen Rahmenständer getragen wurde.

Dem anderen stieg das Blut in die Stirne. „Eure Antwort, Herr?"

Im gleichen Augenblick that Eligius die Thür des Gemaches auf.

Freundlich winkte Herr Friedrich mit der Hand. „Sieh da, mein Bruder Schlächter! Kommst du auch, um Klage zu führen? Machen deine Kälber Aufruhr in ihrem Stall?"

„Nein, Herr. Und thäten sie's, so käm ich ihnen mit Strick und Knebel. Aber meine Kälber, die sind geduldig, als wären sie gute Christen."

„Bruder," fiel ihm jene scharfe Stimme ins Wort, „wahr deine Zunge!"

Eligius blickte ruhig auf. „Was hab ich unrechtes gesagt, Herr Wernher? Ist Geduld nicht eine christliche Tugend?"

„Nein, Bruder," lachte der Propst. „Sonst wäre unser weiser Dekan Wernherus ein schlechter Christ. Denn Geduld ist nicht seine Sache. Aber sag, was bringst du?"

„Einen Boten hab ich geführt, der zu Euch begehrt."

„Laß ihn kommen!"

Der Bruder öffnete dem Boten die Thüre.

Ein Schimmer erregter Freude überflog das Gesicht des Propstes, als er die Farben erkannte, die der Bote an seinem Mantel trug.

„Deine Farben sind blau, wie die Treue, die selten ist, und weiß wie mein Falk, dem kein anderer gleicht! Du bist willkommen! Und ich glaube dich zu kennen. Bist du nicht der Sohn des alten Rullo, der dem Herzog zu Landshut das Burgthor hütet?"

„Ja, Herr!"

„Und wie geht es meinem fürstlichen Vetter in Baiern?" fragte Herr Friedrich. Nicht nur der Fürstenring, den er als Propst zu Berchtesgaden trug, auch Bande des Blutes gaben ihm das Recht, den Herzog in Baiern seinen Vetter zu nennen. Er stammte aus dem Hause der Grafen von Ortenburg und war ein Sohn des zweiten Rapoto, dem Pfalzgraf Otto von Wittelsbach seine jüngste Tochter Mechthild zur Gemahlin gegeben hatte.

Der Bote ließ den Mantel auf die Fliesen gleiten, beugte das Knie und löste von seinem Gürtel eine kupferne Hülse, die er in die Hände des Propstes gab. „Meinem Herren liegt die schwere Zeit wie Blei auf dem Herzen. Aber als er mir diesen Gruß an Euch befahl, war sein Auge freundlich.“

„Dann wird die Botschaft sein, wie sein Auge war.“

Herr Friedrich öffnete die metallene Kapsel, nahm das Pergament hervor und las. Als er das Blatt wieder faltete, nickte er lächelnd vor sich hin und sah mit spöttisch heiterem Blick zu Wernherus auf. „Das ist Botschaft, die ihren Lohn verdient!“ Er legte das Pergament auf den Tisch. „Bruder Eligius, hol mir den Becher da drüben vom Gesims! Nicht den kleinen . . . den anderen, der größer und schöner ist! Nimm, lieber Bote! Und du, Bruder, sorge für diesen wackeren Jüngling. Wenn er morgen ausreitet zum Klosterthor, soll er sagen: da war gute Herberg!“

Als Eligius und der Bote die Stube verlassen hatten, blieb Schweigen hinter ihnen. Herr Friedrich streichelte zärtlich mit der Schwanenfeder seinem Falken den Rücken, und wartend stand Wernherus, die Arme gekreuzt und mit steinernem Gesicht. Doch in seinen Augen funkelte die Ungeduld.

Die Fenster klirrten im wachsenden Sturm, der an ihnen rüttelte.

„Ich kenn Euch als einen Herren, der zu sparen versteht . . . wenn es sich nicht um Falken handelt," brach Wernherus das Schweigen. „Der Herzog in Baiern muß dem Kloster wertvollen Gruß gesendet haben, weil Ihr dem Boten so verschwenderischen Lohn gereicht.



Laßt mich die Botschaft wissen . . ." Er streckte die Hand nach der Rolle.

Herr Friedrich deckte den Ärmel seines Pelzrockes über das Pergament und sagte mit lächelndem Hohn: „Geduld, Wernherus, Geduld! Das ist eine Tugend, die du noch lernen mußt! Nicht nur als Christ, wie Bruder Eligius meinte. Willst du der große Mann werden, den du schon heute in dir siehst, so mußt du das Warten

üben. Das ist die beste Kraft und Waffe der Mächtigen, daß sie den Augenblick erwarten können, in dem ein Griff gelingt. Sie jagen wie der edle Falk. Aber der Habicht hat den Griff der hungrigen Ungeduld! Drum taugt er schlecht für den hohen Flug."

„Spart Euren Hohn, Herr Friedrich! Daß ich jede Botschaft kenne, die dem Kloster gilt, das ist ein Recht meiner Würde. Und ich wahre dieses Recht, auch gegen Euch."

„Bist du um das Recht der anderen auch so besorgt wie um das deine? In exemplum adjungo: um das Recht des Greimold im Gotteslehen?" Herr Friedrich lachte und versetzte dem Ring, in dem der Falke schaukelte, spielend einen gelinden Stoß. „Aber da fällt mir ein ... wolltest du nicht Antwort auf deine Frage haben?"

„So gebt die Antwort!" erwiderte Wernherus mit zornbebender Stimme. „Nach der Botschaft des Herzogs, die Ihr Ursach zu verhehlen habt, will ich Euch fragen vor versammeltem Kapitel."

Wieder blitzten die Augen des Propstes in heiterem Spott. „Ja, guter Wernherus, thue das!"

„Gebt Eure Antwort, Herr: was beschließt Ihr gegen den Mann im Gotteslehen? Macht kurzen Weg und laßt mich die gewaffneten Knechte schicken, daß sie ihn fassen. Noch in der heutigen Nacht!"

„Schon wieder die Ungeduld?"

„Ich kenne den Mann. Sein Trotz ist wie Eisen. Laßt Ihr ihm Zeit, nur einen einzigen Tag, so wird er seinen Hof befestigen, wird Waffen schmieden gegen uns, und alle Unzufriedenen wird er sammeln unter seinem Dach."

„Ja, ich vermute, das wird er. Und der Unzufriedenen sind viele in meinem Land, Wernherus!" sagte Herr Friedrich ernst. „Das hab ich dir zu danken!"

„Nein, Herr! Schreibt die Ursach Eurer Schwäche zu!"

„Freilich, ging es nach deinem Willen, so möchte den Unzufriedenen bald die Zunge fehlen, mit der sie schreien nach ihrem Recht." Herr Friedrich lächelte wieder. „Aber hast du nicht selbst das Recht berufen? Eben jetzt? Gut! Da du ein so großer Freund des Rechtes bist ... dem Mann im Gotteslehen soll geschehen nach Gesetz und Recht. Kein Gericht ohne Urtheil. Versammle das Kapitel und klage gegen den Mann."

„Das hieße Zeit verlieren. Der Bauer hat gelästert gegen mich und Euch, er hat die Landruh gestört und sein Gesind gegen unsere Leute gehetzt."

„Wenn das wahr ist, soll der Bauer seine Freiheit verlieren und sein Lehen. Aber die Wahrheit muß erst noch erwiesen werden. Dein Zinsmeister ist ein Fisch von üblem Geruch. Er hat mehr Lügen im Sack, als Haare an seiner Kutte. Ihm glaub ich nicht, und seinen Knechten noch weniger. Hätte der Bauer so gethan, wie

Medardus behauptet, so hätte Irimbert dem Mann nicht Hilfe geboten. Das soll der Zeuge sein, dem ich glauben will."

Wernherus lachte — es war ein Klang in diesem Lachen, wie das Klirren der Fenster, an die der Sturmwind schlug. „Bis dieser Zeuge sich stellt, da mögt Ihr lange warten, Herr Friedrich. Er weiß, daß ihn sein Verschulden in meine Hand gegeben hat, und er wird den Bereich meines Armes meiden. Bereitet Euch auf den Kummer vor, Euren Liebling nicht wiederzusehen. Denn ich will Milde üben und seine Flucht nicht hindern."

Mit halb geschlossenen Augen, als wollte er die Sprache seines Blickes verhüllen, sah der Propst zu Wernherus auf. „Das ist auch von deinen Fehlern einer, du Milder, daß du die Menschen wägest nach deinem eigenen Gewicht. Vor dreißig Jahren ... so hab ich im Strafbuch des Stifts gelesen ... ist ein junger Novize aus Furcht vor verdienter Strafe dem Kloster entsprungen. Der wäre nicht wiedergekommen, wenn ihn die Schergen nicht eingefangen hätten. Und der hieß Wernherus, wie du. Nicht Irimbert von Immhof."

Da ließ sich im Klosterhofe wüstes Geschrei vernehmen, das den Lärm des Sturmes übertönte.

„Höre doch, du Milder, wie deine Lämmer blöken! Denen zeige die starke Faust, deren du dich so gerne

rühmst! Aber sie wissen, das ist Geschrei, das ihrem Hirten gefällt."

Herr Friedrich erhob sich, schob das Pergament in eine Tasche seines Pelzrockes und ging zum Fenster.

Ein kaltes Lächeln folgte ihm, und ein sprühender Blick des Hasses.

Der Propst hatte die Guckscheibe des Fensters in die Höhe geschoben und blickte in den von Geschrei erfüllten Hof. Unter wehendem Staub, den der sausende Sturmwind trieb, sah er im Klosterhof den Knäuel der lärmenden Brüder und sah, wie sich Irimbert der Fäuste zu erwehren suchte, die ihn bedrängten. Das Bild dieses Kampfes schien den Propst zu erheitern. Lachend rief er in den Hof hinunter: „Recht so, wehre dich! Gieb's ihnen! Jeder Schlag ist wie guter Regen auf ihre brennenden Strohköpfe! Wehre dich, Irimbert! Und zu mir! Zu mir!" Er ließ das Fenster sinken und eilte zur Thüre, als möchte er mit eigener Faust dem Bedrängten Hilfe bringen.

Da vertrat ihm Wernherus den Weg. „Geduld, Herr Friedrich," sagte er mit schneidendem Hohn. „Solltet Ihr die große Kunst des Wartens so wenig verstehen, daß Ihr nicht harren könnt, bis Euer Liebling diese Thür gewinnt? Aber ein Asyl, das ihn der Strafe entzieht, soll ihm Eure Stube doch nicht werden. Er ist schuldig und soll büßen. Oder . . ." mit kaltem Lächeln sah

Wernherus dem Propst in die Augen, „wolltet Ihr ihn schützen?"

„Vor deinem ungerechten Haß, Wernherus? Ja!"

„Auch gegen Hausgesetz und Regel?"

„Nein!"

Mit dieser kurzen Antwort kehrte Herr Friedrich dem Dekan den Rücken und öffnete die Thüre.

Man hörte die Brüder schon im Hause lärmen, und jetzt erschienen sie in der Tiefe des Korridors. Irimbert schritt vor ihnen her, ruhig, ohne sich umzublicken nach dem Schwarm, der sich schreiend hinter ihm drängte.

„Sieh nur," sagte der Propst mit Lachen, „wie sie her sind hinter ihm! Wie die Meute hinter dem Hirsch, den sie ankläfft und nicht zu greifen wagt!"

Mit brennendem Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen, stand Irimbert vor dem Propste.

„Komm herein!" sagte Herr Friedrich und gab die Schwelle frei. Dann trat er dem lärmenden Hauf ein paar Schritte entgegen.

Als die Brüder den Propst gewahrten, stellten sie ihr Schreien ein und bargen die Fäuste in den Kutten.

Herr Friedrich lachte und rief ihnen zu: „Geht in Frieden auseinander, ihr guten Söhne des Himmels! Eure Herzen duften von aller Tugend! Tragt diesen Wohlgeruch hinunter ins Brüderhaus . . . er macht mir die Luft in meiner Stube schwer." Unbekümmert um das

Murren, das sich hinter ihm erhob, trat er in sein Gemach und schloß die Thüre. Da hörte er, wie Wernherus sagte:

„Schien dir der Weg über alle Berge zu hoch und zu gefährlich? Fehlte dir der Mut, die Flucht zu wagen, um den Aufruhr in das Haus deines Bruders zu werfen . . .“

„Wernherus!“ Mit raschen Schritten trat Herr Friedrich zwischen die beiden.

„Laßt ihn, Herr!“ sagte Irimbert, seine Erregung bezwingend. „Er will nur hören, daß der Eid, den ich geschworen, stärker bindet als die Stricke seiner Knechte!“

„Schweig, Irimbert! Und du, Wernherus . . . denke doch an die Zeit, die du verlierst! War's nicht deine Absicht, das Kapitel zu versammeln, um gegen den bösen Bauer zu klagen?“

Wernherus richtete sich auf, mit drohendem Blick in den kalten Augen. „Es könnte sein, daß ich noch andere Klage hätte, als gegen den bösen Bauer und seinen rettenden Engel. Es könnte sein, Herr Friedrich, daß Euch die Lust zum Spott vergeht . . . so rasch, daß Ihr den Ernst erwarten könnt, auch ohne ein großer Mann zu sein!“

Stirn und Lippen mit der Hand berührend verneigte sich Wernherus gegen das Kreuzbild und verließ mit starrem Lächeln das Gemach.

Draußen hatte sich der Schwarm der Brüder schon

verlaufen. Nur einige, Medardus unter ihnen, standen noch da und flüsterten mit einem Stiftsherren, der aus der Thür seiner Zelle getreten war.

Als der Zinsmeister den Dekan erblickte, eilte er ihm entgegen, das wohlwollende Antlitz glänzend von Schweißperlen und glühend von Erregung.

„Warum ließest du ihn nicht fassen, wie ich dir befohlen?“ zischelte Wernherus in Zorn dem Bruder zu.

Medardus seufzte und wischte sich mit dem Kuttenärmel die glitzernden Perlen von den Hamsterbacken. „Hättet Ihr gesehen, Herr, wie er sich wehrte!“

„In euch ist der Mut des Hasen, und Kraft ist nur in eurem Wanst!“

Wieder seufzte Medardus und sah mit gutmütigem Leidensblick zu Wernherus auf.

„Hat er gesprochen? Geschmäht?“

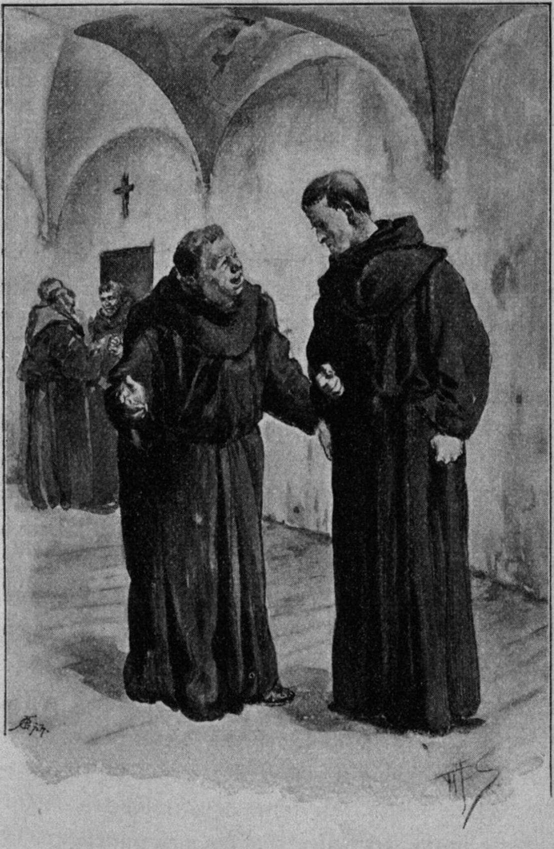
„Nein, Herr, nur zugeschlagen! Stumm. Und seine Fäuste sind wie die Hämmer in der Schmiede.“

„Ist alles andere bereit?“

„Ja, Herr!“ Der Zinsmeister lächelte so freundlich wie an einem Michelstag, an dem kein Holde die Steuer schuldig bleibt. „Der schwarze Käfig hat sein Thürlein aufgethan und wartet nur auf den Vogel, daß er einfliegt.“

„Bist du der Brüder sicher?“

„Ich mein', ich bin's! Aber doppelt gemessenen



Wein wird's kosten heut auf den Abend. Ein paar von ihnen haben wohl steife Augen gemacht . . . aber sie schreien mit, aus schuldiger Ehrfurcht vor Euch! Nur ein einziger . . .“

„Eligius?“

„Ja, Herr! Der hat rund heraus gesagt: Ich thu nicht mit!“

„Laß heute Nacht im Schlachthaus den Thieren die Stricke lösen. Und morgen legt mir den Bruder Schlächter in den Block. Er soll ein andermal seine Kälber besser hüten.“

„Ja, Herr, das ist seine Pflicht! Wenn er die versäumt . . .“

„Der Bruder Kämmerer soll die Chorherren zum Kapitel rufen. Die nicht in ihrer Zelle sind, laß aus der Trinkstube holen. Fehlt einer, so such ihn bei den frommen Schwestern. Und sind sie versammelt, so ziehe den Strang der Kapitelglocke. Geh!“

„Ja, Herr! Und derweil ich den Strang zieh, will ich ein heißes Gebet zum Himmel thun, daß ich morgen knieen darf vor Euch und den Zobel küssen, den Ihr tragt.“

„Schwätzer!“ schalt Wernherus wie in Ärger. Doch eine Flamme schlug ihm über das hagere Gesicht, und seine Augen blitzten. Er kehrte dem Bruder den Rücken und trat in eine der Zellen, aus der man eine ehrfürchtig grüßende Stimme hörte.

Medardus schmunzelte und blies die Hamsterbacken auf. Dann aber schielte er wie in wägender Sorge nach der Thür des Propstes. — —

An dieser Thüre hatte Herr Friedrich, als Wernherus das Gemach verlassen, den schweren Eisenriegel vorgeschoben.

„Jetzt sind wir allein, du Sünder, jetzt will ich deine Beichte hören!“ sagte er lächelnd. „Da soll uns keiner dazwischen fahren ...“

„Herr?“ unterbrach ihn Irimbert. „Habt Ihr die Drohung verstanden, mit der Euch Wernherus verließ?“

„Daß er wühlt wie ein Dachs im Frühling und daß von meinen Chorherren mehr als die Hälfte auf seiner Seite steht und gegen mich ... das weiß ich lang.“ Herr Friedrich ließ sich in den mit Fellen behangenen Lehnstuhl sinken und lachte. „Der Ehrgeiz kollert in ihm, wie der Hunger in leeren Därmen. Er kann's nicht erwarten, bis dieser linde Sessel frei wird für seine harten Knochen. Und manchmal ist mir die Laune so, daß ich ihm gern den Willen thäte, um Ruh zu haben. Aber mir liegt die Zukunft meines Landes am Herzen. Das soll wachsen wie ein junger Baum, in dem der beste Saft zu treiben beginnt. Wernherus würde reißen an ihm wie der Pechsammler, der den Stamm verwundet, um ihn bluten zu machen ... ein paar Jahre giebt der leidende Baum das Härz in Überfülle, dann stirbt er ab. Das

will ich hindern, wenn ich's vermag. Laß ihn nur wühlen und drohen! Es ist gesorgt dafür, daß sein Unkraut nicht über meine Halme wächst. Aber komm, setz dich her zu mir!"

Ein Regenschauer prasselte gegen die Fenster, während der Propst das Antlitz des jungen Chorherren betrachtete, als könnte er in diesen schönen und müden Zügen lesen wie in einem offenen Buch. Dann griff er lächelnd nach der Weinbitsche und füllte den Silberbecher, der auf dem Tische stand.

„Du bist erschöpft ... da, nimm und trink!"

„Ich dank Euch, Herr!" Irimbert leerte den Becher mit dürstendem Zug.

„In der Kette, mit der ich dem Wernherus die Wege zäunen will, bist du ein Glied, Immhof!" sagte Herr Friedrich. „Jetzt möchte er mir dieses Glied aus der Kette brechen. Du hast ihm heut einen Hammer in die Faust gegeben. Und ich bin in Sorge um dich!"

„Sorge um mich? Nein, Herr! Was soll ich noch fürchten?" erwiderte Immhof mit ruhigem Ernst. „Ich bin wie ein Reis, das vom lebenden Baum gerissen wurde. Es liegt auf der Erde und grünt noch eine Weil. Aber das ist toter Trieb ... es hat nimmer Wurzeln und taugt für keine Hoffnung mehr. Redet etwas in Euch, das mir wohlwill, Herr, so laßt mich dieses Gefühl für andere nützen!" Seine Stimme hob sich, und ein warmer Hauch

des Lebens überglühte seine bleichen und müden Züge. „Herr Friedrich! Nehmt mir eine Sorge ab ...“

„Wenn nicht Sorge um dich? Welche Sorge dann?“

„Sorge um Menschen, die Eures Schutzes bedürfen.“

„Du hast Menschen, die dir lieb sind? Du?“ fragte der Propst erstaunt. „Das ist mir neu.“

„Ich habe sie gefunden, heute ... Menschen, die ich ehre mit diesem Namen ... einen, der gut und treu ist, einen Starken mit redlichem Herzen ... und ein reines Kind mit hell schauenden Seelenaugen.“

Herr Friedrich lächelte. „Wären sie so, dann hättest du mehr gefunden an einem Tag, als ich in einem halben Leben. Die schöne Dreifaltigkeit deines Menschenfundes könnte mich neugierig machen, wenn ich nicht wüßte, was dahinter steckt: ein anderes Bild, als du gewöhnt bist, vergoldet von der Sonne eines schönen Morgens, und ein wenig Erbarmen dazu! Unter den dreien, die du fandest, ist wohl der Bauer, dem du die Stricke zerschnittest? Ob ich dem noch helfen kann, das weiß ich nicht. Sein Kopf ist zwischen die Mahlsteine Wernherus und Medardus geraten ... ich fürchte, die reiben ihn klein. Und ich muß es geschehen lassen ... wenn wahr ist, was sie sagen: daß er das Kloster schmähte und unsere Leute prügeln ließ, die dem Bauer zufällig im Wald begegneten.“

„Das ist gelogen, Herr!“

„So sag mir: wie kam es, daß du dem Bauer halfest?“

In Erregung erzählte Irimbert, was sich bei der Waldhütte des Greimold zugetragen hatte. Herr Friedrich aber schien den Zorn nicht zu theilen, der aus jedem Wort des jungen Chorherren zitterte, und schien die Wärme nicht mitzufühlen, mit welcher Irimbert das gute Recht des Mannes vertheidigte, dem er die Stricke der Fronboten von den Händen geschnitten.

„Das haben sie plump gemacht! Ich hätte sie für schlauer gehalten!“ sagte der Propst, halb geärgert und halb erheitert. „Daß sie dem Greimold gern die langen Haare stutzen möchten, verdenk ich ihnen nicht. Und hätten sie es ohne Lärm auf kluge Weise durchgesetzt, daß er ein Eigenmann des Klosters wird ... ich hätt es gut geheißen.“

„Herr ...“ Irimbert sah den Propst mit großen Augen an. „Und das freie Recht dieses Mannes?“

„Sei verständig, Immhof! Ein freier Bauer, das taugt nicht mehr in unsere Zeit. Neben einem großen Willen, der für alle denkt, kann nicht ein kleiner bestehen, der in zwecklosem Trotz seine eigenen Wege geht. Daß der Bauer dort oben den Kopf um eine Haarlocke höher tragen will als andere, die seines gleichen sind, das verdrießt die Bauern, die dem Kloster hörig wurden, und bringt uns Ungelegenheiten und Ärger. Aber Gewalt gegen ihn zu brauchen, das halt ich für unklug. Ich

hätte warten können, bis sich die Sache von selbst erledigt. Der Bauer ist ohne Erben. Stirbt er ..." Herr Friedrich lächelte, „so fällt sein Gotteslehen zurück in Gottes Hand. Und seine blinde Dirn wird bei den frommen Schwestern gut aufgehoben sein."

Die Züge des jungen Chorherren veränderten sich, als hätte dieses Wort wie mit kalter Faust in seinem Herzen erdrückt, was so warm aus ihm gesprochen hatte. Es sprühte in seinen Augen, und schmerzvolle Bitterkeit war um den trotzig schönen Mund gezeichnet, als er sagte: „Vergeßt meine Bitte, Herr! Ich fühle, daß sie nutzlos war. Denn Eure Klugheit steht über allem Recht. Und ich erkenne, wie gut Ihr es dem Bauer meinet, und wie gnädig Ihr das Schicksal seines armen Kindes lösen wollt."

„Das war ein Wort, das ich gerne hörte. Und willst du ein Übriges thun, so magst du für den Bauer zeugen, wenn sie klagen gegen ihn."

„Ja, Herr, das will ich!"

„Manchmal klingt deine Stimme, daß Wernherus dich um den Stahl dieses Klanges beneiden könnte." Herr Friedrich lachte. „Aber im Kapitel mußt du ein wenig sanfter für deinen Schützling reden. Hilft es ihm, so soll es mir recht sein, denn Wernherus wird sich ärgern. Aber lassen wir alles andere jetzt! Mir ist's in dieser Stunde um dich zu thun!" Mit beiden Armen über den Tisch gelehnt, blickte Herr Friedrich in Irimberts heiß brennende

Augen. Jeder spottende Zug war ausgelöscht im Gesicht des Propstes, sein Blick hatte Wärme, seine Sprache weichen Klang. „Du? Und ein Reis, das nimmer grünen will? Ich weiß, deine Kindheit und Jugend war Bitternis ohne Trost. Das hat dich müde gemacht, das redet aus deiner Seele wie ein Greis, der den Tod und seine Ruh ersehnt. Und doch ist Leben in dir! Starkes und junges Leben."

„Es wäre wohl möglich, Herr, daß starkes Leben in mir noch erwachen könnte!" Die Hand, welche Irimbert auf dem Tische liegen hatte, schloß sich zur Faust. „Denn heute, dort oben im Bergwald, da hab ich ein Wort gefunden, das die Rechnung macht über den nutzlosen Unwert des Lebens, das ich bis gestern führte."

„Welch ein Wort?"

„Daß wir, um Wert an unserem Dasein zu fühlen, um kräftig atmen und wahrhaft leben zu können, einer nährenden Freude bedürfen, eines Seelentraumes, dessen freundliche Schönheit uns barmherzig hinwegführt über alle Wahrheit des Lebens, die wir nicht ertragen."

Herr Friedrich nickte. „Ja, Immhof, mit diesem Worte hast du einen tiefen Fund gethan. Das ist eins von den Goldworten menschlichen Erfahrens! Das ist es, was so viele Menschen gläubig macht. Ein jeder braucht seinen weißen Falken. Wem der Kaiser „Glück" diesen Falken nicht auf Erden schenkt, der hofft ihn drüben

zu finden. Und solch eine nährende Lüge fehlt deinem Herzen?"

„Lüge ... das ist Euer Wort! Ich sagte: Freude und Traum. Und ja, Herr, das fehlte mir! Ich war ohne Wunsch und Hoffnung ... und mein Schicksal lehrte mich nur die harten Dinge sehen, so, wie sie sind!"

„Dann können sie dir freilich nicht gefallen! Und diese Weisheit, die das Alter ruhig gewinnt und trägt, ist Gift für die Jugend." Freundlich legte der Propst seine Hand auf die zitternde Faust des jungen Chorherren. „Immhof, da müssen wir sinnen auf ein Gegengift. Könntest du solch eine nährende Lüge für dich nicht suchen?"

„Das Suchen allein, das hilft nicht, Herr! Solch träumende Freude kommt wie Sonnenschein nach einer Sturmnacht." Irimbert atmete tief. „Und sie blüht auf Wegen, die weit von diesen Mauern liegen!"

„Ach so?" Die Stimme des Propstes hatte einen Ton, als wäre die Spottlust wieder wach geworden in ihm. „Und sieh nur, gerade zwischen diesen Mauern hättest du die „schöne Lüge" so nah. Oder täusch ich mich? Beichte mir, Immhof! Ist nicht in deinem Herzen ein Gedanke, der sagt: was sie predigen, ist Lüge?"

„Lüge? Ja! Aber keine schöne!" Irimbert blickte auf, denn Herr Friedrich hatte seine Hand zurückgezogen. „Ihr wolltet meine Beichte hören. Da muß ich Wahrheit geben. Meint Ihr, daß ich gelästert habe, so straft mich."

„Nein, Immhof, so war's nicht gemeint," erwiderte der Propst mit leisen Worten. „Die Thür ist verriegelt, und ihre Bohlen sind zu dick, als daß einer lauschen könnte da draußen. Wir sind allein und wollen uns nicht vermummen vor einander. Aber sieh ... ein Käferlein ist ein harmlos Thier, das weiß ich ... und wenn es mir an den Hals fliegt, schüttelt mich doch ein Grauen. So ist mir's immer, wenn ich einen höre, der offen leugnet. Aber daß ich dir aus der Wahrheit, die du mir bietest, einen Vorwurf mache? Nein! Meinst du, Wernherus glaubt mehr wie du? Wäre nur ein Funken von Gottesscheu in ihm ... er könnte nicht sein, wie er ist. Er versteht nur zu heucheln. Und du bist wahr! Darum bin ich dir gut, wie deine Wahrheit auch lauten mag. Und sieh: das alles, was in dir ist, all dieses Suchen und Sehnen, all dieses Zweifeln und Leugnen, das alles ist einmal auch in mir gewesen, als mich der Sturm der Jugend noch erfüllte ... wie es in jedem sein muß, der Gedanken hat, redliches Gefühl und ein zuckendes Menschenherz."

Verstummend blickte der Propst vor sich nieder, als gingen die Bilder einer gewesenen Zeit an ihm vorüber.

„Suchend gehst du in der Irre. Du schlägst an jeden Stein, doch keiner will deinem Durst das sprudelnde Wasser geben ... und dann plötzlich stehst du vor einer Schwelle, die du nicht mehr zu überschreiten wagst. Da wird dir inne, daß Glauben leichter ist, als Leugnen. Da

überfällt dich eine Bangigkeit, wie um ein verlorenes Gut, um einen Muttertrost, der deinem Herzen nicht mehr klingt. Da ist eine Furcht in dir, die dich zittern macht vor dem Ungewissen ..."

Herr Friedrich hüllte den Pelzrock um seine Brust, als hätte ein Frösteln seinen Leib befallen und mit scheuen Augen blickte er zu dem Kreuzbild auf.

„Da beginnst du den Faden wieder abzuwickeln, den du gesponnen. Wie du erst das Wider suchtest, so beginnst du nach dem Für zu tasten. Und hast du ein Hälmlein des Glaubens gefunden, an das du dich klammern kannst,



so atmest du auf. Zu dem Hälmlein findet sich ein anderes, und bald hast du unter den Armen einen Bund, der dich über Wasser hält. Das macht dein zappelndes Leben froh, die Freuden schmecken dir wieder, und lächelnd bekennst du: ich bin der Sünder, der ich bin, und es giebt einen Gott, der wird vergeben!"

Rauschend ging der Regen über die Fenster nieder, und es prasselte über den Dächern, als wollte die stürzende Flut alle Mauern zerschlagen.

„Du schweigst? Scheint dir, daß mein Glaube nicht sonderlich rein und heilig ist? Weil die Furcht ihn erzeugte? Da magst du recht haben! Aber besser ein kleines Gut, als keines.“ Herr Friedrich seufzte. „Und ich will dir gestehen: auch in meiner Seele ist noch ein leerer Winkel, der sich füllen möchte. Wie der Hungernde von Bergen gebratener Gänse und Ferkeln träumt, der Dürstende von einem Meer, so hab ich in vielen Nächten immer den gleichen Traum. Mir träumt, ich bin ein Märtyrer, meine ganze Seele ist flammender Glaube, und mit jauchzender Wonne fühl ich, wie mein Blut unter den Zangen fließt, jeder Tropfen ein heißes Bekenntnis. Aber wenn ich erwache, merk ich zu meinem Kummer, daß ich der alte Sünder bin. Und doch ... ich schlage nach solcher Traumnacht gläubiger an meine Brust. Thu es mir nach, Immhof! Greif nach dem ersten Hälmlein! Das zweite findet sich.“

„Nein, Herr Friedrich!“ entgegnete Irimbert mit bebender Stimme. „Euer Glaubenstrost kann nicht der meine sein! Ich bin im Durst meiner Seele minder genügsam, als Ihr es seid.“

„Ich war es nicht immer, ich bin's geworden.“

„Daß solcher Wandel mich je befallen könnte? Nein! Ich kann nicht schwimmen auf trübem Wasser, unter dem Herzen das Rohrbündel, das mich trägt. Ich will versinken in Nacht oder das reine Licht der Höhe finden.

Und ich bin kein Sünder. Was mir aus Hirn und Herz erwacht, wie der Funke aus Steinen, die sich reiben ... was ich thun muß oder lassen, das ist weder gut noch böse. Das ist, wie es ist. Und ich bin kein Leugner. Bin nur ein Mensch, dem sie alles nahmen ... und so mußte ich irren und suchen mit dürstender Seele und konnte nicht finden. Ob es Glaube war, was ich suchte ... das weiß ich nicht. Ich sehnte mich nach Erkenntnis, nach einer Antwort auf die schreienden Fragen meiner Seele, nach einem Inhalt für mein Leben, nach einer Freude, nach Menschen, die mir teuer wären! Es könnte sein, Herr Friedrich, daß es von allem Glauben der beste ist: an Menschen glauben ... von allem Glück das reinste: leben und sterben für Menschen, die man liebt! Als Kind besaß ich solches Glück ... und der Glaube an meine Mutter war auch Glaube an Gott. Wenn meine Mutter mich umschlang mit ihrem linden Arm, und wenn sie flüsterte: dort oben, Irmi, dort oben ist Gottes Haus, und Gott ist gut ... da ging durch meine Kinderseele ein frommer Schauer, so schön, so süß! Und das alles nahmen sie mir ..."

Irimberts Stimme erregte sich zu jagender Hast, seine Lippen und Hände zitterten, als wäre zuckendes Weh in jeder Fiber seines Lebens.

„Die Mutter, und alles, was sie mir gab ... das alles nahmen sie mir mit ihren Raubthierhänden. Stück

um Stück zerfleischten sie mir das Herz und rissen aus meiner Seele, was mir schön und heilig war! Sehet, Herr: im Sommer, als Ihr mich fandet im Kloster zu Baumburg, da war ich selbst schon halb zum Thier geworden in meinem Zorn und Haß. Aber ich atmete auf, als Eure Hand mir die Erlösung bot. Wißt Ihr, Herr, wohin dieser Weg mich führte? Aus einem Käfig der Füchse in einen Zwinger der Wölfe. Jeder neue Tag eine neue Qual, jeder neue Mensch eine neue Marter! Hätte Eure Gunst mir nicht zuweilen einen freien Weg in Wald und Berge vergönnt, ich hätte ersticken müssen zwischen diesen Mauern und in der Luft, die diese Diener Gottes atmen. Was Eure Gunst gewährte, versagte mir Wernherus ..."

„Um mich zu reizen, ja! Und ich mußte ihm die kleine Bosheit gönnen. Die Geißel des Hausgesetzes zu schwingen, das ist ‚ein Recht seiner Würde'!"

„So ging ich wider seinen Willen! Ich mußte! Wie mit Peitschen hat es mich fortgetrieben, hinaus, um reine Luft zu atmen, um mich aufzurichten unter weitem Himmel, um wieder mich selbst zu finden in der Einsamkeit der Natur. Und das möget Ihr glauben, Herr Friedrich, daß ich unter den Sternen dieser Nacht und in der schönen Sonne dieses Morgens mich allem Ersehnten, auch dem Unbegreiflichen dort oben, weit näher fühlte, als im Weihrauch Eures Münsters und unter den Fäusten dieser

frommen Brüder, die mich mit unflätigem Schimpf empfingen."

„Geh, laß doch diese guten Schafe in Ruhe! Sie blöken, wenn der Hammel meckert," sagte der Propst mit Lachen. „Sie sind Menschen wie alle anderen, der eine ein wenig besser, der andere ein wenig schlechter. Du verlangst zu viel von ihnen. Die Menschen sind, wie Gott sie geknetet hat ... warum er sie nicht anders machte, sagt er uns vielleicht, wenn wir einmal drüben sind. Und der Unterschied zwischen dem besten und dem schlechtesten ist gar gering. Im Grund ihres Wesens sind alle über den gleichen Leisten genäht. Da nehm ich auch dich und mich nicht aus. Nur daß wir Herz und Leib ein wenig säuberlicher zu halten pflegen, und daß unsere einsamen Seitenwege reinlicher sind als die Kotstraße der großen Herde."

„Nein, Herr! Wie Euren Glauben, so kann ich auch Euer Urtheil über die Menschen nicht theilen. Ist einer Mensch, so begehr ich von ihm, daß er diesen Namen nicht schändet, nicht ein Thier ist unter Thieren, nicht behaglich den Kot durchwatet ..."

„Ach, geh, was weißt denn du von Menschen! Die drei, an denen du heute vorüberliefest, die zählen doch nicht! Und wie viel andere kennst du denn? Deine Mutter, die du liebtest? Die Gespielen deiner Knabenzeit ... ich denke, du warst der Stärkere und hast sie geprügelt? Und

deinen Bruder, der an dir gehandelt wie ein Feind am Feinde? Und die patres in Baumburg, die du Füchse nanntest, weil sie deinem Bruder den Willen thaten und dich in kurze Zügel nahmen? Und meine Chorherren und die Schreier vom Hof dort unten ... deine Wölfe! So gefährlich sind sie nicht. Und wie könnten sie besser sein, als ihr Lebensweg sie formte. Eine Zeit der Stürme hat sie zwischen diesen Mauern zusammengeweht, wie Kehricht von allen Straßen. Die einen kamen, um nach einem zerbrochenen Leben Trost zu suchen ... und daß sie diesen Trost nicht fanden, das macht sie gallig und schadenfroh. Die anderen kamen, weil sie im väterlichen Stall nicht viel zu beißen hatten ... und das Wohlleben in meinem reichen Stift hat sie fett und frech gemacht. Aber Verbitterung und Frechheit sind unter den menschlichen Tugenden noch lange nicht die schlimmsten. Wenn es sein muß, läßt sich schon leben mit ihnen. Der einen Sorte wirft man an guten Tagen einen süßen Bissen zu, der ihnen die Leber milder stimmt, die anderen schlägt man in übler Stunde tüchtig auf die Köpfe. Dann ist mit ihnen schon auszukommen. Wie sie zu nehmen und zu behandeln sind, das wirst auch du noch lernen."

Mit ernsten Augen betrachtete Irimbert das lächelnde Gesicht des Propstes, und dunkle Röte brannte auf seiner Stirne. „Nein, Herr Friedrich! Solche Menschenkunst will ich niemals üben und nie verstehen."

„Doch, lieber Immhof, doch! Und ich habe die Geduld, das abzuwarten, und will mich die Mühe nicht verdrießen lassen, dich zu lehren.“

„Das ist verlorene Mühe, Herr!“

„Warten wir es ab! Wenn sich die Hoffnung erfüllen soll, die ich knüpfe an dich, so mußt du gelehrig werden in meiner Schule. In deinem Herzen denke von meinen Chorherren und Brüdern, was du magst. Nur bind es ihnen nicht immer an die Nase. Und verlange von ihnen nicht das Unmögliche: in ihren Gesichtern das Urbild Gottes zu finden. Suchst du den, so betrachte dir lieber das unscheinbarste Ding der Schöpfung ... das erzählt dir mehr von ihm als das beste Menschengesicht. Zergliedere ein Blatt, betrachte die Flügel einer Mücke ... oder wenn du von allem Guten gleich das Köstlichste erforschen willst, so sieh dir meinen Falken an!“

Herr Friedrich hob den schönen Vogel aus dem schaukelnden Ring und nahm ihm die lederne Haube vom Kopf.

„Sieh nur, wie seine hellen Augen blitzen! Wie scharf sein Zahn ist! Wie stolz er das Köpflein trägt! Wie herrlich sein silberweißes Gefieder leuchtet. Ist dieser königliche Vogel nicht ein überzeugender Beweis für den Schönheitswillen und die Allmacht Gottes?“

Es lag ein bitterer Zug um die Lippen Immhofs, als er fragte: „Glaubt das auch der wilde Schwan, wenn

er unter dem herrlichen Griff Eures Falken verblutet und seine letzte Klage schreit?"

Verdrießlich runzelte der Propst die Stirne. Dann lachte er wieder und setzte mit zärtlicher Achtsamkeit den Vogel in den Ring. „Sophisterei! Der wilde Schwan ist geschaffen, um gejagt zu werden. So hat ein jedes Ding seinen Zweck. Und vom wilden Schwan verlangt auch niemand, daß er an Gott und Himmel glauben soll. Gieb deine Rätsel dem Wernherus auf! Der mag sie lösen, wenn er kann. Wir beide wollen nicht länger streiten um ein Gut, das ich selbst nur halb besitze." Herr Friedrich wurde ernst. „Laß uns lieber der nächsten Stunde denken!"

„Sie ist mir wie jede andere."

„Immhof, sie könnte ernster werden, als uns beiden lieb ist."

„Was sie auch bringen mag, ich fürchte sie nicht."

„Ich aber fürchte für dich! Und für meine Hoffnung."

„Von welcher Hoffnung redet Ihr, Herr? Welch ein Glied soll ich sein in der Kette Eurer Wünsche?"

Herr Friedrich beugte sich über den Tisch und dämpfte die Stimme. „Hast du dich nie gefragt, weshalb Wernherus gerade dir mit diesem unversöhnlichen Haß gegenüber steht?"

„Mir ist sein Haß keine Frage wert."

„Ich will es dir sagen, Immhof." Mit beiden Händen umschloß der Propst die Hand des jungen Chor-

herren. „Als ich dich in Baumburg fand und dir das Weh deines Lebens aus den Augen las, da hatt ich Erbarmen mit dir. Ich nahm dich an mich, und als ich dich kennen lernte, bist du mir lieb geworden. Mehr noch: in allem Ernst begann ich mit dir zu rechnen wie mit einer verheißungsvollen Zahl. Was ich rechne, bliebe dir besser noch verschwiegen, bis dieser trübe Sturm in dir sich klärt. Aber ich muß dich waffnen und muß dich Vorsicht lehren, denn Wernherus scheint zu ahnen, was ich sinne... Ehrgeiz und Eifersucht sind scharfe Späher. Er fühlt die Gefahr, die ihm erwächst in dir, und deshalb möchte er dich niederdrücken, dich zerbrechen im Kern deines Lebens."

„Ich? Und eine Gefahr, die Wernherus zu fürchten hätte ... er, der Euch nicht fürchtet, seinen Herrn?"

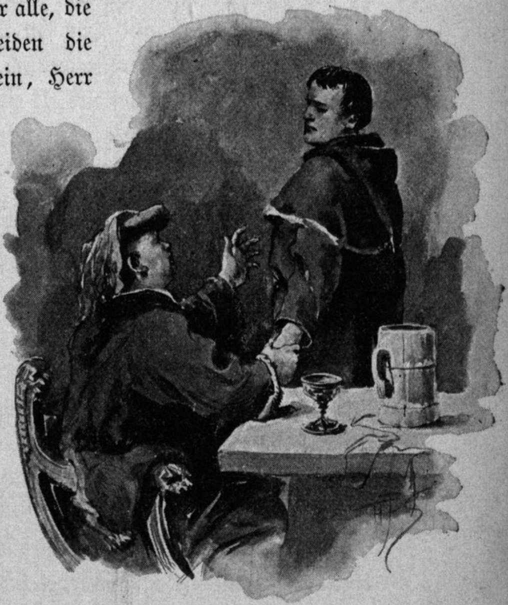
„Weil ich müd und schwach geworden, weil alles Halbheit ist in mir, mein Wille immer besser als mein Können. In dir aber seh ich alles, was ich halb besitze, als ein Ganzes wachsen. In dir ist Erkenntnis, denn du hast Gedanken, die vor keiner Schwelle scheuen. In dir ist Kraft und unbeugsamer Wille ... sonst hätten ihn die Füchse zu Baumburg und mein Wölflein Wernherus längst gebrochen. Und in dir ist Verachtung und Stolz. Das sind köstliche Herrengüter ... das ist Erz, mit dem sich ein starker Herrscher rüstet, der Geschichte macht und die Grenzen seiner Länder dehnt! Nein, Immhof, laß mir deine Hand ... und sieh mich mit Augen an, die

freudiger blicken! Es ist stolze Zukunft, die ich dir zeige. Ich denke noch zu leben, noch lange, hoffe mich noch zu ergötzen an so manchem Flug meines Falken. Aber soll es mit mir zum Letzten kommen ... ich wüßte mir keinen, dem ich meine Herrenpflicht und das Schicksal meines Landes ruhiger in die Hände legen, dem ich Ring und Fürstenzobel lieber gönnen möchte, als dir! Ich glaube fast, dir könnt ich ohne Reu und Leid sogar meinen Falken lassen ... als Erbe!"

Irimbert hatte sich erhoben und seine Hand gelöst. „Scheltet mich einen Undankbaren, Herr! Ich fühl es: Ihr meinet es gut mit mir ... in Eurem Sinne! Und jeder andere hätte Ursach, Euch zu danken. Ich kann es nicht. Ihr streichelt mich mit freundlichen Händen, so linde fast wie Euren Falken ... und ich empfinde Schmerz. Ihr bauet Brücken zwischen Euch und mir ... und ich sehe nur eine Tiefe aufgerissen, die kein Steg zu überspannen vermag. Hättet Ihr nicht so ernst geredet, der Widerspruch dieser Stunde müßte mich lächeln machen. Wernherus ruft die Chorherren zum Kapitel, um mir die Rute zu geben ... und Ihr, Herr Friedrich, bietet mir den Fürstenring!"

„Meinst du vielleicht, das wäre Traum, der noch höher ins Blaue fliegt, als mein Falke?" fragte der Propst in keimendem Ärger. „Ich habe Macht, Immhof, daß dieser Traum auch Wahrheit wird."

„So ist es von aller Wahrheit die einzige, die ich nicht zu kennen begehre. Daß ich herrschen wollte zwischen diesen Mauern, herrschen über einen Wernherus und Medardus und über alle, die zwischen diesen beiden die Leiter füllen? Nein, Herr Friedrich!“



„Es lockt dich nicht, über jenen, die dich gepeinigt haben, als Herr zu sitzen, mit den Füßen auf ihren Köpfen?“

„Das wäre der letzte meiner Wünsche.“

„Immhof! Zu wissen, ich herrsche über Tausende, es giebt auf Erden nur wenige Staffeln, welche höher ragen, als die meinige... das wird dir Stunden bringen, die stolz und herrlich sind! Ist für solchen Ehrgeiz nicht Raum in deiner leeren Seele?“

„Jeden anderen Ehrgeiz möget Ihr wecken in mir! Diesen einzigen nicht!“

„Du Eigensinn, du blinder!“ schalt der Propst in wachsendem Unmut. „So will ich ein Wort für dich suchen, das dir besser gefällt! Höre mich, Immhof! Was ich dir biete in dieser Stunde, das soll deinem Leben Wert und Inhalt geben. Das soll Traum und Freude für dich sein, soll alle Kräfte wecken, welche schlummern in dir! Und das leg ich auf dich als eine heilige Pflicht... die Zukunft meines Landes! Ein Propst Wernherus mit seinem kurzen Blick und seiner langen Klaue ... der würde zerstören! Ein Mann wie du wird bauen!“

„Bauen?“ Leis wiederholte Irimbert dieses Wort, und seine Augen leuchteten auf. „Das giftige Kraut zerschlagen? Raum schaffen für gute Saat? Den Leidenden ein Tröster sein? Einem Häuflein bedrückter Menschen der starke Helfer werden, den sie ersehnen?“ Die Gestalt des jungen Chorherren streckte sich, und wie ein Jauchzen tief innerlicher Freude klang es aus seiner Stimme. „Ja, Herr, das wäre Traum, der mich erfüllen könnte mit Kraft und Feuer!“

Aller Ärger des Propstes schien verflogen. Lächelnd blickte er zu Irimbert auf und erhob sich. „Ganz so, wie du da sagtest, hab ich es freilich nicht gemeint. Aber ich muß dich nehmen, wie du bist... es wird dich deine Aufgabe schon machen, wie sie dich braucht. Für heute will ich zufrieden sein, weil ich den Samen, den ich streute, in dir keimen sehe. Gieb mir deine Hand ... jetzt bist du der meine!“

„Nicht der Eure, Herr! Ich kann nicht lügen, auch nicht dem Guten zuliebe," erwiderte Immhof ernst, während er die Hand des Propstes mit festem Druck umschlossen hielt. „Aber ich gebe mit diesem Handschlag mich und mein ganzes Leben in den Dienst der heiligen Pflicht, die dieser Tag und Euer Wort mir zeigte."

Herr Friedrich lachte. „So oder so ... jetzt hab ich dich! Jetzt weiß ich, was ich mir rette in dir, und es soll meine erste Sorge sein, daß ich dich aus den Fängen des Wernherus reiße. Du mußt fort, Immhof, bevor das Kapitel zusammentritt, noch in dieser Stunde."

„Fort?" Irimbert zog seine Hand zurück.

„Ich schicke dich mit Botschaft an den Hof des Herzogs. Dort sollst du warten, bis ich dich rufe. Komm! Ich gebe dir mein eigenes Roß, ich führe dich selbst zum Thor ..."

„Diesen Weg, Herr, mögt Ihr Euch sparen, denn ich bleibe."

„Immhof!" Auf der Stirne des Propstes erschienen die Furchen wieder. „Ich befehle dir als dein Herr, und du wirst gehorchen."

„Nein!"

„Du Starrkopf!" schalt Herr Friedrich in aufbrausendem Zorn. „Ist denn kein anderes Wort in dir als dieses ewige Nein! Oder bist du der Narr deines falschen Ehrgefühls und deines Mutes? Meinst du, weil du gegen

das Hausgesetz und gegen den Vortheil des Stiftes gehandelt, dürftest du der Strafe nicht entlaufen? Das wäre Feigheit? Sei nicht kindisch, Immhof!"

„Das bin ich nicht. Ich that, was ich mußte und bin mir keiner Schuld bewußt. Und es würde mich nicht schamrot machen, wenn ich den Rücken einem Gegner wende, den ich verachte. Was mich jetzt in diesen Mauern festhält, Herr Friedrich, das ist die Pflicht, die Ihr geweckt in mir. Sie soll beginnen in dieser Stunde." Ruhig, mit glänzenden Augen hielt Irimbert den Blick des Propstes aus. „Soll sich Euer Wunsch erfüllen, soll ich einmal herrschen über die Kinder Eures Landes, so will ich ihre Treu verdienen durch Treue, die ich übe. Ich weiß einen redlichen Mann in Gefahr, es soll Unrecht an ihm und seinem Kind geschehen ... das will ich verhüten, auch um den Preis meines Lebens."

„Nein, Immhof, du wirst nicht herrschen! Ich habe mich getäuscht in dir ... das merk ich mit Ärger," sagte Herr Friedrich in Groll; und dennoch schien es, als hätte die Sprache des jungen Chorherren sein Wohlgefallen erzwungen. „In dir mag Gutes stecken, nur nicht der Stoff, aus dem sich ein starker Herrscher bildet. Sonst würdest du nicht deinen Herrenkopf aufs Spiel setzen gegen einen Bauernschädel."

„Ich unterscheide nicht zwischen Herr und Bauer. Ich weiß nur: da ist ein Mensch, den ich ehre mit diesem

Namen. Und die Sorge um ihn ist mein einziges Denken in dieser Stunde." Irimbert streckte dem Propst die beiden Hände hin, die Erregung flammte auf seinem Antlitz, und seine Stimme hob sich zu heiß drängendem Klang. „Herr Friedrich! Nehmt mir diese Sorge ab ... dann will ich Euch blind gehorchen, und Ihr mögt mich schicken wohin Ihr wollt. Als Ihr mir sagtet: ein Mann wie du wird bauen ... seht, da zuckten tausend Hoffnungen in meinem Herzen auf. Gebt mir die Gewähr, daß von all diesen Hoffnungen nur eine einzige sich erfüllen kann, und ich bin der Eure mit Leib und Seele. Zeigt mir an Euch selbst, daß ‚Herr sein' bedeutet: das Recht schützen, den Frieden schaffen und das Glück der Menschen wahren, über die man Herr ist ... und ich will Euch ein gelehriger Schüler sein. Wenn ich Eurem Wort gehorche und gehe, jetzt, so verlasse ich mehr, als Ihr ahnen mögt! Ich verlasse Menschen, an die ich glaube, Menschen, aus deren Herzen ich es reden hörte wie Stimme Gottes, verlasse Sonne, die mich wärmte, verlasse Licht, welches hell in die Nacht meiner Seele fiel ... aber das alles soll gelegt sein in Eure Hand, und ich gehorche. Nur gebt mir zum Abschied Euer Herrenwort, daß Ihr als guter Fürst das ehrliche Recht des Greimold schützen werdet und daß Ihr den unwürdigen Lehensbrief zerreißen wollt, der das Erbgut eines freien Mannes zum Gotteslehen machte!"

Mit forschendem Blick betrachtete der Propst das flammende Gesicht und die leuchtenden Augen des jungen Chorherren. „Sonne, die dich wärmte! Licht für die Nacht deiner Seele? Seltsame Dinge, die du redest!"

„Herr Friedrich ..."

Den tobenden Sturm und das Rauschen des Regens übertönte das Geläut der Kapitelglocke, deren heller, ungeduldig scharfer Klang sich durch alle Mauern bohrte.

Der Propst sah lauschend auf und hob unter müdem Seufzer die Schultern. „Immhof, du bist ein Thor!" Es sprach wie Bedauern aus seiner Stimme. „Und ich fürchte, da läuten sie deine Stunde." Er trat zum Lehnstuhl und warf den Hausrock ab.

„Eure Antwort, Herr?"

„Du frägst ja, daß ich den Wernherus zu hören glaube."

„Herr Friedrich," stammelte Irimbert mit heißer Bitte, „gebt mir Antwort!"

„Ich weiß dir keine. Und jede Antwort, die ich wüßte, käme zu spät. Die Stunde, die dich retten und mir dienen konnte, ist versäumt."

Es pochte an der Thüre. Herr Friedrich ging und stieß den Riegel auf.

Der Bruder Kämmerer trat in das Gemach, ein junger Mönch mit glattem Gesicht und lauernden Augen. Er schien den Chorherren nicht zu sehen und verneigte

sich vor dem Propst. „Das Kapitel ist versammelt, Herr! Nur einer fehlt noch: Irimbert von Immhof. Die anderen warten in Ehrfurcht ihres fürstlichen Herren.“

„In Ehrfurcht? So?“ Herr Friedrich lachte. „Dann will ich sie nicht warten lassen. Bring mir den Mantel!“



Schweigend, den Ausdruck ruhiger Entschlossenheit in den strengen Zügen, war Irimbert zur Thüre gegangen, als der Kämmerer seinen Namen genannt hatte.

„Immhof!“

„Herr?“

Während der Bruder einen der Schränke öffnete, ging der Propst mit raschen Schritten auf den Chorherren zu und sagte zu ihm in lateinischer Sprache: „Mir bist du verloren. Was ich dir bot in dieser Stunde, das hab ich dem Manne geboten, der du noch gestern warst, in deiner Einsamkeit und in der Kraft deines stolzen Hasses. Aber von gestern auf heute bist du ein anderer geworden. In dir ist ein Neues, das dich unbrauchbar macht für die Zukunft, die ich dir zeigte. So, wie du heute fühlst, könntest du herrschen

über Menschen, die es nicht giebt, an die nur zweckloses Mitleid und die schöne Sonne eines freien Tages dich glauben machte ... aber nicht herrschen über Füchse und Wölfe, wie du selber sagtest, über deren Köpfen eine starke, unbarmherzige Faust die Peitsche schwingen muß. Solch eine zähmende und rächende Geißel für das unbotmäßige Rudel, das heulend spielt mit meiner halben Kraft und meiner halben Schwäche ... solch eine Geißel wollt ich mir erziehen in dir. Aber du bist nicht mehr der Mann dazu!"

„Der war ich nie, Herr Friedrich!" erwiderte Irimbert mit tiefem Ernst.

„Doch, Immhof! Noch gestern hätt ich dich gewinnen können für meine Zwecke. Welch ein Wunder dich so verwandelte, dort oben im Bergwald, das weiß ich nicht ... nein, schweige ... ich will es nicht wissen. Es genügt mir, daß ich merke: heut bist du ein anderer und bist verloren für mich. Das ist mir leid, denn ich weiß mir keinen zweiten, um ihn als Mauer gegen den Ehrgeiz des Wernherus zu stellen. Und mir ist auch leid um dich. Drum noch ein letztes Wort! Laß dich warnen, Immhof! Was Wernherus sinnt, ich weiß es nicht ... aber denke das Übelste. Ich bin sicher vor ihm. Aber du? Er will dich verderben und wird den Augenblick nützen, der dich in seine Hände giebt. Hüte dich, daß du ihm nicht in die Schlinge strauchelst. Mäßige deine

Sprache, laß deinen Zorn nicht reizen . . . oder du bist verloren. Es wäre mir Kummer, wenn ich dich nutzlos fallen sähe, ohne dir helfen zu können. Denn ich bin dir gut . . . bin es dir nach dieser Stunde, die dich meinen Plänen nahm, vielleicht noch mehr als gestern. Warum ich dir das alles sagen muß . . . nach allem Ärger, den du in mir aufgewiegelt . . . das weiß ich nicht. Vielleicht, weil ich etwas sehe in dir, etwas, um das ich dich beneide. Aus deinen Augen schaut es mich an wie Glück, das in Bitternis erwacht, um mit Jauchzen unterzugehen. Trotz allem Haß und Weh deines Lebens . . . es steckt in dir zur Hälfte einer von jenen guten und schönen Menschen, die wir uns in sehnsüchtigen Träumen ausmalen, und die es in Wahrheit niemals giebt, weil der häßliche Widerstreit des Lebens sie auf Erden nicht duldet. Um ganz und wirklich ein solcher Mensch zu sein, müßte man blinde Augen haben und das Leben nicht sehen, wie es ist!"

„Sagt, Herr Friedrich," Immhofs Stimme zitterte von überquellendem Empfinden, „wenn Ihr auf Erden solchem Menschenkinde begegnen würdet, welches gut und schön ist in jedem Zug seines Wesens, ganz und in Wahrheit gut, mit reinen Seelenaugen, die das Leben nur sehen wie eine holde, duftende Blume . . . würdet Ihr nicht Euer Bestes opfern, auch Euer Leben, um solchem Menschenkinde den Frieden seines Glückes zu erhalten?"

Lächelnd nickte der Propst. „Wär ich noch jung, ich glaube fast, daß ich so schöner Thorheit fähig wäre. Aber solchem Menschenkinde zu begegnen ... das Wunder geschieht nicht.“

„Mir, Herr Friedrich, mir ist solches Wunder geschehen. Und da ich noch Jugend habe, da dieser Tag mich lehrte, sie zu fühlen in mir, so wundert Euch nicht, wenn ich handle nach Eurem eigenen Wort.“

„Immhof?“ Betroffen streckte der Propst die Hand.

Doch Irimbert trat zurück, und mit einer Stimme, so ruhig, als wäre aller Sturm seiner Seele still und klar geworden, sagte er: „Seht, Herr, Euer Kämmerer wartet, um Euch den Fürstenmantel um die Schultern zu legen. Mir gestattet, daß ich zum Kapitel gehe. Die Kläger sind versammelt, nur noch der Schuldige fehlt. Und was ich in dieser kommenden Stunde auch gewinnen oder verlieren mag ... Euch, Herr Friedrich, Euch dank ich für dieses letzte Wort. Es ließ mich in Euch den Menschen hören!“

Er neigte das Haupt vor seinem Herren und ging.

Schweigend stand der Propst, sah die Thüre an, die sich hinter Immhof geschlossen hatte, und ließ es geschehen, daß ihm der dienende Bruder den Mantel umlegte. Dabei streifte ihm der Kämmerer mit der Hand die Wange. Herr Friedrich schüttelte sich, wie von Ekel befallen. „Bruder, was hast du für kalte Hände! Ein andermal wärme sie am Feuer, eh du mich bedienst!“

Beide Hände in die Ärmel der Kutte hüllend, verbeugte sich der junge Mönch und lächelte.

Herr Friedrich sah ihm in das glatte, regungslose Gesicht. „Und Augen hast du, mit Blicken, die mir in die Seele springen wie kalte Frösche! Geh! Schicke mir von meinen Falknern einen! Ich will um mich einen Menschen haben, dem warmes Blut durch die Adern läuft. Und du, vermut ich, wirst heute noch schreien müssen mit den anderen, die deinesgleichen sind! Oder nicht? Es sollte mich wundern, wenn der große Wolf seinen kleinen Füchsen nicht eine lustige Hatz versprochen hätte! ... Geh!"

Der Bruder gehorchte.

In Mißmut seufzend, ließ sich der Propst auf den Sessel nieder und schmiegte sich wie frierend in die linden Felle. So saß er, immer zur Thüre blickend. Dann rollte er den Brief des Herzogs vor sich auf, obwohl er nicht mehr lesen konnte, denn die Fenster waren grau von Dämmerung und Regen.

„Schad um die gute Botschaft!" murmelte er vor sich hin. „Halb ist sie entwertet jetzt! Daß so viel Rosse traben sollen, um meinetwillen allein, das lohnt sich kaum!"

Reinold, der Falkner, trat in die Stube. „Gottes Gruß zum Abend, Herr!"

„Du? Bist du schon wieder im Kloster? Gefällt es dir daheim nicht besser als hier? Hab ich dir nicht freien Tag gegeben?"

„Der Tag ist um, es nächtet."

Herr Friedrich nickte, und das Pergament in seinem Mantel bergend, erhob er sich. „Wenn ich gehe, sperrst du die Thüre. Keinem anderen sollst du öffnen, nur mir! Und bis ich komme, hütest du meinen Falken ... du haftest mir für jede Feder meines Lieblings, hörst du!"

„Wohl, Herr!"

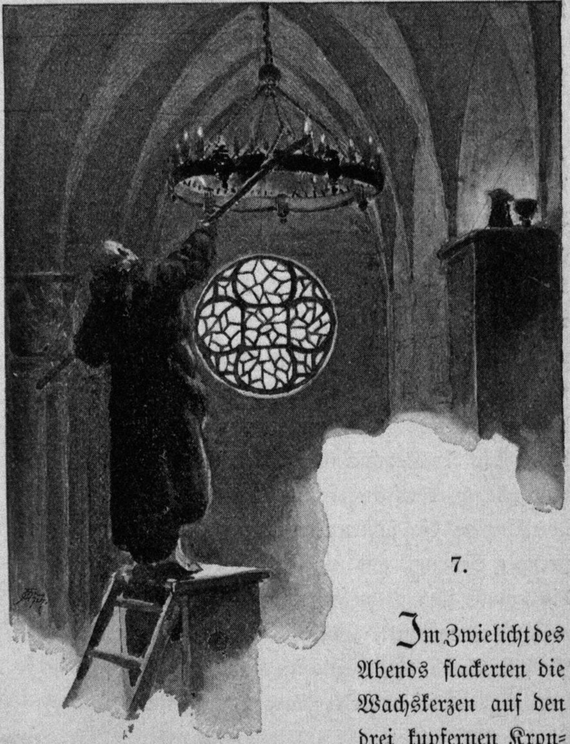
Der Propst vertauschte die Hauskappe gegen den Scharlachhut mit dem Goldreif. Den Falken streichelnd, stand er noch eine Weile.

Da klang das Geläut der Kapitelglocke wieder.

Herr Friedrich lachte und ging.

Reinold verriegelte hinter ihm die Thür und lauschte den Schritten, die sich entfernten. Dann huschte er auf den Zehen zum Tisch, guckte in die Weinbitsche und nahm hastig einen Trunk. Kichernd wischte er mit dem Ärmel den Mund, brachte den Ring des Falken in Schwung und streckte sich auf ein Wolfsfell nieder, das auf dem Boden lag. Behaglich dehnte er die Glieder, verschlang die Hände hinter dem Nacken und gähnte.





7.

Im Zwielicht des Abends flackerten die Wachskerzen auf den drei kupfernen Kronleuchtern des Kapitelsaales, der mit seiner Säulenreihe und den hohen Spitzbogen sich ansah wie das Doppelschiff einer gotischen Kirche. An der äußeren Langwand führte eine breite Steintreppe hinauf zu den kleinen Gärten,

die zwischen dem Stiftsgebäude und der Wehrmauer dem steilen Felsgehänge abgewonnen waren; unter dieser Treppe ging eine Wendelstiege hinunter zum Kreuzgang und zu den Kellern. Drei hohe, mit Schnitzereien verzierte Thüren, welche die innere Langwand durchbrachen, verbanden den Kapitelsaal mit dem Refektorium und den Korridoren des Klosters. Zwischen den Thüren standen große, schwer mit Eisen beschlagene Schränke, die das kostbare Kirchengerät, die Weihgeschenke fürstlicher Herren und alle wichtigen Urkunden des Stiftes unter Schloß und Riegel verwahrten. Ein mächtiges Rosettenfenster, neben der Steintreppe in die südliche Schmalwand gebrochen, erleuchtete am Tage den langgestreckten Raum, den jetzt in der Dämmerung die hundert flackernden Kerzen nur spärlich erhellten. Falbes Licht und trübe Schatten überzitterten die kahlen, weißgetünchten Wände, deren strenger Schmuck aus einem riesigen, von den Fliesen bis hinauf zum Gewölbe reichenden Kreuzbild und aus roten Marmortafeln bestand, welche die Wappen aller Pröpste zeigten, von Eberwein, dem Gründer des Klosters, bis auf Friedrich von Ortenburg, den zwölften der Pröpste von Berchtesgaden.

Ein klobiges Holzgeländer, stark und hoch, als hätte so feste Schranke ihre guten Gründe, theilte der Breite nach den langen Saal und schied den Platz der dienenden Brüder vom Kapitelraum der Chorherren. Hier

standen in zwei Reihen, die eine der anderen gegenüber, an die zwanzig hochlehnige Stühle, jeder mit dem Wappen des Chorherren, dessen Platz der Sessel war. Dem Kreuzbild zu Füßen, auf einer Marmorstufe, stand der Fürstenstuhl, der auf Herrn Friedrich wartete.

Zunächst dem Sessel des Propstes saß Wernherus, schweigend und mit kaltem Lächeln. Immer wieder huschte sein Blick über die Thüren hin, während er dem Geplauder der Chorherren zu lauschen schien, die um ihn her standen. Das waren die Würdenträger des Stiftes: der Jägermeister Siegfried von Schneid, Ulrich von Thurn der Kämmerer, Herr Rupert von Hohenmoos, der über die Fischwaid zu wachen hatte, Pabo und Gunthar, die beiden Kapläne des Münsters, und Konrad von Bergheim, der Kellermeister, einer menschgewordenen Tonne gleichend, mit rotgeäderten Backen und kleinen, weinseligen Äuglein.

Ganz zu unterst in der Reihe, müd gebeugt und wie in Schlaf versunken, saß ein weißhaariger Greis mit welken Zügen: Dietmar Scharsach. Der hatte einst als rauflustiger Burgherr auf unbezwinglicher Veste gehaust; doch als ihm aufrührerische Knechte das Weib und drei Töchter ermordet hatten, war ihm die Weltlust vergangen, und er hatte mit seinem Sohne Linhart den Schutz und Trost der klösterlichen Mauern gesucht. Jetzt waren die beiden nicht mehr Sohn und Vater, sie waren Priester

und gleichberechtigte Kapitularen und nannten einander „Herr Dietmar“ und „Herr Linhart“. Aus einem schwermütigen Klosterschüler, dem immer die Thränen in den Augen standen, hatte sich der junge Scharfach im Lauf der Jahre zu einem Manne mit derbem Gesicht und groben Fäusten ausgewachsen, der an das Trauerspiel seines Hauses nimmer dachte und der beste Freund des Kellermeisters war. Man hatte ihn auch aus der Weinstube zum Kapitel holen müssen — und daß er lange dort gesessen, das war seinem Gesichte anzusehen und aus seinem Lachen zu hören.

Zwei andere Chorherren, Otto von Goldeck und Düring von Steflingen, hatten ihre nachbarlichen Plätze eingenommen. Laut schwatzend standen die drei Heinriche beisammen: der Eschelberger, der von Pühel und der Bruckberger. Einer mit buckliger Schulter, Herr Isengrim von Niederheim, wanderte zwischen den Stühlen auf und nieder, mit den Händen hinter dem Rücken, während die beiden jüngsten der Chorherren, Marquard Haunsperg und Walter von Wenns, unter kicherndem Gezischel bei der Treppe standen.

Welch eine bunte Mischung von Gestalten und Köpfen! Neben kräftigen Männern, die der Harnisch besser gekleidet hätte als das Ordensgewand, sah man hagere Gestalten von kränklicher Schwäche und wohlgenährte Herren, die sich langsam bewegten in der be-

haglichen Fülle ihres Leibes; neben einem sonnverbrannten Gesicht ein bleiches, neben gallig verdrossenen Mienen energische Züge und runde Vollmondsgesichter, denen die Freude am Leben aus den Augen glänzte.

Draußen heulte der Sturm und trommelte der strömende Regen gegen Mauer und Fenster. Das machte jede Stimme laut, die gehört sein wollte. Aber so wirr der Lärm all dieser Stimmen auch schwoll und durcheinander schwirrte, immer hörte man die Stimmen des jungen Scharsach und des Eschelbergers heraus, die noch den Ton der Kellerstube in den Kehlen hatten.

Das war ein Schreien und Schwatzen und Lachen, als wäre das Kapitel nicht versammelt, um Gericht und Rat zu halten, sondern um eine Lustbarkeit zu beschließen und die Weine, die schon gekostet waren, für das Festmahl zu bestimmen. Und doch — an einem Geflüster, das sich unter dem Stimmengewirr verbarg, an einem gereizten Wort, das zu dem lachenden Ton nicht paßte, und an Blicken, die getauscht wurden, konnte man zuweilen merken, daß unter der heiteren Oberfläche dieses Lärmes in Unruh ein versteckter Wirbel kreiste, daß eine ernste Stunde vor den Thüren wartete, und daß alle wußten, was diese Stunde bringen würde. Doch wenn in Ungeduld solch ein enthüllendes Wort sich hören ließ, genügte ein stummer Wink, der aus den Augen des Wernherus blitzte, um den vorlauten Schwätzer zum

Schweigen zu bringen. Und wieder der fröhliche Lärm, das wirre Schwatzen und Lachen.

Da öffnete sich eine der Thüren, und Irimbert von Immhof trat in den Kapitelsaal. Ruhig blickte er über alle die Köpfe weg und schien die feindseligen und spöttischen Blicke nicht zu gewahren, mit denen man ihn über die Schulter musterte, ohne das Schwatzen und Lachen einzustellen. Nur der bucklige Isengrim begrüßte ihn freundlich, und der alte Dietmar Scharsach erhob sich, ging mit müd schlürfenden Schritten auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

Ein grobes Lachen übertönte die Stimmen der anderen. Es war der junge Scharsach, welcher lachte, und es schien ihm ein höhnendes Wort auf der Zunge zu liegen. Doch Wernherus winkte mit den Augen, und das Wort blieb ungesprochen.

Immer erregter, immer lauter wurde der Lärm im Kapitelsaal. Die Ungeduld des Wartens verwandelte die erzwungene Heiterkeit in unverschleierten Ärger. Nur Irimbert saß ruhig auf seinem Platze und hörte schweigend an, was ihm der alte Dietmar zuwisperte.

Draußen vor dem Rosettenfenster war es schon dunkler Abend geworden, als der Eschelberger mit rauher Stimme die anderen überschrie: „Wie lang denn sollen wir noch warten? Geh einer, den Herren holen! Oder ziehet die große Münsterglock! Herr Friedrich muß Wolle in den Ohren haben, weil er nicht hören will.“

„Oder er lauset seinem Falken den Bauch,“ rief Linhart Scharsach, „und das kann lang dauern, bis er die letzte gefangen hat. Denn ein Falk hat mehr Inwohner im Federkleid, als der Teufel arme Seelen im Feuer hat.“

Lautes Gelächter füllte den Kapitelsaal, während der alte Dietmar seinem Sohn mit zornigem Blick entgegentrat.

„Schäm dich, Herr Linhart, daß du solche Stallbubenred über deinen Fürsten thust!“

„Wie ein Herr sich führt, so ist die Red über ihn!“ lautete die grobe Antwort. „Und du, Herr Dietmar, thätest besser in Ruh auf deinem Sessel sitzen, statt daß du dreinredest in Sachen, für die dein Kopf schon zu alt ist.“

„Mein Kopf ist alt geworden, ja! Aber wie er noch jung gewesen, hätt ich ihn mir lieber abschlagen lassen, als daß ich ihn tragen hätt mögen wie du den deinen!“

„Heb das Kinn ein wenig höher, Herr Dietmar, oder es tröpfelt dir der müde Zorn auf den seidenen Rock!“

Unwillig trat Wernherus zwischen die beiden. „Haltet Ruh, ihr ewigen Zänker! ... Da kommt der Herr!“

Propst Friedrich stand auf der Schwelle. Die breite Krämpe des Hutes warf einen dunklen Schatten über

ein Gesicht, so daß man nicht sah, wie seine Miene war und wohin seine Blicke gingen.

Im Saal verstummte der Lärm, und die Chorherren nahmen ihre Plätze ein. Für kurze Weile hörte man nur das dumpfe Rauschen des Sturmes, der draußen um die Mauern fuhr.

Herr Friedrich entblößte vor dem Kreuzbild das Haupt. Sich wieder bedeckend, stieg er auf die Marmorstaffel und warf einen Blick über die beiden Reihen der Chorherren. „Ich sehe zwei Stühle, die leer sind. Philipp von Saaleck und Hans Pütrich . . . wo sind sie?"

„Sagten sie mir die Wahrheit, so sind sie zum Königssee geritten," erwiderte Wernherus. „Sie erbaten Urlaub, und den gab ich ihnen."

„Den giebst du nicht gerne sonst."

„Nein."

„Warum heute? Warum diesen beiden?"

„Weil sie jagen wollten."

„Oder weil ich im Kapitel zählen kann auf ihre Stimmen?"

Wernherus wollte entgegnen, doch Herr Friedrich winkte ihm Schweigen mit der Hand und ließ sich auf den Sessel nieder. Abermals entblößte er das Haupt und begann in lateinischer Sprache die Formel: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Geistes, der uns erleuchten möge! Wir sind versammelt zu Rat

und That im Dienste Gottes, dem wir hörig sind als treue und gläubige Knechte.“ Während Herr Friedrich so sprach, betrachtete er die Gesichter alle, und ein feines Lächeln glitt über seine Lippen. „Der Himmel gieße gerechte Milde in unsere Seelen, frommen Mut in unsere Herzen und gebe Erkenntnis unseren irdischen Sinnen! Flehet um solche Gnade und beginnet die ernste Stunde mit Gebet!“

Gunthar und Pabo, die Kapläne, traten in die Mitte des Raumes, und die Hände faltend, sprachen sie die Sätze des Gebetes vor. Bequem in ihren Lehnstühlen sitzend, fielen die Chorherren mit lauten Stimmen ein. Nur Immhof rührte die Lippen nicht. Und Herr Friedrich lächelte noch immer. Als nach den Schlußworten des gesprochenen Gebetes der Choral begann, bei welchem Heinrich von Eschelberg und der junge Scharsach die rauhen Stimmen hoben, als möchten sie den üblen Gesang des Sturmes übersingen, nickte der Propst im Takte vor sich hin und sprach mit Zorn und Spott in den Choral hinein:

„Cantant in choro,
Sicut asellus in foro!“

Die Stimmen schwiegen, und es tönte droben im Kreuzgewölb der Decke noch ein dumpfer Nachhall des verklungenen Liedes.

Dann beugten sich alle Köpfe vor, und alle Blicke

waren in Spannung auf Wernherus gerichtet. Nur der alte Scharsach bewegte sich nicht; er hatte die Augen geschlossen und schien in seinem Sessel zu schlafen; doch er wachte, er wollte nur den Sohn nicht sehen, der ihm gegenüber saß; und es zitterten ihm die runzligen Wangen, es zuckte um den welken Mund, als wäre dem Greise das Weinen nahe.

Der Propst bedeckte das Haupt. Mit einem Blick voll Sorge ruhten seine Augen auf Immhof, bevor er zu sprechen begann.

„Das Kapitel ist berufen ohne mein fürstlich Gebot und wider mein Wissen. Dekan Wernherus! Das Kapitel zu versammeln, steht dir kraft deines Amtes nur zu, wenn du zu klagen hast."

Wernherus stand auf. „Ich klage!"

„Gegen wen?"

„Weltlicher Handel soll abgethan werden, eh wir zu raten und zu richten haben in geistlicher Sache. So klag ich gegen Hilpot, den Jäger zu Vordereck."

Man hörte Geflüster, leises Lachen und murrende Stimmen: „Narretei! Was geht uns der Jäger an! Ist ein Bär zu fahen, so läßt man den Hasen laufen." Und Herr Friedrich fragte verwundert: „Was hat der Jäger verschuldet?"

„Wider seine Pflicht hat er Hilfe geboten zu einer Heimlichkeit, die ein Chorherr gegen Hausgesetz und Regel beging."

Irimbert erhob sich. „Euer Wort ist halb. Warum verschweigt Ihr den Namen des Chorherren?"

„Weil ich wußte, daß er sich melden würde," sagte Wernherus. Und lachend rief der Eschelberger: „Wer bellt, der meldt!"

Immhof schien diese höhnende Rede nicht zu hören und wandte sich an den Propst. „Der Jäger bot mir Gewand und Wehr, daß ich jagen konnte. Er ist ohne Schuld, denn er gehorchte nur meinem Herrenwort."

Wernherus lächelte: „Willst du sagen: der Jäger wußte nicht, daß dein Weg ein heimlicher war?"

Ehe Immhof erwidern konnte, fiel Herr Friedrich ein: „Was der Jäger sich dachte, mag er beichten am Ostertag. Ich sehe nur, daß der Mann gehorsam war, und das ist Tugend, der ich selten begegne. Ich will ihn belohnen, nicht strafen. Und hätt er auch wirkliche Schuld begangen. Der Mann hat gestern meinen Falken heil gemacht. Hätt er mir heut ein Auge aus dem Gesicht geschlagen, ich hätte nur gesagt: Alter, das war unvorsichtig, aber zum Glück, ich hab noch ein anderes! ... Laßt mir den Jäger in Ruhe!"

„Ich bin dafür," erklärte der bucklige Isengrim mit seiner hohen und dünnen Stimme. „Und wenn ihr klug seid, ihr Herren, stimmet ihr wie ich. Ein williger Mann hat seinen Wert. Den soll man nicht kränken. Keiner von euch kann heute wissen, zu welcher Heimlichkeit er

den Jäger schon morgen brauchen mag.“ Das sagte er in allem Ernst, aber der Spott dieses Ernstes that seine Wirkung und machte die Chorherren lachen.

Mit diesem Gelächter war die Sache entschieden. Es schien auch, als hätte Wernherus ein anderes Urtheil nicht erwartet. Keine Spur von Ärger zeigte sich in seinen Mienen; sein Lächeln war kalt und ruhig wie zuvor.

„Der Himmel hat unser Gebet erhört und hat die Herzen der Kapitularen vollgegossen . . .“

„Mit Stein und Rechberg!“ flüsterte Herr Konrad, der Kellermeister.

„. . . vollgegossen mit kluger Milde. Das läßt mich hoffen für einen Mann, wider den ich ungern klage. Mein Mitleid möchte reden für ihn . . .“

„Wen du auch meinst, den Bauer dort oben oder einen anderen,“ fiel Herr Friedrich ein, „ich wundre mich über deine linde Rede. In meiner Stube klang sie minder sanft.“

„Eure Wohlmeinung, edler Herr, belehrte meinen Zorn eines besseren. Ich habe gelernt von Euch, will geduldig sein und die Kunst des Wartens üben.“

„Noch warten? Wir sind doch versammelt um deine Klage zu hören. Auf was denn wartest du noch?“

„Er wartet auf Euer Schweigen,“ rief Linhart Scharsach mit groben Worten. „Wie soll er denn klagen, wenn Ihr allweil dazwischen redet!“



„Halte dich ruhig, Linhart!“ befahl Wernherus in verweisendem Ton.

Herr Friedrich lachte. „Regt sich schon wieder die Strenge in dir, du Milder? Hart gegen deinen besten Freund und mild nur gegen jene, die du vernichten möchtest? Das ist verkehrt, Wernherus! Laß doch deine Milde auch walten über dem Borstenhaupt dieses Rüpels! Der Wein hat ihm die Augen verschleiert, daß er den Kapitelsaal für die Kellerstube hält. Das entschuldigt ihn.“

Die Rede des Propstes wurde mit Gelächter und Murren aufgenommen. Der junge Scharsach schwieg und blickte fragend zu Wernherus auf, während er in Ungeduld mit beiden Fäusten auf den Knieen trommelte.

„Und jetzt zur Sache, Dekan! Verliere die Zeit, die dir so kostbar schien, nicht mit leeren Worten. Hier im Saal ist keiner, den du täuschest. Keiner hört, was deine mild gewordene Zunge spricht. Jeder versteht, was deine harten Augen reden. Klage! Und warte nicht länger. Denn mehr, Wernherus,“ die Stimme des Propstes hob sich zu scharfem Klang, „mehr, als diese Stunde dir bringt, erwartest du nicht, und wenn du auch die Geduld einer Spinne hättest!“

Stille war im Saal. Doch in das Rauschen und Pfeifen des Sturmes mischte sich ein dumpfes Geräusch. Das klang, als käm' es aus der Tiefe der Mauern. Waren es Stimmen? Oder heulte der Sturm im Kreuzgang drunten und in den Luken der Kellergewölbe?

Lauschend hatte Wernherus das Gesicht erhoben. Es blitzte in seinen Augen, und ein spottendes Lächeln lag wie versteinert auf seinen grauen Lippen, als er mit ruhiger Stimme begann: „Ich will Eure Mahnung bedenken, mein edler Fürst! Und warte nicht länger. Obwohl ich Geduld hätte, um eine Spinne zu beschämen. Aber *Eure* Geduld, will mir scheinen, hat ihren Faden zu Ende gesponnen. Und so erweis' ich Euch den Dienst eines raschen Wortes. Ich klage wider einen Mann, für den mein Erbarmen reden möchte. Denn Gottes Zorn hat schwer auf ihm gelastet und hat ihn um seines unbotmäßigen Starrsinns willen hart gestraft an seinem Haus und Blut. Weil er den Willen des Himmels nicht erkennen und Gottes Wege nicht sehen wollte, ist Blindheit auf die Augen seines Kindes gefallen und Wahnsinn in die Seele seines Weibes."

Es schien, als wollte Immhof aufspringen mit zornigem Wort. Doch er gehorchte der stummen Mahnung, die ihm Herr Friedrich zuwinkte, und zwang sich zur Ruhe. Aber was ihn erfüllte, sprach aus seinen Augen, die mit flammendem Blick auf Wernherus gerichtet waren.

„Hätte der Mann in Reue seine Schuld erkannt und in Demut seinen starren Nacken gebeugt, wir hätten ihn freundlich aufgerichtet und Gottes Vergebung für ihn erfleht. Doch er verharret im Trotz und stiftet Aufruhr wider die Diener Gottes. Das macht mein Erbarmen

schweigen. Und so klag ich gegen Greimold, den Bauer im Gotteslehen . . ."

Diese letzten Worte gingen unter in wirrem Stimmenlärm, der sich auf der Treppe hören ließ, die hinunter zum Kreuzgang führte.

„Dietmar!" rief der Propst. „Sperr die Thür dort hinten und stoße den Riegel vor! Da kommt Gesellschaft, die unserem milden Dekan die sanften Wege stören könnte!"

Herr Dietmar hatte sich erhoben und das den Saal durchschneidende Geländer aufgethan. Da sprang ihm der junge Scharsach den Weg ab und stieß ihn mit der Faust zurück. „Bleib sitzen, Alter, und laß deine müden Knochen rasten!" rief er lachend, eilte zum Ende des Saales und riß das eiserne Thürlein auf, das die Wendeltreppe verschloß.

Hinter Medardus, dem Zinsmeister, drängten die dienenden Brüder schreiend in den Saal. Die Chorherren sprangen auf, die einen schwatzten und lachten, andere schalten über die Ungebühr der Brüder, und all diese Stimmen machten einen Tumult, daß man den Lärm des Sturmes nicht mehr hörte.

Herr Friedrich war aufgesprungen, in Zorn die Fäuste ballend. Dann aber lachte er, ließ sich wieder auf den Sessel nieder, und als sich der Lärm ein wenig dämpfte, rief er: „Was suchen meine frommen Lämmer hier im Saal?"

Zwanzig Stimmen gaben ihm Antwort. Doch eine überschrie die andere, so daß kein Wort zu verstehen war.

Da trat Wernherus in die Mitte des Saales und hob die Arme. „Haltet Ruh, ihr guten Brüder! Ich spreche für euch!" Wie sein Gesicht, so hatte sich auch seine Stimme verwandelt. Mit hartem Klang erfüllte sie den Raum und machte alle anderen schweigen. „Die Ihr höhnend Eure frommen Lämmer nennt, Herr Friedrich, sie kommen zu rechter Stunde und zu gutem Dienst. Unter ihnen ist einer, dessen Zeugnis das Kapitel hören soll, wenn ich klage wider den Bauer im Gotteslehen ..."

„Das Recht dieser Klage bestreit ich Euch, Dekan Wernherus."

Alle Augen richteten sich auf Irimbert, der diese Worte gerufen hatte.

„Darf der denn auch noch reden?" schrie der Eschelberger. „Stopfet ihm doch das Maul!"

„Rat und Gericht will nüchterne Männer. Du bist betrunken!" Immhof kehrte dem Schreier den Rücken und wandte sich an den Propst. „Solche Klage in diesem Saal ist wider das Recht des Kaisers, dem wir Treue schulden. Der Mann im Gotteslehen ist dem Kloster nicht hörig. Als freier Bauer steht er unter dem Gericht des Reiches, und nur der kaiserliche Vitztum kann richten über ihn."

Der junge Scharsach sprang mit geballten Fäusten auf Immhof zu. „Ein freier Bauer? Wer?"

„Schweig, Linhart!“ fiel Wernherus ein. „Hier bläht sich einer und redet von Recht, einer, der alles andere hat, nur nicht das Recht zu reden! Rat und Gericht will nüchterne Männer. Da hast du wahr gesprochen, Immhof! Gericht und Rat will aber auch Männer, die ohne Schuld und Makel sind! Solch einer bist du nicht!“

Mit johlendem Beifall drängten die Brüder durch die offene Schranke in den Kapitelsaal. Und Medardus, der wohlwollende Zinsmeister, dem vor Aufregung die Hamsterbacken glühten und schlotterten, kreischte wie mit der Stimme eines weinenden Kindes: „Wider das eigene Fleisch hat er gebissen! Dem Greimold, den ich festgenommen, weil er die schuldige Steuer geweigert, weil er geschmäht hat wider Kloster und Himmel . . . dem hat er die Stricke zerschnitten! Hat geduldet, daß der Bauer mich bedroht hat mit dem Messer! Hat dazugeholfen, wie des Bauern Gesind mit Stecken über mich her ist . . .“

Die kreischende Klage ging unter im Geschrei der anderen. Doch Immhofs Stimme hob sich über allen Lärm.

„Das lügst du, Medardus! Jedes Wort, jeder Hauch aus deinem Mund ist Lüge! So ehrlos und falsch wie deine Rede, so schuldlos und rechtlich ist der Mann, wider den du in Meineid klagst!“

Da drängten sie alle gegen ihn und hoben die Fäuste. Herr Friedrich wollte Ruhe gebieten, doch niemand hörte ihn, niemand achtete seines Zornes. Nicht der Propst, sondern Wernherus schien der befehlende Herr im Saale zu sein. Er durfte nur die Hand erheben, und alle hörten auf ihn.

„Euer Zorn ist gerecht, doch laßt ihn schweigen, ihr Herren und Brüder! Ich allein, kraft meines Amtes, will rechten mit diesem treulosen Sohn der Kirche, die unsre heilige Mutter ist!“ Er trat auf Immhof zu. „Wer bist du? Wie kommt der Mut in dich, das Wort eines Treuen, der sein Leben lang in Eifer und frommer That unserem heiligen Hause gedient, als Lüge zu schmähen? Willst du Zeugnis legen? Du? Der selber unter Klage steht. Denn ich klage, Irimbert von Immhof, ich klage wider dich. Du hast gehandelt gegen den Vortheil unseres Hauses. Gesetz und Regel hast du gebrochen, als du wider mein Verbot aus dem Kloster wichest! Ein Meineidiger bist du selbst! Und meine Stimme ist die erste, die dich schuldig spricht.“

„Schuldig!“ rief der Eschelberger. „Doppelt schuldig ist er,“ schrie der junge Scharsach. Und alle die anderen schrieen es nach: „Schuldig, schuldig!“ Nur Herr Dietmar hob wehrend die Hände, und der bucklige Isengrim rief mit seiner hohen Stimme in den Lärm: „Das ist Narrengericht! Was der Immhof that, hat

jeder von euch schon dutzendmal gethan! Und übler! Der Immhof hat nur den schreienden Hirsch gejagt im Bergwald droben, ihr anderen aber birschet in heimlichen Nächten auf feines Wildpret unter stillem Dach. Ich spreche den Immhof ledig!"

Mit einem Fluch trat der junge Scharsach dem Buckligen entgegen, während der Eschelberger den Tumult der anderen überschrie: „Schuldig mit allen Stimmen gegen zwei! Das Urtheil, Dekan! Das Urtheil! Für den meineidigen Mann die härteste von allen Bußen!"

Wernherus lächelte. „Die Buße zu bestimmen, das ist meines Amtes nicht. Das steht der Würde des Propstes zu. Hört seine Stimme! Ich gebiete Schweigen für unseren fürstlichen Herren!"

Es wurde still im Saal.

Ruhig und wortlos war Irimbert inmitten all dieses Lärmes gestanden, der ihn umbrandete wie tobende Flut den einsamen Fels, den sie stürzen will. Nur einmal, da Wernherus die fromme Treue des Medardus gepriesen, hatte er aufgelacht, als wäre der drohende Ernst dieser Stunde für ihn zur Posse geworden. Dann hatte er geschwiegen, und nur seine Augen hatten noch gesprochen in Verachtung und stolzem Zorn.

„Redet, Herr!" Mit langsamen Schritten ging Wernherus auf Herrn Friedrich zu.

Im Gesicht des Propstes bewegte sich keine Miene.

Er rückte nur, als Wernherus sich ihm näherte, tiefer in den Stuhl zurück, die Lippen aufgeworfen und die Lider halb geschlossen.

„Ihr seht doch, Herr, alle schweigen und harren auf Euer Wort. So redet! Ich hoffe, Euer Spruch wird so gerecht und klug sein, als ihn diese Stunde von Euch fordert.“

Herr Friedrich sah das kalte, höhnende Lächeln, mit dem Wernherus sprach; er ließ die Augen über alle Gesichter gleiten und sah die erregten und lauernden Blicke, die auf ihn gerichtet waren.

„Ich danke deiner ehrlichen Meinung, mein guter Wernherus! Von all meinen treuen Söhnen bist du der treueste, demütig und fromm, immer bedacht, die Ehre deines fürstlichen Herren zu wahren!“ Das sagte der Propst mit würdevollem Ernst. Nur aus seinen Augen sprach der Spott. „Solche Treue will ich lohnen in dieser Stunde. Und so gerecht deine Klage war, so streng soll auch der Spruch sein, den ich fällen will! . . . Irimbert von Immhof!“

„Herr?“

„Bekennst du, wider Hausgesetz und Regel gefehlt zu haben?“

„Das bekenn ich.“

„So bin ich dem gerechten Zorn dieser edlen Herren und frommen Brüder zu willen und strafe dich erbarm-

ungslos mit der härtesten der Bußen, die das Gesetz bestimmt! Noch in dieser Stunde sollst du unser heiliges Haus verlassen, um auf frommer Bußfahrt ..."

Wildes Geschrei unterbrach den Propst, alle drängten gegen seinen Stuhl, und die Stimmen kreischten durcheinander: er schützt ihn, er will ihn retten, er reißt den Schuldigen aus unseren Händen!

Wernherus hob die Arme, und als der Lärm sich dämpfte, sprach er mit schneidendem Hohn zu Herrn Friedrich auf:

„Euer Spruch ist zu hart! Seid christlich, Herr! Laßt Euch zur Milde mahnen! Bedenkt doch, wen Ihr so grausam straft! Euren Liebling! Dem Ihr Honig reichtet, wenn Ihr uns bitteres Salz zu schlucken gabt! Seid gnädig, Herr! Mich jammert des Schuldigen, der so jäh Eure Liebe verscherzte. Stoßt ihn Eure Strenge aus diesen heiligen Mauern ... bedenket nur: wo soll er eine Heimat finden, er, den der eigene Bruder aus dem Haus seiner Väter jagte."

„Wernherus!" flog es wie Stahlklang von Irimberts Lippen.

„Immhof!" mahnte Herr Friedrich. „Bleib ruhig!"

„Redet, redet, Dekan!" schrie der junge Scharsach lachend. „Wir wollen milde sein, wie Ihr es seid!"

„Höret doch diesen Schrei eines Frommen, Herr! Seid gnädig dem Schuldigen! Nicht in Verstockung und

Bosheit hat er gesündigt, nur in entschuldbarer Sehnsucht nach der schönen Freiheit, die ihm der eigene Bruder nahm. Laßt die Bitternis seines Lebens für ihn sprechen! Neid ist ein häßlich Ding, doch ich begreif ihn in der Seele dieses Armen und Enterbten. Schon vaterlos in der Wiege, mit den leeren Händen des Jüngeren, mußte er den älteren Bruder als mächtigen Mann im reichen Erbgut des Vaters sehen. Und dieser Bruder häßlich, schöne Kraft nur in seinen Fäusten, den eigenen Knechten ein Herr, den sie widerwillig ertrugen ... und dieser Jüngere ein Anblick wie ein Maienmorgen, übergossen mit allen Gnaden der Natur ... wie Euer Liebling, so der Liebling aller Mannen in seines Bruders Burg, der Liebling seiner Mutter ..."

Mit dem Klang dieses Wortes war die Ruhe dahin, die sich Immhof unter den mahnenden Blicken des Propstes abgerungen hatte. „Von allem redet! Nur nicht von meiner Mutter!" rief er in flammendem Zorn. „Dies Wort auf Eurer Zunge ist Entweihung!"

Wernherus lächelte. „Der Liebling einer Mutter, die für ihn sann in stillen Nächten und gerne am Tag für ihn gehandelt hätte ... einer Mutter, die für den Liebling Herzen und Fäuste warb, bis der Burgherr die Gefahr erkannte und alle Hoffnungen des schmucken Brüderleins mit grausamem Schlag zerstörte. Das war ein übler Sturz aus allen irdischen Himmeln! Noch am

Abend die Seele voll mit stolzen Träumen von Macht und Reichtum und aller Freude des Lebens ... und am Morgen mit geschorenem Kopf in der Klosterzelle, und hinter ihm der Fluch des Bruders: ‚Bastard! Du bist nicht meines Vaters Blut! Deine Mutter gebar dich in sündiger Buhlschaft mit einem fahrenden Gaukler!‘“

Thränen des Zornes in den Augen, das Gesicht entstellt von Schmerz und weiß wie Kalk, stürzte Immhof mit erstícktem Schrei auf Wernherus zu.

Linhart Scharsach, der Eschelberger und andere Chorherren sprangen dazwischen, die Brüder drängten sich schreiend herbei, doch Wernherus rief: „Laßt ihn! Eures Schutzes bedarf ich nicht! Mag seine Faust mich treffen! Mag er sich nach aller Sünde, die er that, auch noch vergreifen an einem geweihten Diener Gottes.“

„Gott! Gott!“ brach es in Zorn und Empörung von Immhofs bleichen Lippen. „Unmensch du! Hast du mir nach solcher Schmähung einer Frau, die aller Frauen reinste und beste war, kein anderes Wort an die Stirne zu werfen als dieses eine: Gott! Gott! Wird dieses Wort auf deiner Zunge nicht zu Gift? Ist Wahrheit in diesem Wort, so muß es dich töten: Gott, Gott! Fühlst du nicht, Wernherus, daß dieses Wort dich schlägt ... härter als meine Faust dich schlagen könnte: Gott, Gott!“

„Ihr Herren und Brüder, hört!“ schrie Pabo, der Kaplan. „Hört, wie er den Namen Gottes nennt! Wie

ein Heide! Wie einer, der nicht glaubt!" Und Wernherus, mit triumphierendem Blick, als hätte er jetzt den Gegner, wo er ihn haben wollte, deutete nach dem Kreuzbild an der Wand: „Solche Rede wagst du im Anblick des Gottes, der vom heiligen Kreuze auf dich niederblickt!"

„Von dem ist nicht die Rede, Wernherus, der Gott von dem wir beide reden, du und ich, das ist ein anderer. Das ist nicht der Gute, der die Liebe predigte, und den die Wölfe zerfleischten, weil er in seiner Brust das Herz eines Menschen hatte. Der Gott, den du auf der Zunge und im Herzen trägst, das ist der Gott des Hasses, der Gott, den ich fühle in eurer Nähe, der mich ansieht aus euren Augen, an den ich glauben lernte in eurer Mitte ... der Gott, der euch und alle Welt erfüllt!"

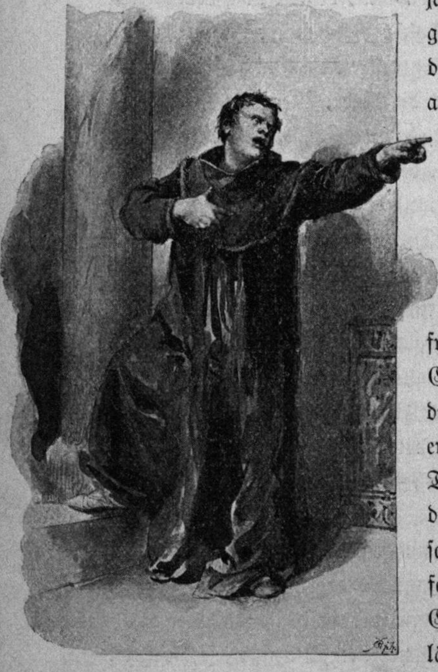
Erschrocken war Herr Friedrich aufgesprungen. „Immhof! Immhof! Bist du von Sinnen!"

„Von Sinnen? Ich? Nein, Herr, nie war ich klüger als in dieser Stunde!"

Es war ein Lärm und ein Geschrei im Saale, daß nur Irimbert und die zunächst dem Stuhl des Fürsten standen, das halb in Zorn und halb in Kummer mahnende Wort des Propstes hörten: „Unseliger, schweig, du ermordest dich!"

„Dann ist Tod ein besseres Leben. Sie haben meinen Glauben angezweifelt, sie sollen mein Bekenntnis hören!" Klingend übertönte Irimberts Stimme den tobenden

Lärm, und wie kochendes Erz, das sein Gefäß zerbrochen, strömten ihm die Worte aus der empörten Seele. „Ja, ja und ja! Ich glaube, glaube! Ich glaube an den Gott, den ich gefunden auf allen Wegen! Glaube an den Gott, der den Wernherus und Medardus schuf. An den Gott, der die Redlichen knechtet und die Schlechten zu ihren fressenden Herren macht. Glaube an den Gott, der die Falschheit und Lüge ersann, den Raub und Todschlag, und Geschöpfe dazu, die ihre Brüder schlagen mit solchen Waffen. Ich glaube an den Gott, der Söhne werden läßt, die ihre Mütter entehren, an den Gott, der das Laster beschirmt und die Unschuld mordet. Ich glaube an den Gott, der euer Gebet erhörte, wenn er die Kinder mit Blindheit schlägt und den Müttern die Augen aus den blutigen Höhlen



reißt, um eure Schüssel zu füllen. Der Gott, der den Wald bevölkert mit reißenden Thieren und das Wasser mit schnappenden Hechten ... das ist der Gott, den ich erkannte in eurem Thun und Denken! Das ist der Gott, der allmächtig ist in euch, und dessen geweihte Diener ihr seid! Das ist der Gott, der euch in Freude seine treuen Vasallen nennt ... und aller Ekel des Lebens, alle Gier und Niedertracht, die nur Raum hat in wölfischen Seelen, ist euer Gotteslehen!"

Diese letzten Worte erstickten in dem Wutgeschrei, das den Kapitelsaal erfüllte. Jene von den Brüdern, die noch außerhalb der Schranke waren, schwangen sich über das Geländer und warfen die Stühle der Chorherren aus ihrem Weg. „Der Gotteslеugner! Er beschimpft das Heiligste! Er schmäht die Kirche!" schrieen sie durcheinander. Und die Stimme des Medardus schrillte: „Er hat Gott gelästert! In die Mauer mit ihm!" Das Wort dieses einen wurde das Wort aller anderen. „In die Mauer mit ihm! In die Mauer!"

Der junge Scharsach, der hinter Immhof stand, holte aus mit der Faust. „In die Mauer mit dir! Und diesen frommen Schlag für meinen Herrgott, den du gelästert!"

Irimbert taumelte, von dem heimtückischen Hieb auf die Schläfe getroffen. Da warfen sie sich über ihn, ein ganzer Hauf, zerrten ihn vollends zu Boden, und mit

dem Gürtelstrick, den sich Medardus von der Kutte gerissen, fesselten sie ihm die Hände.

Niemand wehrte dem Gericht, das da gehalten wurde. Dem buckligen Isengrim war der lachende Spott vergangen, der alte Scharsach, mit den Händen vor den Augen, stand abseits an die Wand gelehnt, und Herr Friedrich blickte wortlos auf das schreiende Gewühl. Doch als sie den Gefesselten, der unter Faustschlägen und Fußtritten das Bewußtsein halb verloren hatte, zum Ende des Saales schleiften und gegen die Treppe, die hinunter zu den Kellern führte, streckte der Propst die Hände, als hätte er, um das Entsetzliche zu hindern, noch ein letztes Wort zu sagen.

Aber da stand Wernherus vor ihm, mit seinem kalten Lächeln. „Nun, Herr Friedrich? Warum rettet Ihr Euren Liebling nicht ... wie Ihr gedroht in Eurer Stube?"

Funkelnden Zorn in den Augen, blickte der Propst auf ihn nieder und sagte rauh: „Er hat Gott gelästert, der unser Wappen ist und euer Brot! Auf solcher Sünde steht die Mauer. Das ist Gesetz. Ich kann und darf ihn nicht retten. Aber komm, Wernherus, ich sage dir was ins Ohr!" Herr Friedrich beugte sich nieder und flüsterte: „Den du vernichtet hast in Haß und Eifersucht, er war besser als du und ich, war gläubiger, als wir alle sind. Denn er suchte in Hunger, wir sind satt und

verdauen. Und Gott ... der gute, Wernherus, nicht der deine ... hätte Freude an diesem Leben gehabt, das elend in der Mauer verderben soll!"

Da klang die Stimme des Eschelbergers, der in der Ecke des Saales hinter dem Gerichteten und dem letzten der Brüder die eiserne Thüre geschlossen hatte. „Sehet, Herr Friedrich, wie gehorsam ich bin! Ihr habt befohlen, das Thürlein zu schließen. Ich thu's und stoße den Riegel vor!" Das Eisen klirrte. „Jetzt sind wir Herren unter uns." Er kam nach vorne in den Kapitelraum und schlug hinter sich den Gatter der hölzernen Schranke zu. „Richtet die Sessel wieder auf!" Keiner that es, alle standen sie im Saal und blickten in erregter Spannung auf Wernherus, als wäre der Ernst dieser Stunde noch nicht zu Ende. „Oder wollet ihr ständerlings Kapitel halten? Meinthalben! Lang wird's nimmer dauern, bis wir den Spruch gethan haben, der noch aussteht!"

Herr Friedrich lachte, gallig und heiser. „Ja, ihr Herren, wir wollen nun ein Einsehen haben. Dem Eschelberger redet der Durst aus der Kehle, die er sich trocken schrie um seinen Gott. Da müssen wir in Erbarmen trachten, daß er bald zu einer Stärkung komme!" Er wollte sich erheben.

„Herr," fiel Wernherus ein, „nur halbes Gericht ist gehalten, es soll ein ganzes werden."

„Gericht? Welches Gericht denn noch?“

„Über den Greimold, gegen den ich klagte.“

Zum Stuhl des Propstes sich vordrängend, schrie der Eschelberger: „So lang, bis das gehalten ist, muß sich mein Durst noch gedulden. Wir haben eine stechende Natter aus unserem Pelz geschüttelt. Jetzt wollen wir Schafschur mit dem Bauer halten.“

„Dann wirst du scheeren müssen ohne Schaf!“ rief ihm Herr Friedrich zu. Und mit galligem Lächeln wandte er sich an Wernherus. „Du, der du so feurig streitest für alles Gesetz, du hast mich gelehrt, daß ich Gesetze achten muß, die ich als Fürst beschworen. Irimbert von Immhof, den ihr nach Gesetz und Regel gerichtet, hat wahr gesprochen. Als freier Bauer steht der Greimold unter dem Spruch des Kaisers.“ Lautes Murren und zornige Stimmen unterbrachen ihn, doch ruhig sprach er weiter. „Wenn der kaiserliche Vitztum übers Jahr Gedingtag hält im Gaden, dann klaget wieder den Bauer. Nicht hier im Saal und nicht vor meinem Stuhl.“

Unter dem Lärm, der sich erhob, flog aus den Augen des Wernherus ein Wink zum jungen Scharsach hinüber. Und der, als hätte er nur auf diese stumme Losung gewartet, sprang auf die marmorne Staffel zu, die den Stuhl des Fürsten trug. „Gedingtag und Vitztum, das ist leeres Gewäsch! Der Bauer hat in Aufruhr gelästert wider uns. Das ist bezeugt, und so richten wir ihn!“

Er schrie diese Worte, daß die Wände hallten. „Geht Eure Meinung anderen Weg, Herr Friedrich, so seid Ihr wider uns und unser heiliges Haus! Dann brecht Ihr den Eid, den Ihr uns geschworen. Dann seid Ihr der Herr nicht, den wir gewählt in gutem Vertrauen, daß er unseren Nutzen wahren soll und unser Gut. Dann seid Ihr nicht besser als der ander, den wir in die Mauer geworfen, und zur Schand nur und uns zum Possen tragt Ihr den gezobelten Mantel, den wir Euch umgethan. Aber wer geben kann, der kann auch nehmen. Und ich bin der erste, der Euch sagt: herunter mit Euch! Herunter den Mantel, den einer tragen soll, der würdiger ist ...“

Er streckte die Hand und wollte den Mantel fassen. Aber der bucklige Isengrim stieß ihn zurück und stellte sich neben den Sessel des Propstes. Herr Friedrich war bleich geworden; doch lächelnd raffte er seinen Mantel über den Schoß und sagte: „Deine Hand von mir! Greif du nach der Weinbitsche! Um die zu heben, reicht deine Kraft noch aus! Aber an meinen Mantel sollst du mir nicht greifen! Du nicht, und kein anderer!“

„Schmähen sollen wir uns auch noch lassen!“ brüllte Linhart Scharsach wie mit der Wut eines Betrunkenen. „Nicht die Weinbitsch will ich heben. Aber meine Stimm erheb ich und ruf zum Fürstengericht! Und klag wider dich, der du über uns ein

Herr bist, wie der Stieglitz über den Falken! Fürstengericht, ihr Herren! In aller Ordnung, Dekan, gebt mir das Wort!"

„Hast du zu klagen, so kann ich dir das Wort nicht weigern," sagte Wernherus. „Sprich!"

Einen Augenblick war Stille im Saal. Dann hörte man die weinerliche Stimme des alten Scharsach: „Euer Thun ist Nacht! Da geh ich lieber und leg mich schlafen!" Doch eh' ihn sein müder, schlürfender Schritt zur Schwelle brachte, wurde die Thür geöffnet. Zwei Chorherren erschienen, Philipp von Saaleck und Hans Pütrich, im Jagdgewande mit Armbrust und Waidgehäng, die Mäntel und Kleider triefend vom Regen.

Wernherus, als er die beiden gewahrte, nagte in Zorn an der Lippe und streckte die Hand, als möchte er noch hindern, daß Linhart Scharsach zu sprechen begänne. Der aber fing seine schreiende Klage schon an.

„Friedrich von Ortenburg, ich klag wider dich! Du bist ein Herr ohne Treu und Kraft! Statt *für* uns zu stehen, die wir dich gewählt haben zu unserem Herrn, stehst du *wider* uns und wider deinen Eid. Deine Falschheit und dein Unverlaß ..."

Mit einem Fluch verstummte der Kläger, als er Saaleck und Pütrich sah, die mit blanker Waffe zwischen ihn und den Stuhl des Propstes traten. Und ratlos blickte er auf Wernherus.



„Meinen Gruß, ihr Herren. Hat's euch die Jagd verregnet?" fragte der Propst.

„Wir sahen am Kapitelsaal die Fenster brennen," erwiderte Hans Pütrich, „und da hab ich mich fragen müssen: wenn sie Kapitel halten, warum schickt uns der Dekan just heut zur Hirschjagd aus?"

„Er schickte euch?" Herr Friedrich lächelte.

„Da sind wir geritten, was die Rosse laufen konnten. Und ich merke, wir kommen zu übler Stund!"

„Üble Stunde? Nein, guter Pütrich. Die ist vorbei. Ihr kommet zum lustigen Nachspiel. Herr Linhart Scharsach hat einen Rausch. Nichts weiter! Steck deinen Fänger ein! Das ist eine Stätte des Friedens hier! Blanke Waffen in geweihtem Raum und unter dem Kreuzbild! Wie häßlich, pfui!" Herr Friedrich lachte heiser. „Wär es ernst um mich geworden in dieser

Stunde, hätt es ein Nüchterner gewagt, an meinen fürstlichen Mantel zu rühren, ich hätte dein Eisen nicht gebraucht. Mich hätte mein treuer Dekan geschützt wider alle Ungebühr. Hab ich recht, Wernherus?"

„Ich hätte gethan, was meines Amtes ist und was dem Wohl unseres heiligen Hauses dient," entgegnete Wernherus. Seine Stimme klang ruhig, doch sein Gesicht war grau wie Asche, und seine Augen funkelten in Zorn.

Da faßte ihn Linhart Scharsach am Arm und schrie: „Zum Teufel mit Eurer Ruhe, Dekan! Die Stund ist da, in der es gilt. Wir alle gegen vier. Oder grauset Euch vor den Messern? Die schlag ich ihnen aus der Faust! Der Karren ist angeschoben, jetzt laßt ihn laufen! Redet! Euer Wort hat besseren Hieb als das meinig! Hört, ihr Herren! Jetzt klaget der Dekan!"

„Auch du, Wernherus?" Herr Friedrich erhob sich. Er lächelte noch immer, doch seine Stimme klang gereizt und scharf. „Auch du willst klagen wider deinen Fürsten? Freilich, ich besinne mich ... hast du mir nicht gedroht in meiner Stube? Wolltest du nicht vor versammeltem Kapitel fragen, mit welchem Recht ich Botschaft erhalte, die ich deiner Würde verhehle? So frage doch! Aber ich weiß: du kannst nicht warten ... ich will dir Antwort geben, eh du fragst. Vor versammeltem Kapitel, wie du es verlangtest, sollst du die Botschaft hören, die mein Vetter Baiern mir und dem Kloster schickte." Er

nahm das Pergament aus dem Mantel und gab es an Hans Pütrich. „Lies! Und laut! Denn meinen treuen Lämmern ist dickes Fell über die Ohren gewachsen. Das Wort eines Herren verstehen sie schlecht!"

Hans Pütrich las: „Im Namen Gottes. Wir, Otto, nach Herzog Ludwig der rechtmäßige Herr und Erbe im Herzogtum Baiern, senden Dir, unserem treulieben Vetter und Propst zu Berchtesgaden, Dir, Friedrich von Ortenburg, wohlmeinenden Gruß und Beistand deiner gerechten Sache. Wir, nachdem wir Deine Klage wider den Ungehorsam Deiner Kapitularen vernommen, haben erkannt, Dich gebührend in allen Rechten Deiner Würde zu schützen. Sollte Dich dieser angelobte Beistand nicht der Gefahr entheben, deren Du Dich von der Treuverweigerung deiner Kapitularen zu versehen hast, so betrachten wir, im Falle einer Schädigung Deiner Person und Würde, das Erbgut Deines Hauses als zu Unrecht an das Stift gefallen, und sind gesonnen, hundert Rosse vor die Mauer von Berchtesgaden zu legen, um allen Besitz Deines Namens an die Herzogskrone von Baiern heimzufordern. Auf daß unsere Meinung Dir und Deinen Kapitularen kund und offen würde, haben wir das vorliegende Schreiben aufzeichnen und besiegeln lassen mit unserem Insiegel. Dieser Brief ist gegeben nach unseres Herren Geburt eintausend zweihundert achtunddreißig Jahre. Im Herbstmonat. Am St. Michelstag. Amen."

Mit verdutzten Gesichtern standen die Chorherren stumm und dicht gedrängt um Wernherus. Nur der Eschelberger flüsterte: „Dekan, jetzt haben wir Fasttag!“ Und Linhart Scharsach schrie: „Er hat uns an den Herzog verkauft! Das ist Verrat am Stift.“

„Nenn's, wie du magst! Das Gift, das man den Ratten legt, ist auch kein Speck!“ rief ihm Herr Friedrich zu. „Habt ihr mich für blind und taub gehalten? Ich habe lang gemerkt, was ihr spinnet wider mich, und hab euch den Haspel gestellt, bevor euer grobes Garn ins Laufen kam. Hattet ihr in Wahrheit und mit Recht eine Klage wider mich, so war's die Klage wider meine Schwäche, die eurem Trotz und eurem Ungehorsam offene Wege ließ. Aber ihr sollt erfahren, daß ich diesen Fehler bessern kann. Nur schade, meine Reu kommt einen Tag zu spät.“ Die Stimme des Propstes versank in Flüstern, während sein Blick über alle Köpfe weg zum Ende des Saales glitt. „Das kostet mich einen, um den mir leid ist!“ Er richtete sich auf, als hätte der Vorwurf, den er der eigenen Schwäche zu machen hatte, seinen Zorn gegen die anderen gereizt. „Saaleck und Pütrich! Ihr nehmt den Linhart Scharsach fest, wegen Ungebühr wider seinen fürstlichen Herren, und gebt ihn in Gewahr des Vogtes.“

Murrende Stimmen wurden laut, doch Herr Friedrich schien sie nicht zu hören.

„Heinrich von Eschelberg, du bleibst in Haft deiner Zelle, bis ich dich löse! Und du, mein getreuer Dekan ...“

Der Propst verstummte, während seine halb geschlossenen Augen auf Wernherus ruhten. Hatte er nicht den Mut, nach dem Haupt der Widerspenstigen zu schlagen? Oder war es andere Rücksicht, die ihn das strafende Wort verschweigen ließ, das ihm schon auf der Zunge lag?

Er lächelte. „In dir ist fromme Kraft der Rede. Sprich diesen bockenden Lämmern ins Gewissen und weck in ihnen die Sanftmut, die zu ihrer Wolle paßt! Und die Brüder, die so munter sind wie Maulesel, wenn sie Hafer beißen, die stelle mit weiser Strenge vor mageren Korb. Sie sind auf halbe Kost gesetzt und sollen Wasser trinken, das ihnen gesünder ist, als der feurige Frechauer. Der Wein ist ihnen genommen von heute bis zur heiligen Nacht. Wollen sie schreien dagegen, so sag ihnen, was ich euch allen sage: Noch bin ich euer Herr, und ich denk es zu bleiben, so lang ich noch Leben habe!“

Mit diesen Worten schritt Herr Friedrich von der Staffel herunter und ging zur Thüre, umrauscht von dem schleppenden Seidenmantel.

Wernherus sah ihm nach und raunte vor sich hin: „So lang du noch Leben hast!“

Auf der Schwelle wandte sich der Propst. „Ulrich Thurn! Trage mir den Leuchter nach, wie es als Kämmerer deines Amtes ist! Ich will keine Form und Ehre

missen, die meiner Würde zukommt." Den Mantel raffend, schritt er in den langen Korridor hinaus, den die kleinen Wachslampen nur spärlich erhellten.

In einer Fensternische stand der alte Scharsach an die Mauer gelehnt. Mit nassen Augen trat er dem Propst entgegen. „Herr," bettelte er mit seiner zittrigen Stimme, „seid gnädig und thut dem verführten Buben nicht zu weh!"

„Gieb dich zufrieden! Ich reiß ihm den Wolfszahn nicht aus dem Leben. Um deinetwillen." Herr Friedrich lächelte bitter. „Auch säß er zu fest für meine schwache Zange. Geh nur, Alter, nimm deinen Nachttrunk und leg dich schlafen! Besseres hast du nimmer im Leben!"

Ulrich von Thurn kam mit eisernem Leuchter, auf welchem drei Kerzen flackerten.

Im Saal war Schweigen geblieben.

Hans Pütrich, die Hand am Fänger, brach es mit den Worten: „Ergieb dich, Linhart! Es ist der Wille des Fürsten."

„Dekan?" Mit geballten Fäusten trat der junge Scharsach vor Wernherus hin. „Das laßt Ihr geschehen? Ihr habt mich hineingehetzt, wie den Gimpel ins Garn, jetzt löset mich wieder!"

Wernherus zuckte die Schultern und sagte mit seinem kalten Lächeln: „Es ist der Wille des Fürsten. Gehorche! Und ihr anderen, wenn ich euch raten darf, versöhnet mit einem Fußfall den Zorn des strengen Herren! Hätt

er nicht so milde zu mir geredet, ich wäre der erste, der es thäte. Doch er hat mich aufgehoben, noch eh es mir einfiel, das Knie zu beugen."

Er ging zur Thüre. Vor der Schwelle blieb er lauschend stehen. Man hörte dumpfen Gesang, der aus den Tiefen der Mauern tönte. Unbewegt, mit steinernem Gesichte, nickte Wernherus vor sich hin und verließ den Saal.

Die anderen folgten ihm.

Als sie den jungen Scharsach durch den Korridor hinausführten, kam ihnen der Alte mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Sei ohne Sorg, Herr Linhart! Ich hab geredet mit dem Herren ..."

„Du? Was willst denn du von mir?" fuhr der junge Scharsach auf, als hätte er nur darauf gewartet, für seine kochende Wut ein Ziel zu finden. „Der erste, der wider uns geredet hat, bist du gewesen! Wärst du nicht ausgerissen, wie's gegolten hat, hättest seinen Helfern die Thür nicht aufgethan, so ging jetzt ein anderer meinen Weg. Das dank ich dir so ..." Und bevor es Pütrich und Saaleck hindern konnten, schlug er dem Greise die Faust ins Gesicht.

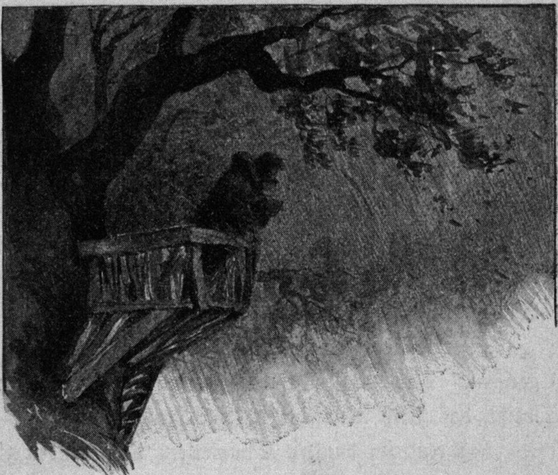
Der Saal war leer. Die thränenden Kerzen, die vor dem Erlöschen heftig flackerten, gossen ihr Zitterlicht über die gestürzten Sessel und über das Kreuzbild an der Wand. Es war mit roher Kunst gemeißelt, der Körper weiß bemalt und mit roten Tropfen überspritzt,

die Glieder hager und martervoll verrenkt. Bestrahlt von dem rötlichen Flimmerglanze, schienen diese Glieder zu leben und sich zu winden in Qual. Und die blauen Schmerzenaugen, starr und weitgeöffnet, schienen in Entsetzen über den Saal hinweg zu blicken, wie in weite Ferne.

Um die Mauern tobte der Sturm und rauschte der Regen. Durch die offene Thüre klang das Schluchzen des alten Scharsach; er saß im dunklen Winkel einer Fensternische, das Gesicht in die Hände vergraben, und Blut und Thränen sickerten ihm durch die Finger.

Undeutlich, bald erstickt vom Lärm des Sturmes und bald wieder hörbar, tönte durch die marmornen Fliesen herauf der Choral der Brüder, die vor der Mauergruft eines lebendig Begrabenen das Miserere sangen.





8.

Das war im Gotteslehen ein harter und banger Abend. Immer wieder löschte der Regen das Feuer, das sie beim Hagthor zu unterhalten suchten. Doch als sie Pech auf die Scheite gegossen und über der Feuerstätte ein Balkendach errichtet hatten, konnten sie trotz Sturm und Regen die Flamme lebend erhalten. Dann trugen die Männer zusammen und vertheilten unter sich, was an Waffen zu finden war. Das thaten sie in aller Stille, denn Jutta saß noch spinnend in der Herdstube,

und sie sollte nicht hören, die Gefahr nicht ahnen, die dem Hause drohte. Und die Blinde war leicht zu täuschen. Sie war an diesem Abend so seltsam still und lauschte minder achtsam als sonst auf alle Geräusche im Haus. Nur als die Helgard kam, um Jutta zur Ruh in ihre Kammer zu führen, fragte sie:

„Warum kommt der Vater mit den Leuten nicht in die Stub? Ich hör doch, wie der Regen rauscht? Warum bleiben sie draußen?"

„Der Sturm hat an den Ställen die Dächer aufgerissen. Das müssen die Mannsleut bessern. Denn weißt, das Vieh will seine trockene Liegerstatt." —

Während im dunklen Kämmerlein der Blinden ein träumendes Herz die Sonne und den Maien sah, stieg draußen in Sturm und Regen der Gotteslechner zum Lugaus in den Gipfel der Ulme hinauf.

„Warum thust du das?" fragte ihn der Steinhauser. „Siehst ja doch in solcher Regennacht keine hundert Gäng."

„Hast recht. Aber ich muß einen Blick hinunterthun ins Thal ... ob ich was seh oder nicht."

Der alte Baum erzitterte im Mark, unter dem Druck des Sturmes ächzten die mächtigen Äste, und der Lugaus mit seinem Holzgeländer schaukelte gleich einer Wiege.

So dunkel die Nacht auch war und so dicht die Schleier des Regens den Baum umwehten, dennoch

konnte Greimold tief im Thal einen roten Schimmer erkennen, wie den Schein einer Feuerstätte.

Es war der Lichtschein des großen Rosettenfensters am Kapitelsaal.

„Du guter Bub, du! Ich fürcht, du wirst um meinetwillen ein hartes Stündl haben sell drunt!“

Er schien den Regen nicht zu spüren, den ihm der Sturmwind ins Gesicht trieb, und schien nicht zu fühlen, daß seine Kleider von Nässe troffen. Immer spähte er nach dem roten Schein im Thal. So stand er lange. Dann endlich, mit schwerem Seufzer, stieg er das steile Trepplein hinunter.

„Gelt, hast nichts gesehen?“ fragte der Steinhauser.

„Licht im Kapitelsaal.“

„So lang sie noch raiten, hast Ruh. Und schau nur den Regen an! Heut kommen sie nimmer. Die da drunten, die haben 's gern, wenn ihnen die Gurgel naß ist. Aber ihren heiligen Leib, den haben sie lieber trocken. Wirst sehen, heut kommen sie nimmer.“

„Kannst recht haben. Aber Vorsicht, die zu viel thut, ist besser als Vorwurf, der hinter dem Schaden herlauft. Von den Sennbuben der jüngste und die Ruglind, die sollen am Thor das Feuer hüten ... die Dirn hört schärfer als wie ein Fuchs. Und die Mannsleut alle, die ruf mir in die Tenn, daß wir reden miteinand. In der Herdstub geht's nicht heut. Redet einer

ein lautes Wörtl, so thät er mir das Kind wecken. Geh derweil! Ich möcht nur schnell hineinschauen, ob sie schlaft."

Greimold trat ins Haus und tauschte im Flur das triefende Wams gegen ein anderes. In der Stube war's dunkel. Der matte Schein erlöschender Kohlen, der den Herd umschimmerte, beleuchtete noch schwach die Kunkel, an welcher Jutta gesponnen hatte, und die Zwerggestalten der Alraunen, die an die Herdwand genagelt waren, um das Haus gegen Feuersgefahr und Blitzschlag zu schützen.

In die Kohlen blasend, entzündete Greimold einen dürren Span, und mit lautlosen Schritten trat er in die Kammer seines Kindes.

Das war ein kleiner Raum, erfüllt von milder Wärme, die aus der Herdwand der großen Stube strahlte. Die anderen Wände und die Decke waren braunes Gebälk; der Lehmboden mit Juttas blumigen Strohgeflechten überbreitet. Diese wunderlich geformten Blumen im Stroh, sie schienen zu duften. Oder kam dieser Wohlgeruch von den dürren Stengeln und Kräutern, die überall in den Fugen des Gebälkes staken?

Das ganze Gerät der kleinen Kammer bestand aus einer Truhe und einer niederen Holzbank, die neben dem sorgsam geordneten Gewand der Schlummernden einen zinnernen Becher trug und dicht bei ihrem Lager stand.

Das war mit einer, aus schwarzen Lammsfellen genähten Decke belegt, und linde Felle, in weißes Leinen eingeschlagen, bedeckten den im Schlafe ruhenden Leib. Wohlig lag das Köpfchen, ein wenig zur Seite geneigt, in die krause Wolle versunken, umringelt vom Goldgelock der Haare. Ein Lächeln umspielte den roten Kindermund, und die schmalen Wangen waren überhaucht von der rosigen Wärme des Schlafes. Leis, ganz leise, hob sich unter dem weißen Linnen das junge Brüstlein bei jedem Atemzug. Und von den nackten, weiß und rund gemeißelten Ärmlein war das eine gestreckt, so daß die Hand auf der Holzbank ruhte — als hätte Juttula in Schlummer und Traum nach dem Becher greifen wollen, in dem die verdorrte Blume des Jägers in frischem Wasser stand.

Die weiße Zenta, die bei der warmen Herdwand gelegen, hatte sich erhoben. Und als der Bauer zum Lager des Mädchens trat, stellte sich die Hündin auf und legte die Pfoten auf den Saum des Bettes.

Liebe und Sorge in den Augen, beugte sich Greimold über sein schlummerndes Kind. Ohne ihr Gesichtlein zu berühren, machte er über der Schlafenden das Zeichen des Kreuzes. Sie schien aber doch die Nähe eines Lebenden zu fühlen, denn sie atmete tief, und leis bewegten sich ihre Lippen.

„Irmi ...“

Das klang nur wie ein Hauch.

Greimold lächelte. „Schau nur," sagte er sich in Gedanken, „sonst allweil, wenn ich sie gekreuzet hab im Schlaf, da ist ihr Wörtl ‚Vater' oder ‚Mutterl' gewesen. Und jetzt auf einmal ... jetzt ist ein anderes Wörtl in ihrem Herzen." Sein Lächeln schwand. „Armes Dingerl, du!"



Seufzend löschte er den Span, und während die weiße Hündin wieder ihre Ruhstatt bei der Herdwand suchte, schlich er auf den Zehen aus der Kammer.

Als er hinaus in die Tenne kam, an deren Thor eine Pechfackel brannte, waren die anderen schon versammelt: der Steinhauser, der Altsenn und die Buben. Es fehlte nur der Gaishirt, der mit Ruglind beim Hagthor wachte.

Sie saßen auf Hafergarben und hatten auch für den Hauswirt einen Platz gerichtet.

Es war kurzer Rat, den sie hielten.

„Leut," sagte der Gotteslechner, „jeder weiß, was geschehen ist. Was weiter kommt, weiß keiner von uns. Kann sein, daß sie ein Einsehen im Kloster

haben ... und alles ist gut. Kann sein, sie wollen 's mit Gewalt durchsetzen und mich hörig machen ... da wehr ich mich."

„Hast recht, Hauswirt!" fiel der Altsenn ein. „Es ist unrecht, was sie thun wider dich. Und Unrecht muß keiner leiden, so lang er die Fäust noch hat, daß er's wehren kann. Und reichen die deinigen nicht, so hast die unsrigen. Ich hab schon geredet mit den Buben. Wir all stehen zu dir, ob Freud im Haus ist, oder ob die Not ans Hagthor pumpert. Bist uns allzeit ein guter Hauswirt gewesen, und wie der Herr ist, müssen die Knecht sein."

„Vergeltsgott, Leut! Ich hab eh gewußt, daß ich andere Red nicht hör von euch!" Greimold nickte dem Altsenn und jedem der Buben zu. „Aber du, Steinhauser? Meine Hirten sind ledige Leut. Aber du ... du hast ein junges Weib in der Stub und harrest in Freud auf junges Leben im Haus ..."

„In Freud! Ja, da hast recht! Und wird's ein Bub ... ich mein', es fehlt nimmer weit, denn ich hab fleißig dazugethan, und meinem Weib ist übel bei Tag und Nacht, als hätt sie Speck auf grüne Birnen gegessen ..." Der Steinhauser lachte, und die Sennbuben lachten mit. „Und wird's einer, so muß er Greimold heißen. Und taufen ihn die im Kloster nicht, weil Händel sind zwischen uns und ihnen, so tauf ich ihn selber. Und du? Gelt, du hebst ihn? Schlag ein!"

Sie schüttelten sich die Hände.

„So, und jetzt red, Bauer! Wie theilen wir uns ein, zur Wach und zur Arbeit?“

Nun redeten sie mit leisen Stimmen, obwohl der heftig strömende Regen einen Lärm um die Tenne machte, daß man auch ein laut gesprochenes Wort nicht außerhalb der Wände vernommen hätte.

Als sie alles abgeredet hatten, sagte der Gotteslechner: „Die erste Wach, bis zum Morgen, nimm ich. Legt euch schlafen, Leut! Kommen sie, so weck ich euch mit dem Albhorn. Aber ich denk, so lang grobes Wetter ist, sind wir sicher. Und gelt, wenn morgen das Schaffen und Schanzen anhebt, so laßt vor dem Ohr meiner guten Dirn kein Eisen klirren und redet kein unfürsichtiges Wörtl. Thut sie eine Frag, so muß halt jeder suchen nach einer freundlichen Lug. Das Kindl ist ja leicht zu täuschen und glaubt jedem Wörtl. Ihr ist alles Wahrheit, weil sie das Widerspiel nicht kennt! ... So, und jetzt gute Ruh, Gesindleut! Auf morgen!“

Als Greimold zum Hagthor ging, begleitete ihn der Steinhauser und sagte: „Sieben Mannsleut sind wir. Das sind vierzehn Fäust. Und könntest noch mehr haben. Viel weiß ich, die sind dir dankbar um deiner Gutthaten willen. Und viel sind unzufrieden und in Verdruß wider die Klosterleut. Die möcht dein Ansehen all in deinen Hag rufen, und sie thäten ihre Sach an die deinig hängen.“

Der Gotteslechner schüttelte den Kopf. „Ich will dem Kloster keinen Unfried schüren. Das thät mich selber ins Unrecht setzen, und ich könnt nimmer zuschlagen, wenn's gilt. Meine Not ist die meinig, und die soll keinem Fremden an den Kittel greifen. Wir unter uns sind Leut genug. Und einen weiß ich, auf den ich noch rechnen kann."

„Wen meinst?"

„Frag nicht! Wenn's ernst wird, kommt er."

Sie traten zum Feuer, das beim Hagthor brannte. Der Gaishirt ließ sich unter Dach schicken. Aber Ruglind sagte: „Ich bleib, ob mich willst oder nicht. Eins allein, das ist traurige Wach. Und du, Hauswirt, du mußt sinnen. Mich laß die Scheiter tragen und das Pech schütten."

So wachten die beiden bis zum Morgen.

Als es zu dämmern anfing, schlug der westliche Sturm in kalten Nordwind um. Die grauen Wolken, die um das Felsgewänd der Berge wirbelten, begannen sich weißlich zu färben, und auch über Hof und Dächern im Gotteslehen mischten sich in den strömenden Regen schon wässerige Flocken.

Der Abend brachte scharfen Frost und Glatteis, und als es nach einer windstillen Nacht wieder Morgen wurde, waren die Berge und der Wald verschwunden, und alle Lüfte waren weiß von dicht und ruhig fallendem Schnee.

Als Greimold, den am Morgen die Wache getroffen, in die Herdstube trat, die Kleider von gefrorenem Schnee bedeckt, ließ Juttula, die mit ihrem Strohgeflecht neben dem Feuer saß, die Hände ruhen.

„Vater? Sind denn alle Gesindleut fortgegangen?"

„Warum fragst?"

„Weil ich sie nimmer schreiten hör im Hof."

„Es ist Winter worden über Nacht, und die Eisblumen sind gewachsen, die decken allen Boden noch höher und linder als Maiengras."

Es huschte wie sinnender Kummer über das Gesichtlein der Blinden. Dann lächelte sie wieder.

„Vater? Darf ich nicht ein lützel hinaus und die Eisblumen schauen?"

Er legte den Arm um die Blinde und führte sie vor das Haus. Die weiße Zenta trabte vor den beiden her.

„Wie lind das unter den Füßen ist!"

Jutta hob das Gesicht und streckte die Hände. Da konnte sie den Fall der Flocken spüren.

„Als thät mich ein Kindl anrühren, das kalte und federleichte Fingerlein hat!"

Bellend tollte die Hündin in den Schnee hinaus, und mit ihrem weißen Fell verschwand sie völlig im Gestöber.

Greimold winkte den Männern zu, die in der Nähe des Hages schwere Felssteine aus einem Hügel brachen. Sie ließen die Werkzeuge ruhen und standen schweigend.

Jutta schmiegte sich an den Vater und hob die stillen, großen Augen zu ihm auf; sie lächelte, und dennoch sprach's wie Sorge aus ihren Zügen.

„Stehen sie schon hoch, die Eisblumen?"

„Spannenhoch."

„Meinst, sie wachsen noch höher?"

„Ja, Kindl, das hoff ich."

„Aber gelt, doch nicht so hoch, daß sie den Weg versperren?"

Greimold nickte, und wieder wollte er die gleiche Antwort geben. Doch er besann sich und fragte lächelnd: „Was für einen Weg?"

„Den vom Jägerhaus zum Gotteslehen."

„Nein, Kindl, den sperren die Eisblumen nicht, und thäten sie haushoch wachsen!... Aber komm, es muß dich ja frieren, bist ja nur für die warme Stub gewandet."

Während er die Blinde zurückführte ins Haus, blies er sorgsam die Schneeflocken aus ihrem Haargeringel.

Drüben beim Steinbruch nahmen die Männer die Arbeit wieder auf. Einen Felsblock um den anderen wälzten sie aus der verschneiten Erde hervor — die Bausteine für eine feste Mauer, die sie innerhalb des Hages rings um Haus und Ställe errichten wollten.

Aber schon am folgenden Abend mußten sie wegen des starken Schneefalles die Arbeit einstellen.

In dichtem Gestöber fielen die Flocken, Tag und Nacht, eine ganze Woche lang. Und als sich der Himmel wieder klärte, lag der Schnee über mannshoch, fast bis zum Ranft des Hages — eine weite, weiße, undurchdringliche Mauer, die das Gotteslehen schützend umzog und jeden Weg verschloß, der vom Thal zu den Bergen führte.

Jetzt konnten sie aufatmen. Zwischen Haus und Ställen mußten noch die Wege ausgeschaufelt werden — da war ein jeder so tief, daß man einen Reiter in diesen Schneeschanzen nicht mehr gesehen hätte — und dann durften die müden Arme rasten.

„Jetzt laßt euch ohne Sorg die Ruhzeit schmecken," sagte der Gotteslechner zu seinem Gesind. „Bleibt der Winter so streng, wie er anhebt, so sind wir sicher bis zum Frühjahr."

Am Abend, als Greimold nach der Mahlzeit unter Geplauder noch mit den Hirten um den Herd saß, kam die Helgard aus Juttas Kammer gelaufen.

„Hauswirt, komm! Und schau nur, was das Kindl hat! Ein Zährl ums ander rinnt ihr übers Gesichtl... und das weißt doch: das Weinen thut ihren Augen so weh!"

Erschrocken eilte Greimold in die Kammer.

Jutta stand im Lichtschein einer schweren Wachskerze, die in eisernem Ring an der Mauer brannte. Zwischen den zitternden Fingern hielt sie einen kahlen,

dürr gewordenen Halm, ihre Augen waren weit geöffnet, als möchte sie das Sehen erzwingen, und große Thränen fielen ihr auf die Hände.

„Juttula! Sag! Was hast denn?“

Mit stockendem Laut, wie das stumme Schluchzen eines erschreckten Kindes, hob sie das kummervolle Gesichtlein.

„Schau nur, Vater! Sein Blüml schau an! Das Knösplein ist abgefallen, und das Hälmlein ist dürr! Jetzt kann’s doch nimmer blühen. Nie und nimmer! Und ich hab’s doch gewartet mit so viel Freud.“

Der Anblick dieses Kummers bedrückte ihm so sehr das Herz, daß er nicht gleich eine tröstende Antwort fand. Er streichelte ihr das Haar, nahm ihr den dürren Halm aus den Händen, und dann sagte er ruhig: „Sein Blüml wird blühen! Ich sag dir’s, und mir kannst glauben. Aber Geduld mußt haben, weißt. Denn schau, Kindl, du verlangst ja, was wider die Natur ist. Das weißt ja doch, daß die Sommerblumen schlafen müssen im Grund, so lang die Eisblumen wachsen.“

Sie nickte, noch immer in Thränen, und lauschte atemlos auf seine Worte.

„So mußt dich halt gedulden, bis im Land wieder Maien ist. Das Knösplein ist freilich abgefallen. Aber schau, der Halm hat noch ein Würzlein, ein winzigs...“

Sie streckte die Hände und wollte fühlen.

Aber da sagte er hastig: „Laß mir den Halm nur! Ich geh hinaus, jetzt gleich, und vergrab ihn unter dem Eisblumenbeet in guten Boden. Und im Maien ... wirst sehen, Kindl ... da blüht dein Blüml! Aber gelt, jetzt thust dich nimmer kümmern drum?“

Sie schüttelte das Köpfchen, tief atmend, und lächelte wieder.

Doch es war nicht ihr stilles, ruhiges Lächeln wie sonst. Es war Glaube in ihm, aber auch Verlangen und dürstende Sehnsucht.

Greimold ging aus der Kammer, ohne noch ein Wort zu sagen. Draußen in der Stube sank er müd auf den Herdrand hin und ließ den dürren Halm in die züngelnde Flamme fallen.

„Nie und nimmer!“

Schweigend saß er und hörte nicht, wenn die schwatzenden Sennen eine Frage an ihn richteten. Doch als sie die Stube verließen, um ihre müde Ruhe zu suchen, ging er mit ihnen hinaus und trat ins Freie.

Klare, kalte Winternacht war um das Haus gelagert und ruhte in weiß und schwarz gewebtem Mantel über Wald und Bergen. Heftig flimmerten die Sterne, und ein matter Widerschein ihres Lichtes funkelte zuweilen in den Schneekrystallen.

In der Stille ein dumpfer, langgezogener Laut — das ferne Geheul eines hungernden Wolfes.

Und jetzt ein Klingen im Thal dort unten, hell und hastig: im Stifte läuteten sie das silberne Zügenglöcklein.

Da mußte von den Chorherren einer im Sterben liegen.

* * *

Herr Dietmar Scharsach war es, dem das Leben aus der müden Seele rann.

Am Morgen darauf, nachdem sie Kapitel gehalten, hatten sie den Greis bewußtlos in einer Fensternische des Korridors gefunden, Gesicht und Hände mit vertrocknetem Blut bedeckt.

Man trug ihn in die Krankenzelle und brachte ihn wieder zum Bewußtsein. Doch er antwortete auf keine Frage, fiebernd lag er im Bette, ohne ein Wort der Klage, und zerfiel von einem Tag zum anderen. Der Medikus vermochte das Leiden des Greises nicht zu erkennen.

„Ich weiß nicht, was ihm fehlt, ich seh nur, daß er stirbt! Ratio profecta a rerum natura ... er ist in einem Alter, in dem man kein Nasenbluten mehr verträgt.“

So lag er eine Woche. Am ersten schönen Tag, als das Schneegestöber versiegte und wieder blauer Him=

mel leuchtete, ging es mit ihm zu Ende. Gegen Abend erwachte er noch einmal aus seinen Fieberträumen. Da wollten sie ihm die heilige Zehrung reichen. Doch er wehrte sich gegen den Trost der Kirche, wie ein eigensinniges Kind sich sträubt gegen bittere Arznei.

„Laßt mich in Ruh! Mich hungert nimmer! Ich will den Propst! Den Propst! Laßt den Herren rufen! Ich will den Propst! Den Propst!“

Man holte Herrn Friedrich aus dem Refektorium, wo die Chorherren und Brüder bei der abendlichen Mahlzeit versammelt waren.

Als der Propst die Thüre der Krankenstube öffnete, klang hinter ihm, vom Refektorium her, der heitere Lärm der Schmausenden mit dem Geklapper der zinnernen Schüsseln — und in der Zelle vor ihm die Stimme des Sterbenden, dem der Medikus die Hände festzuhalten suchte:

„Laß mich, du! Meine Händ laß aus! Ich mag nimmer liegen! Ich will hinaus! Ich will zu meinem Buben!“

„Denke deines Gottes, Dietmar!“ mahnte Herr Pabo, der Kaplan, der mit dem Ciborium neben dem Bette stand. „Bekenne deine Sünden und versöhne ihn! Wie willst du Gnade von ihm erhoffen . . .“

„Predig dir selber, du! Was geht denn mich das alles an! Ich bin kein Heiliger. Ich bin ein Vater

und will meinen Buben haben! Meinen Buben! Meinen Buben!"

Erschöpft, mit Stöhnen und Schluchzen, fiel der Kranke zurück auf die Kissen. Schwer atmend bewegte



er noch immer die Lippen, doch er brachte kein klares Wort mehr aus der Kehle, nur unverständliches Lallen.

„Geh und hole den Linhart Scharsach!" befahl Herr Friedrich dem Medikus. „Der Vogt soll ihn aus der Haft entlassen. Dann bring ihn!" Und zu Pabo sagte er: „Gedulde dich mit deinem heiligen Trost. Ich

will dich rufen lassen, wenn der Kranke ruhiger wird. Die Beichte kannst du ihm erlassen. Das ist kein Sünder. Der letzte Gedanke seines Lebens ist väterliche Liebe ... und Gott, von dem wir predigen, daß er unser aller Vater ist, wird ihm gnädig sein."

Als der Propst mit dem Kranken allein war, setzte er sich zu ihm auf das Lager.

Der schwere Dunst des Räucherwerks, das sie in die Glut des Kohlenbeckens geworfen hatten, erfüllte beklemmend die Zelle. Die Blende der Wachslampe hielt den ganzen Raum in Schatten, und das züngelnde Flämmlein beleuchtete nur das Lager und den sterbenden Greis.

Wortlos, mit den Händen im Schoß und ohne sich zu regen, betrachtete Herr Friedrich in Erbarmen das Gesicht des Kranken. Es war abgezehrt bis auf Haut und Knochen, das Fieber hatte die welken Lippen mit weißem Schorf bedeckt, und auf Nase und Wange sah man noch die gelblichen Male des Faustschlages.

Seine Augen blickten irr und glänzend. Die Träume des Fiebers schienen wieder um seine verlöschende Seele zu gaukeln. Er begann zu reden, mühsam und heiser, in abgerissenen Worten, unterbrochen von röchelnden Atemzügen. Manchmal wurde seine zittrige Stimme zu kreischendem Lallen, und dann schlug er mit den Armen um sich. Es schien, als stritte er im Wahn des Fiebers

gegen Feinde, die ihn hart bedrängten. Jetzt sah er ein brennendes Dach, er wollte löschen, retten, und nun fing er in Schmerz ein Schluchzen und Klagen an, als hätte er das Haupt seines erschlagenen Weibes in den Armen, als lägen die blutigen Leichen seiner erschlagenen Töchter vor ihm. Die Züge grauenhaft entstellt und mit verglasten Augen, stemmte er sich von den Kissen auf und schrie: „Mein Bub? Wo ist mein Bub? Mein Bub? Mein lieber Bub?"

„Dein Sohn wird kommen, Dietmar!"

Der Kranke starrte den Propst mit irren Blicken an. Er schien ihn nicht zu erkennen, doch seine Worte mußte er verstanden haben, denn er ließ sich zurückfallen, lag ruhig ausgestreckt und konnte lächeln.

Dann wieder begann er im Fieber zu reden, mit zittriger Stimme, langsam und flüsternd, in zusammenhängenden Worten von klarem Sinn, beinah wie ein Gesunder redet. Es schienen freundliche Bilder zu sein, die ihn jetzt umschwebten — versunkenes Glück schien auferstanden in seiner Seele. Er redete wie einer, der von siegreicher Fehde heimkehrte zu den Seinen. Frühling ist's, und über den junggrünen Bäumen der blaue Himmel. Da ruht er mit seinem Weibe im Gärtlein der Burg und lacht und plaudert, während drei schmucke Mädchen, seine Töchter, singend auf der Mauer sitzen. Sie haben rosige Wangen und tragen lichte Gewänder,

und von den ersten Blumen, die sie fanden, windet sich jede ihr Kränzlein.

„Aber der Bub? Wo ist denn der Bub? Da, schau nur, wie er reitet auf seinem Stecken! So komm doch her zu deinem Vater! Komm doch! Komm! Warum bleibst denn so weit von mir?“

Suchend tastete der Kranke in die Luft und begegnete der Hand des Propstes. Die hielt er fest an seinem Herzen und streichelte sie linde, streichelte sie immer wieder.

„Komm doch, du kleiner Reiter, du! Komm, ich laß dich reiten auf deines Vaters Knie. Besseres Rößlein giebt's nicht in der Welt! Hei, hopsa, hopsa ... Müller, Müller, Säcklein ... den Esel schlägt das Stecklein ... das Rößlein aber, hopsahei ...“

Hastige Schritte klangen im Korridor. Mit dem Medikus trat Linhart Scharsach in die Zelle. Sein Gewand war verwüstet, struppig standen ihm die Haare über der Stirn und sein Gesicht war dunkel gerötet. Zögernd trat er an das Lager, sah den Sterbenden an, und so stand er wortlos, den Stiernacken gebeugt und die Hände übereinander gelegt.

Der Fiebernde sah und hörte nicht. Er redete immer zu, seine raunenden Worte mit dünnem Lachen unterbrechend.

„So schau nur, Mutter, schau nur, wie der Bub

schon reiten kann! Hopsa, hopsa, hopsahei! Wirst sehen, der reitet einmal zum Glück hinauf und wird was Rechtes im Leben! ... Gelt, mein Bürschlein? ... So? Meinst? Und wenn du ein richtiges Rößlein hast, ein lebendiges, wohin willst du denn reiten?"

Immer schwieg er ein Weilchen, wie um der Antwort des Knaben zu lauschen. Und immer streichelte er dabei mit seinen knöchernen Fingern die Hand des Propstes.

„So weit willst reiten? Gleich so weit? ... Was? Ein Kaiser willst werden? Gleich ein Kaiser?" Mit halb erloschenen Tönen kicherte der Fiebernde vor sich hin. „Nein, Bürschlein, da hast du zu weit gegriffen, mußt deinen Bogen schon ein wenig kürzer spannen! Und klüger wählen! Denn thätest du ein Kaiser werden, schau, was hättest du? Ein Leben in kaltem Gold und heißen Sorgen. Freilich, wo er geht und steht, da schreien sie ‚Herr! Mächtiger Herr!' und ducken die Köpf ... aber sie geben ihm Ehr nur ins Gesicht und speien ihm rücklings auf den Mantel. Jeder Kleine will größer sein, als er, jeder möcht ihn ziehen nach seinem Willen, und all die tausend, die ihren Knecht aus ihm machen, wachsen ihm über den Kopf. Thut er das Böse, so fluchen ihm all die Guten, und thut er das Rechte, so stehen die Bösen all wider ihn auf und binden ihm Händ und Füß. Nein, lieber Bub, so ein großer und

reicher Herr, das ist ein armer und kleiner Mann. Such dir was aus, das besser ist ..."

Es ging dem jungen Scharsach übers Gesicht, als wäre eine Erinnerung in ihm wach geworden. Näher zum Lager tretend, streckte er die Hand.

„Vater ..."

„Fort! Fort! Laß mich in Ruh!" Der Kranke wehrte in weinerlichem Ärger mit dem Arm. „Haben sie noch Durst, meinetwegen, gieb ihnen noch zu trinken. Aber gieß ihnen Wasser in den Wein! Besser ein nüchterner Feind im Haus, als rauschige Knecht! ... Gut, schon gut, und geh nur! Thu, was du magst! Mich laß in Ruh bei Weib und Kind!" Der Fiebernde streckte sich wie in Behagen, lächelte vor sich hin und streichelte die Hand des Propstes. „So, Bürschlein, so, jetzt red nur wieder! Hast dich auf was besonnen, das besser ist? ... Was? Ein Bischof? Hör doch, Mutter, was der Bub da werden will! Ein Bischof! Ja du Närrlein, du! Wie kommt dir denn so was in den Sinn? Ein Bischof, das ist ein trauriger Mann. Und ist er lustig, so ist er ein schlechter."

Da lachte der junge Scharsach, rauh und heiser. „Das geht nicht auf Euch, Herr Friedrich, obwohl Ihr von den lustigen einer seid. Das ist nur Fieber. Das zeigt ihm vergangene Zeit. Solche Red hat er einmal gethan, wie ich noch ein Bub gewesen. Das geht nicht auf Euch."

„Schweig!“ In den Augen des Propstes funkelte der Zorn. „Das geht auf mich und dich und auf uns alle.“

Ohne zu hören, hatte der Fiebernde mit leiser Stimme weiter gesprochen.

„Schau deinen Vater an und deine Mutter, Bub … und denk nur: ein Bischof und Pfaff, der hat nicht Weib und Kind, dem fehlt das beste in der Welt, und darum hat er kein Herz und kein Leben. Möcht er's haben, so muß ihm nutzlos die Seel verbrennen, und hat er's missen gelernt, so ist ihm das Herz wie mageres Heu geworden, das nimmer duftet. Und wie soll einer so recht und tief die Liebe des Himmels fassen, wenn ihm die Lieb auf Erden fehlt? Und denk nur, in der Beicht, da hören sie die Sünden von allen Leuten. Und solche, die gut sein könnten, die muß ein Grausen packen, daß sie traurig werden … und solche, die schwach und schlecht sind, werden noch schlechter, weil ihnen von jeder Sünd, die ihrem Ohr gebeichtet wird, ein giftiger Tropfen in die Seel schleicht, wie Eiter ins Blut! Nein, lieber Bub, nein, nein … alles magst werden, nur kein Pfaff! … Komm her, Mutter, und lehn dich recht fest an mich, der Bub soll sein Köpfl an unser beider Herz legen!“

Der Kranke tastete mit den kraftlosen Händen, die sich kaum mehr bewegen wollten, und seine Stimme wurde zu mattem Gelispel.

„Ihr auch … kommt nur, ihr Gaislein, ihr weißen!

Laßt eure Lieder schweigen ein Weil! Kommt nur her mit euren Kränzlein! Das müßt ihr hören ... ihr auch ... was er werden soll, mein Bub ... mein lieber! ... Ein starker Mann und ein guter Mensch ... d a s soll er werden! Herr und Kaiser in seinem Haus! Ein glückseliger Erdensohn in eines treuen Weibes Lieb! Ein lachender Vater von guten Kindern! Das ist von allem das best ... von allem das einzig, was Dauer hat ... auch über Schmerzen und Tod hinaus. In allem anderen, was so den Leuten durch die Köpf, ins Blut und über die Finger lauft, steckt halbe Freud ... die ander Hälft daran ist zehrendes Menschenweh und Grausen. Hausglück und Herdfreud aber ... die liegen zwischen Himmel und Höll als ganze und blühende Freud, die keinen Wankel und Zweifel hat ... Hausglück und Herdfrieden ... schau, die hat ein Gütiger, den du spürst und glaubst in seligem Herzen, uns kriechenden Würmern gegeben als ewigen Erdentrost und als heiliges Gotteslehen! ... Komm, Bub, komm, nimm Mutter und Vater um den Hals ... so komm doch ... was thust dich denn sträuben, du Närrlein ... komm doch ..."

Der Kranke hob die dürren Arme; doch kraftlos fielen sie wieder.

„Bub! Ja Bub!" Seine Stimme war ein würgendes Stöhnen. „Was thust du mir denn? So komm doch zu deinem Vater ..."

Mühsam richtete er sich aus den Kissen auf, und den zärtlichen Wahn seiner Fieberträume zerriß die Erkenntnis der Wirklichkeit. Mit entsetzten Augen starrte er über die Wand der Zelle hin, starrte das Gesicht des Propstes an — und erkannte den Sohn.

„Linhart!"

Das klang wie ein Aufschrei der Verzweiflung.

„Bub ... mein lieber Bub ... so komm doch!"

Linhart Scharsach stand wie ein Klotz.

„Bub ... ich thu ja nicht zürnen, schau ... es hat ja nicht weh gethan ... so komm doch, Bub ... du mein armer Bub ..."

Er wollte noch die Hände strecken. Aber da fiel er stöhnend zurück, und heftiges Zittern lief über seine Glieder. Röchelnd lag er, mit geschlossenen Augen und offenem Mund, aus dessen Winkel ein roter Tropfen langsam niedersickerte über Kinn und Hals.

Der Medikus beugte sich über den Kranken und betrachtete ihn eine Weile. Dann richtete er sich schweigend auf und winkte dem Propst mit blinzelnden Augen zu.

„Geh," sagte Herr Friedrich mit erloschener Stimme, „hole den Kaplan!"

Der Propst und Linhart Scharsach blieben mit dem Sterbenden allein.

„Linhart! Dein Vater stirbt."

„Daß ich einen Vater kenne, ist wider meinen Eid. Ich weiß nur von einem Chorherren Dietmar Scharsach. Der stirbt, und ich kann's nicht ändern. Sterben muß jeder einmal."

„Hast du kein anderes Wort? Siehst du das Mal nicht, das deine Faust auf seine Wange zeichnete?"

Linhart Scharsach gab keine Antwort. Er trat nur tiefer in den Schatten der Lampe zurück.

Nun war es still in der Zelle. Das Röcheln des Sterbenden war verstummt, seine Brust schien keinen Atem mehr zu haben.

Leis knisterten die Kohlen, aus deren Glut ein dünner Rauchfaden zur Decke stieg.

Dem jungen Scharsach tropften die Schweißperlen über das rot gedunsene Gesicht. Bedrückte ihn die dunstige Schwüle des Raumes? Oder wurde ihm dieses Schweigen und Harren unerträglich? Er sagte plötzlich:

„Muß ich noch bleiben?"

„Ich halte dich nicht! Geh nur!"

„Wohin? Wieder in Haft?"

„Geh, wohin du willst."

Linhart Scharsach ging aus der Zelle und ließ die Thüre offen. Denn der Medikus kam gerade mit dem Kaplan.

Herr Pabo trat an das Sterbebett.

„Der Kranke ist willig, deinen Trost zu empfangen,"

sagte Herr Friedrich mit hartem Lächeln, „sieh nur, er hält schon den Mund geöffnet."

Murmelnd sprach der Kaplan das segnende Gebet und legte dem Greis die letzte Speise auf die Zunge.

Aber die offenen Lippen schlossen sich nicht. Herr Dietmar Scharsach war eine Leiche.

Da goß ihm der Medikus von der gewürzten Mandelmilch, die das Fieber hätte stillen sollen, einen Schluck in die Mundhöhle. Und die Kehle des Toten gehorchte.

Den Propst mit zornigen Augen streifend, verließ der Kaplan die Zelle.

Lange stand Herr Friedrich und betrachtete schweigend den Entschlafenen. Dabei nickte er immer vor sich hin.

Jetzt wollte er ihm die Augen zudrücken. Doch als er das kalte Gesicht berührte, zog er erschrocken die Hand zurück. „Schließ ihm die Lider!" befahl er dem Medikus und ging mit hastigen Schritten davon. Als er draußen stand, schüttelte ihn das Grauen des Todes, den er gesehen und gefühlt.

Wie ein Fliehender eilte er an der langen Mauer hinunter. Immer hörte er noch die zittrige Stimme des Fiebernden — und hörte dazu den hellen Klang einer anderen Stimme, die vor Tagen in verschlossener Stube zu ihm gesprochen: „Es könnte sein, Herr Friedrich, daß es von allem Glauben der beste ist: an Menschen glau-

ben ... von allem Glück das reinste: leben und sterben für Menschen, die man liebt."

Der Weg des Propstes ging an einer Treppe vorüber, die hinunter zu den Kellern führte.

Herr Friedrich stand, als wären ihm die Sohlen festgewachsen, und starrte in das Dunkel dort unten.

Jetzt spähte er scheu nach allen Thüren des Korridors. Hastig nahm er eine der kleinen Wachslampen von der Wand und stieg über die Treppe hinunter. Er kam durch finstere Gänge und durch Gewölbe, in deren Luft sich Modergeruch mit dem Duft des lagernden Weines mischte.

Da leuchtete ihm ein roter, flackernder Schein entgegen, und als er um eine Ecke des Kellerganges bog, sah er ein Feuer brennen. Die flammenden Scheite lagen dicht bei einer Mauer, an der sich eine frisch gemörtelte Stelle erkennen ließ. In Mannshöhe, gleich einem versperrten Guckloch, war an der Mauer ein eisernes Thürlein zu sehen, mit schwerem Hängschloß versichert.

Bruder Eligius, der Schlächter, hockte neben dem Feuer auf der Erde. Mit steifen Gliedern erhob er sich, als er den Herren sah, der in zorniger Erregung fragte:

„Wer befahl dir, dieses Feuer zu schüren?"

„Herr Wernher."

„Warum befiehlt er das? Um die Marter des Unglücklichen noch zu mehren?"



„Das weiß ich nicht, Herr!... Daß ich es thun muß, ist die ander Hälft meiner Straf. Meine Kälber sind aus dem Stall gebrochen. Drum haben sie mich in den Block gelegt, und jetzt muß ich da wachen die ganzen Nächt.“ Eligius spähte durch den Kellergang und dämpfte die Stimme. „Aber ich schür nur ein lindes Feuer. Nicht mehr, als daß sich die Wand ein lützel wärmet. Das muß ihm Wohlthat sein. Denn der Winterfrost, der geht schon hart durch alle Mauern.“

„Nur ein lindes Feuer?... Wurde dir anderes befohlen?“

„Ich weiß nicht...“ erwiderte der Bruder kurz und scheu, „ich mach es halt, wie ich den Auftrag verstanden hab.“

Schweigend stand Herr Friedrich eine Weile und starrte die Mauer an. Dann fragte er leis: „Hörst du ihn schreien und klagen?“

Eligius schüttelte den Kopf. „Allweil ist's still da drinnen. Nur gestern auf den Abend, wie der Bruder Küchenwart das eiserne Thürlein aufgesperrt und die Schüssel hineingeschoben hat...“ Eligius verstummte.

„So sprich!“

„Da hab ich in der Mauer ein Lachen gehört... Herr, das ist mir durch die Seel gegangen wie ein schneidiges Messer.“

„Ein Lachen...“

Der Pr pst bewegte die Schultern, als hätte ihn eisiger Frost geschüttelt. Dann plötzlich raffte er eines von den Scheiten auf und schlug mit dem Holz an die Mauer.

„Immhof! Immhof!"

Kein Laut gab Antwort.

„Immhof!" Wieder schlug der Propst mit dem Scheit an die Steine. „Lebst du noch?"

Kein Laut in der Mauer.

Herr Friedrich warf das Holz zu Boden, preßte seine Wange an die Steine und schrie mit einer Stimme, die wie Schluchzen klang:

„So höre mich doch! Immhof! Immhof! Die Angst eines Freundes ruft. Wenn du noch lebst ... gieb Antwort aus deiner Nacht!"

Da quoll es aus der Mauer, dumpf, kaum noch verständlich, wie aus weiter Ferne: „Nacht ist, wo ihr seid und euer Gott ... bei mir ist Licht und Sonne ... bei mir ist grüner Mai ... in meinem Herzen von seinen Blumen die allerschönste ..."

Die Stimme erlosch wie das Gemurmel eines Träumenden.

„Das ist Irrsinn!" stammelte Herr Friedrich; sein Gesicht war weiß bis in die Lippen. „Eligius! Guter Bruder, sei barmherzig! Zerschlage das Feuer! Wirf die Kohlen auseinander! Ende die Qual dieses Ärmsten, laß ihn erfrieren! Sterben ist Wohlthat für ihn!" Doch

als Eligius diesem Wort gehorchen und das Feuer löschen wollte, umklammerte Herr Friedrich seinen Arm und riß ihn zurück. „Nein ... nein ... laß es brennen! Sei barmherzig und halte die Mauer warm! Erfrieren ... langsam erstarren ... das muß ein entsetzliches Sterben sein!“

„Was soll ich thun, Herr?“

„Ich weiß nicht! ... Thu, was du willst ... was dir befohlen ist ...“

Mit den Händen über den Ohren, eilte der Propst davon, wie gejagt vom Grauen dieses Ortes.

Er hatte die Leuchte vergessen und verirrte sich in den finsteren Gewölben. Er wollte rufen und brachte keinen Laut aus der Kehle. Abergläubische Furcht befiel ihn, daß er zitterte. Und während er sich mit der einen Hand an den kalten, feuchten Mauern hintastete, bekreuzte er mit der anderen immer wieder das Gesicht.

Endlich leitete ihn ein matter Schein. Er kam zur Treppe, und keuchenden Atems sprang er die Stufen hinauf.

Als er den Korridor erreichte, hörte er die Stimmen der Brüder, die bei der Leiche des alten Scharsach die Gebete sprachen.

Er eilte weiter und erreichte in Schweiß gebadet sein Gemach.

Kein Schlummer kam über seine Augen, die ganze

lange Nacht. In der Stube mußten alle Kerzen brennen. Frierend saß er in seinem Lehnstuhl und schaukelte bis zum Morgen den weißen Falken.

* * *

Der Winter blieb so streng, wie er begonnen hatte. Blauer Himmel mit glitzerndem Frost, dann wieder Sturm — und neuer Schnee fiel über den alten.

Still vergingen im Gotteslehen die weißen Tage, einer nach dem anderen, einer wie der andere.

War die Arbeit in den Ställen gethan, dann saßen die Gesindleute beim Hauswirt in der Herdstube. Und während sie in Gegenwart der Blinden laut und fröhlich miteinander schwatzten, muntere Lieder sangen und lustige Mären erzählten, banden sie die Speerklingen an die Schäfte, bezogen die hölzernen Schilde mit Fellen, härteten am Feuer die Spannfedern für die Armbrusten, befiederten die Bolzen, machten die in der Hausschmiede gehämmerten Schwerter blank und benähten die ledernen Spenser mit Eisenblech.

Jutta, die neben dem Herde saß, flocht ihre Blumen, oder spann.

Sie war so seltsam still geworden. Auf das Geplauder der Gesindleute schien sie nicht zu hören, schien auf kein Geräusch zu achten — und was in der Stube auch geschah, sie stellte niemals eine Frage. Es war, als hätte die Außenwelt alles Leben für sie verloren, als wäre Leben nur noch in der Tiefe ihrer Seele.

Oft ließ sie durch lange Stunden die sonst so fleißigen Hände ruhen und blickte mit ihren großen verschleierten Augen still ins Leere. Oder sie streichelte unter leisem Lächeln immerzu die Stirne der weißen Hündin, die ihren Kopf im Schoß der Blinden hatte.

Zenta durfte kaum von ihrer Seite weichen. Jutta wurde unruhig, wenn sie die Nähe des Thieres nicht fühlte. Und immer rief sie gleich: „Weiße, wo bist du?" Kam Zenta auf solchen Ruf gesprungen und schmiegte sich an die Blinde, dann fand auch Jutta ihr stilles, ruhiges Lächeln wieder. Das Thier war mehr für sie als nur ein treu ergebenes Geschöpf, es war für sie eine Freundin, mit der sie ein Geheimnis theilte, eine träumende Erinnerung.

Aber so still sie auch geworden — die Freude am Lied war ihr geblieben. Kaum eine Stunde verging, in der sie nicht eines von ihren Liedern sang, am häufigsten das Lied, das sie am meisten liebte: das Maienlied.

„Huliadei!
Sei willkommen, süßer Mai!"

Doch sie sang es verloren und leis, als wäre der helle Jubelklang des Liedes zu tiefst in ihrem Herzen, und als käme über ihre Lippen nur ein Echo der innerlichen Töne.

Die Gesindleute, wenn sie unter sich waren, schwatzten gar oft von dem Wandel, der über das Hauskind ge-



kommen war. Und der Altsenn sagte einmal: „Ihr junges Herzl ist lebig worden ... ich mein', sie hat den Reinold gern."

Die Helgard, die es hörte, fuhr auf wie eine Natter. „Das ist gelogen!"

Einer der Jungsennen lachte dazu. „Dir, freilich, dir möcht's taugen, wenn der scheckige Klosterstieglitz nach einer anderen ausschauen thät! Gelt? Aber der schaut

halt lieber nach einem weißen Gesichtl, als nach Ros-mucken*)!"

In Zorn hätte Helgard den Wäschklöppel, den sie gerade in der Hand hielt, dem Spötter ins Gesicht geschlagen. Aber Ruglind sprang dazwischen und wehrte ab. „Wollt ihr euch die Köpf blutig schlagen? Im Streit um die Lieb? Ihr seid Narren all miteinand! Lieb ist Elend ... und ist keinen Streich wert!"

Von diesem Tag an wurde Helgard eine andere gegen Jutta. Sie ließ wohl äußerlich in der Fürsorge, die sie der Blinden zu widmen hatte, nichts vermissen; doch alles that sie verdrossen und unfroh, wie etwas Erzwungenes. Und häufig redete sie in einem Ton, daß der Gotteslechner sie mahnen mußte: „Dirn! So darfst nicht reden mit dem Kind! So greift man einen Besen an, aber nicht ein Blüml."

Mit wachsender Sorge sah Greimold den Wandel, der sich im Wesen seines Kindes vollzog. Aber Hand in Hand mit dieser Sorge ging eine Freude. Denn in Jutta war es erwacht wie ein dauerndes, fast leidenschaftliches Bedürfnis, dem Vater ihre Liebe zu zeigen. Immer streckte sie die Arme nach ihm, wenn sie seinen Schritt in ihrer Nähe hörte — und lange, lange hielt sie ihn oft umschlungen, hielt seine rauhe bärtige Wange

*) Sommersprossen.

an ihr Gesichtlein gepreßt und streichelte ihm das Haar. Und Greimold empfand solche Zärtlichkeit wie einen süßen Trost in seinem ruhelosen Kummer.

Niemals sprach sie von dem Jäger, auch dann nicht, wenn sie mit dem Vater allein war. Und plauderte Greimold von ihm, dann schwieg sie und träumte mit großen Augen vor sich hin, das schmale Gesichtlein überhaucht von rosigem Schimmer.

Nur zwei Fragen waren ihr geblieben, und die stellte sie immer wieder.

„Vater? Stehen die Eisblumen denn gar so hoch?"

„Freilich, sie stehen hoch."

„Dauert's noch lang, bis es lenzet?"

„Jetzt nimmer lang. Die Sonn thut bald alle Weg wieder auf."

Und die andere Frage:

„Vater? Weißt du auch den Ort noch, wo du sein Blüml vergraben hast?"

„Freilich, den weiß ich gut. Den find ich schon wieder, wenn die Eisblumen schwinden!" —

Still vergingen die weißen Tage, einer nach dem anderen, einer wie der andere.

Christzeit war schon vorüber, doch der harte Winter wollte nicht linder werden.

Von Juttas Wangen war alle Farbe geschwunden, und ihr Gesichtlein war so schmal geworden, so schmal

und weiß! Ein Zug von Sehnsucht lag immer um ihren stillen Mund gezeichnet, und immer schimmerten ihre Augen, als wäre ihnen das Weinen nahe. Sie zitterte, so oft sie vor dem Haus oder draußen im Flur einen Schritt vernahm. Doch eh der Steinhauser oder von den Sennen einer in die Stube trat, hatte sie den Schritt schon erkannt und senkte mit leisem Seufzer das Köpfchen.

Das konnte Greimold nicht länger mit ansehen. Eines Morgens, um die Lichtmeßzeit, machte er sich wegfertig, und draußen beim Hagthor band er die Schneereifen unter seine Schuhe. Der Steinhauser kam dazu und fragte verwundert:

„Wo willst denn hin?"

„Hinunter zum Jägerhaus."

„Da plagst dich umsonst. Der Schnee ist neu und weich. Du versinkst bis an die Arm und kommst keine hundert Gäng. Bleib daheim!"

„Ich muß hinunter."

Greimold begann den Weg. Über die Wiese bis zum nahen Waldsaum hinüber brauchte er länger als eine Stunde. Der Steinhauser, der beim Hagthor stehen geblieben, rief ihm zu: „Kehr um, du kommst nicht durch!" Aber Greimold kämpfte sich weiter und watete — hätte er nicht die Reifen an den Schuhen getragen, er wäre völlig im Schnee versunken.

Im Walde sah er ein Rudel Hochwild stehen, an

die dreißig Stücke. Die Thiere staken bis an die Köpfe im Schnee. Schnaubend, Angst und Lebensnot in den starren Augen, betrachteten sie den Menschen und ließen ihn auf wenige Schritte an sich vorüberwaten, ohne zu fliehen, ohne sich zu rühren. Das Mitleid mit den hungernden Geschöpfen hielt den Gotteslechner fest. Er schlug mit seinem Schwert ein paar junge Espen nieder, damit das Wild die zarten Zweigspitzen äsen könnte. Diese Arbeit war bei der Mühsal seines Weges für ihn ein Rasten. Und er hatte sich kaum ein paar Schritte entfernt, da wateten die Thiere schon auf die gefällten Bäume zu.

Greimold mühte sich weiter durch den tiefen Schnee. Seine Kräfte versagten schon, und er hatte den Hag des Hilpot noch immer nicht erreicht. Als der Wald sich lichtete, fand er eine frisch durch den Schnee gewatete Gasse. Da mußte einer mit Reifen gegangen sein. Und Heu lag über die Schneedecke gestreut. Hatte Hilpot dem Wilde Futter in den Wald getragen? Dann konnte er nicht weit sein.

Mit hallender Stimme rief Greimold den Namen des Jägers. Ganz nahe klang die Antwort.

Sie trafen sich und alle beide sahen aus, als trügen sie weiße Kleider; bis zu den Schultern waren sie dick mit Schnee behangen, der völlig ihr Gewand bedeckte.

„Gotteslechner? Du?“ Hilpot war so erschöpft,

daß er kaum zu sprechen vermochte. „Was hast denn du verloren im Schnee? Das muß ein kostbar Ding sein, das du suchen gehst. Die Zeit ist hart, da bleibt ein jeder gern in der warmen Stub."

„Bist du doch auch unterwegs!"

„Thät ich daheim hocken jetzt, ich müßt kein Jäger sein. Mein Wild ist bitter in Not, und ich sorg mich drum, daß ich Tag und Nacht nimmer Ruh hab."

„Bloß Sorg um deine Hirschen? In mir, Hilpot, ist tiefere Sorg! Die treibt mich ..."

„Wohin?"

„Zu dir."

Mit scheuem Blick betrachtete Hilpot den Gotteslechner. „Was willst bei mir?"

„Nach einem Jäger fragen. Ob der nicht hauset bei dir? Ein junger ist's, und Irmi heißt er."

„Ein Jäger, der Irmi heißt?" Trüber Kummer sprach aus dem wetterharten Gesicht des Alten. „Den suchst umsonst unter meinem Dach."

„So sag mir, wo ich ihn suchen muß!"

„Der hauset, ich weiß nicht wo."

„Schau, sag mir ..."

„Laß gut sein! Den findest nicht. Geh wieder heim! ... Und Gottes Gruß!"

Hilpot wollte gehen, doch Greimold faßte seinen Arm. „Jäger, ich merk dir's an: du verhehlst mir was!

Du weißt mehr von ihm, als du sagen willst. Und schau, dein Schweigen ist wie ein Stein auf meiner Sorg. Der Bub ist mir beigestanden in übler Not und hat mir geholfen wider die eigenen Herrenleut ..."

Hilpot nickte.

„Das weißt?"

„Ja, das weiß ich."

„Sag mir's: haben sie ihn gebüßt?"

Der Alte schwieg und blickte in Unruh nach seinem Haus hinüber.

„Red, Jäger! Schau, ich bin ihm gut, und ich weiß nicht, was ich thät für ihn!"

„Und thätest auch alles ... es möcht ihm nimmer helfen! Laß gut sein und frag nicht weiter!"

„Jäger!"

Der Klang dieses Wortes schien dem Alten ins Herz zu reden. Er zögerte noch eine Weile, dann sagte er leis: „Gieb mir die Hand, daß du schweigen willst ... und ich sag dir was! ... Ein paar Tag vor der heiligen Nacht, da hab ich im Eisen einen Luchs gefangen. Selbigsmal hat der Schnee ein lützel getragen, und so hab ich den Luchs hinuntergeliefert ins Stift. Ich hab den ganzen Tag gebraucht: zu dem Stündl hinunter und wieder heim! Aber ich hab's gethan, denn ich bin selber in Sorg gewesen ..."

„Um den Irmi?"

„Um den Jäger, der Irmi heißt. Und drunten hab ich meinen Buben gefragt: wo ist er, ich möcht ihn sehen? Denn weißt, Greimold, ich bin ihm gut. Aber mein Bub hat scheue Augen gemacht und hat geschwiegen. Da ist die Angst in mir gewachsen, ich weiß nicht wie! ‚Geh‘, sag ich, ‚vor deinem Vater kannst reden, was ist denn mit ihm?‘ Und da hat er mir's zugewispert. Am letzten schönen Tag, weißt noch, wie auf den Abend das Sturmwetter gekommen ist, da haben sie zur Nacht Kapitel im Stift gehalten. Das hat dem Jäger gegolten, der Irmi heißt ... und seit der selbigen Nacht hat ihn keiner im Kloster mehr gesehen. Das ist alles, was ich weiß von ihm. Mehr hat mir der Bub nicht sagen können ... oder nicht sagen mögen. Aber ich mein', es ist genug. Den Jäger, der Irmi heißt ... Gotteslechner, den sehen wir nimmer all beid."

Greimold stand erschrocken und brachte kein Wort über die Lippen.

Mit schwerem Seufzer nickte Hilpot vor sich hin. „Mir hat er viel gegolten! Ich sollt's nicht sagen, als Vater, der sechs Buben verloren hat ... aber um den letzten, der mein ist, könnt mir in tiefster Vaterseel nicht weher sein, als mir um den ist! Hat er mich angeschaut, so ist mir's sonnig worden ums Herz!" Wieder seufzte er. „Das ist Sonn, die nimmer scheint ... so fürcht ich!" Er hob das Gesicht. „Da brauchst nimmer

suchen im Schnee! Geh heim und schweig! Und Gottes Gruß deiner lieben Dirn!"

Er watete durch den Schnee davon, seinem Hans entgegen.

„Jäger," stammelte Greimold, dem die Thränen in den Augen standen, „um Christi willen, guter Jäger ..."

Der Alte hörte nicht mehr — oder er wollte nicht hören.

Zitternd stand der Gotteslechner an einen Baum gelehnt, bis an die Brust im Schnee. Langsam fuhr er mit dem Arm über sein Gesicht. Wollte er den Schweiß von der Stirn, oder das Wasser aus seinen Augen trocknen? Von dem Schnee, der den Ärmel umkrustete, blieben ihm schmelzende Stücke am Bart und an den Brauen hängen.

In ratlosem Kummer blickte er durch den Wald hinauf zur Höhe, auf der sein Heimwesen lag — und wieder hinunter ins weiße Thal.

So stand er lange.

Dann plötzlich richtete er sich auf, als hätte er einen Rat gefunden und einen Entschluß gefaßt.

Er schüttelte den Schnee von seinem Körper und winkte mit der Hand durch den Wald hinauf.

„Thu dich nicht härmen, Kindl! Ich lös ihn ... wenn er noch lebt, so lös ich ihn!"

Er begann zu waten, durch den Wald ins Thal

hinunter, mit zäher Ausdauer den harten Weg erkämpfend, als wäre in seinen erschöpften Gliedern neue Kraft lebendig geworden.





9.

Der Abend dämmerte im verschneiten Thal. Hier und dort an einer Hütte schimmerte der Herdschein aus der offenen Thür, und droben auf dem Hügel, der das Kloster trug, leuchteten große Fenster mit strahlender Helle ins Grau hinaus. Hoch in den Lüften hingen trübe Nebelschleier, noch rötlich angeflogen von einem Nachglanz der Sonne, die im Westen freien Himmel gefunden; doch im Zwielicht der Tiefe war schon über den

Schnee ein mattblauer Schein gegossen, in welchem alle Zeichnung der winterlichen Landschaft sanft verschwamm und nur selten ein tiefer und bestimmter Schatten sich erkennen ließ: die Balkenmauer eines Hauses, ein Felsblock, die Stämme einer Baumgruppe. In diesem bläulichen Dämmerweben schmolz die Nähe mit aller Ferne zu einem engbegrenzten, ausgeglichenen Bilde zusammen, in dem das Thalgeländ seine Wellen und Wälder verloren hatte und die Berge niedrig erschienen wie leicht zu ersteigende Hügel.

Der Herdrauch, der aus den Dächern quoll, lag fein vertheilt in der kalten Luft und mischte sich mit dem dünnen Nebel, welcher aufdampfte aus dem Bett der Ache. Im Rauschen des zwischen vereisten Ufern dahinschießenden Wassers gingen die letzten Geräusche des entschlummernden Tages unter: das Geholper eines Karrens, menschliche Stimmen, die sich grüßend anriefen, und das Gebell eines Hundes.

Nur wenige Leute waren noch unterwegs, und sie hatten es eilig, die warme Stube zu erreichen. Bogen sie von der gebahnten Straße ab in einen der Seitenpfade, so verschwanden sie hinter den Schneewällen, und man sah nur ihre schwarzen Köpfe noch hingleiten über den bläulichen Dämmergrund.

Im Thal, da war der Schnee nicht so reichlich und schwer gefallen, wie droben auf den Gehängen der Berge.

Hier unten ging auch der Schneepflug, mit zwanzig und dreißig Rossen bespannt, und nach jedem neuen Schneefall mußten an die hundert Bauern Frondienste leisten, um die vom Kloster ausziehenden Wege und die Thalstraße am Ufer der Ache freizuhalten für den Verkehr der Salzkarren, für den Steuerschlitten des Zinsmeisters, für die Pferde und Maulthiere der zum Waidwerk reitenden Chorherren.

Schon wurden die Schleier des Himmels grau, und es dunkelte im Thal. Da gaukelte auf der Achenstraße der rußende Schein zweier Fackeln einher. Zwei Troßknechte des Klosters ritten dem Propste voran, der ihnen auf klingend geschirrtem Maulthier folgte, in warme Pelze gemummt. Lässig hielt er die Zügel, und in Gedanken versunken, war er weit hinter den Fackelträgern zurückgeblieben.

Plötzlich scheute sein Thier. Als Herr Friedrich aufblickte, sprang ein Mann, der über und über mit Schnee behangen war, aus dem Waldsaum hervor und faßte den Zügel des Maulthiers.

Der Propst erschrack und rief mit heiserer Stimme nach den Knechten. Aber beim Rauschen der Ache hörten sie den Ruf ihres Herren nicht und ritten weiter.

„Aus meinem Weg! Laß den Zügel meines Thieres! Oder ...“ Herr Friedrich wühlte unter seinem Pelz.

„Ohne Sorg, Herr!“ sagte der Mann im Schnee.

„Den Griff nach dem Eisen mögt Ihr lassen! Ich thu Euch nichts!“

„Wer bist du?“

„Der Bauer im Gotteslehen.“

Der Propst schien beruhigt, doch er antwortete nicht gleich.

„Was willst du von mir?“

„Ich hab gesehen, daß Ihr ausreitet, und so hab ich da gewartet auf Euch, um eine Bitt zu thun.“

„Eine Bitte? Und deshalb überfällst du mich auf offener Straße? Das ist nicht der Platz für eine Bitte. Komme zu mir ins Kloster! Morgen am Tag! Dann will ich deine Bitte hören.“

Herr Friedrich spornte das Maulthier, doch Greimold hielt den Zügel fest.

„Ich? Und ins Kloster? Habt Ihr denn nicht gehört, Herr Propst? Ich bin der Gotteslechner. Fangwild muß getrieben werden. Von selber lauft keines ins Garn.“

„Gib den Weg frei!“ befahl der Propst in Ärger. „Und ich erwarte dich morgen. Du bist im Kloster so sicher, wie jeder andere meines Landes.“

„Wie jeder andere im Land?“ sagte Greimold bitter. „Ja, Herr Propst, genau so sicher bin ich auch.“

Herr Friedrich lächelte über den Doppelsinn dieses Wortes, und sein Ärger schien verflogen.

„Aber bei all meiner Sicherheit ... es ist mir lieber, wir reden gleich da auf dem Fleck miteinander. Und höret Ihr auf offener Straß nicht gern eine Bitt... gut, Herr, so soll's ein Handel sein, den ich Euch und dem Kloster vorschlag ..."

Die Knechte mußten gemerkt haben, daß der Propst nicht hinter ihnen ritt. Mit erhobenen Fackeln kamen sie auf der Straße dahergesprengt.

Herr Friedrich winkte ihnen mit der Hand, daß sie bleiben sollten, wo sie waren, und rief: „Ich komme gleich. Der Mann da hat zu reden mit mir!" Er blickte auf den Bauer nieder, und beim Schein der nahen Fackeln sah er ein bleiches, erschöpftes Gesicht mit gramvollen Augen. Der Blick dieser Augen schien sein Mitgefühl zu wecken, denn er sagte freundlich: „Rede! Was willst du von mir?"

Greimold, ohne den Zügel des Maulthiers freizugeben, trat dicht an den Sattel heran. Die Erregung würgte ihm die Kehle, während er sprach:

„Herr Propst! Ich bin ein freier Bauer und muß nicht zinsen und steuern, wie man zu Unrecht verlangt von mir. Aber ich will dem Hader ein End machen und dem Kloster geben, was es begehrt. All Jahr von heut an, an Lichtmeß und Michelstag, will ich zahlen, was von den hörigen Bauern der beste ans Kloster zu steuern hat. Nur darf's nicht Zins und Steuer heißen,

es soll eine Gab sein, die ich dem Kloster aus freiem Willen hinleg, all Jahr, so lang ich noch leb. Das will ich beim heiligen Brod beschwören . . . und ich thu's, Herr Propst, so bald ihr den Jäger in Freiheit gebt, den Ihr um meinetwillen in Buß genommen."

Welchen Jäger? Ich verstehe dich nicht. Wen meinst du?"

„Den Jäger Irmi."

„Ich habe keinen Jäger dieses Namens."

In Angst, als hätte er aus diesen Worten einen Sinn gehört, der seine Sorge noch mehrte, klammerte der Gotteslechner seine Hand in das Pelzgewand des Propstes. „Den Jäger, Herr . . . den Jäger, der mir geholfen hat gegen Eure Fronknecht, die über mich hergefallen sind wie die Fanghund über ein zahmes Wild . . . den Jäger, der Eure heiligen Strick von meinen Händen geschnitten . . ."

„. . . Den meinst du!"

„Den mein' ich, ja! Den gebt mir wieder! Ich hab nimmer Rast und Ruh, so lang ich den Buben um meinetwillen in Buß und Elend weiß! Ich kauf ihn los, Herr Propst . . . doppelt und dreifach will ich dem Kloster Zins und Steuer geben . . . und wenn's nicht genug wär . . . redet, guter Herr, so redet doch . . . ich zahl an Bußgeld, was das Kloster verlangt! Und wär's auch mein halbes Gut und Heim! Aber gebt mir den Buben heraus! Der soll nicht leiden müssen!"

Seufzend nickte Herr Friedrich vor sich hin und murmelte: „Er hatte recht ... er fand einen Menschen!“ Sich niederbeugend, legte er seine Hand auf die Schulter des Bauern. „Greimold! Du bist ein treuer und redlicher Mann! Das will ich dir gedenken.“

„Herr ...“ stammelte der Gotteslechner, als wäre ein Schimmer von Hoffnung in ihm erwacht.

„Aber dem Jäger, den du meinst, dem kann ich die Freiheit nicht wieder geben. Der ist hartem Gesetz verfallen.“

Wortlos starrte Greimold zu dem dunklen Gesicht des Reiters auf; Schreck und Enttäuschung lähmten seine Zunge. Dann aber griff er nach dem Arm des Propstes und zerrte an ihm, daß Herr Friedrich fast im Sattel wankte. „Herr, guter Herr ...“ seine Stimme klang wie rauhes Schluchzen, „schauet mich an ... ich leb und sterb für mein freies Mannstum ... aber geht's nimmer anderst, so soll's halt sein in Gottesnamen ... nehmt mir die Freiheit, Herr! Morgen komm ich und laß mich scheeren ... und will dem Kloster ein Höriger sein in aller Treu. Aber gebt mir den Jäger heraus! Den muß ich haben!“

Der Propst versuchte seinen Arm zu lösen. „Laß mich in Ruhe, Bauer!“ Seine Stimme klang müd und ärgerlich. „Ich hab dir's ja schon gesagt: den kann ich dir nimmer geben ... den hab ich selbst verloren. Könnt ich ihn dem Leben zurückgewinnen ...“

„Herr ...“ Dem Gotteslechner fielen die Arme, als wären sie gelähmt.

„Könnt ich das ... ich gäbe mehr dafür, als der Haarschopf deiner Freiheit wert ist.“

„Tot?“ Das klang mit erstícktem Laut in die sinkende Nacht. „Der Bub ist tot?“

„Geh! Und laß mich in Ruhe! Ich kann mir nicht helfen ... und dir auch nicht. Gott verzeih mir meine Schwäche!“

Herr Friedrich spornte das Maulthier, daß es schnaubend zu traben begann. Die beiden Knechte hielten die Fackeln hoch und schlossen hinter dem Propst die Straße.

Regungslos stand Greimold im Schnee und starrte mit nassen Augen der gaukelnden Helle nach. Als sie verschwunden war, reckte er sich auf.

„Kloster! Den Buben, den sollst mir zahlen! Der kostet Blut!“

Er zog das Eisen halb aus der Scheide und stieß es wieder zurück.

Keuchend ging sein Atem, als er sich auf der Straße niederkniete, um die Schneereifen unter seine Schuhe zu binden.

Da leuchtete über der Ache drüben, auf der steil zum Kloster führenden Straße, der Schein der Fackeln wieder auf. Die Knechte waren aus dem Sattel ge-

stiegen, und der eine führte die beiden Pferde, der andere das Maulthier, welches Herrn Friedrich trug.

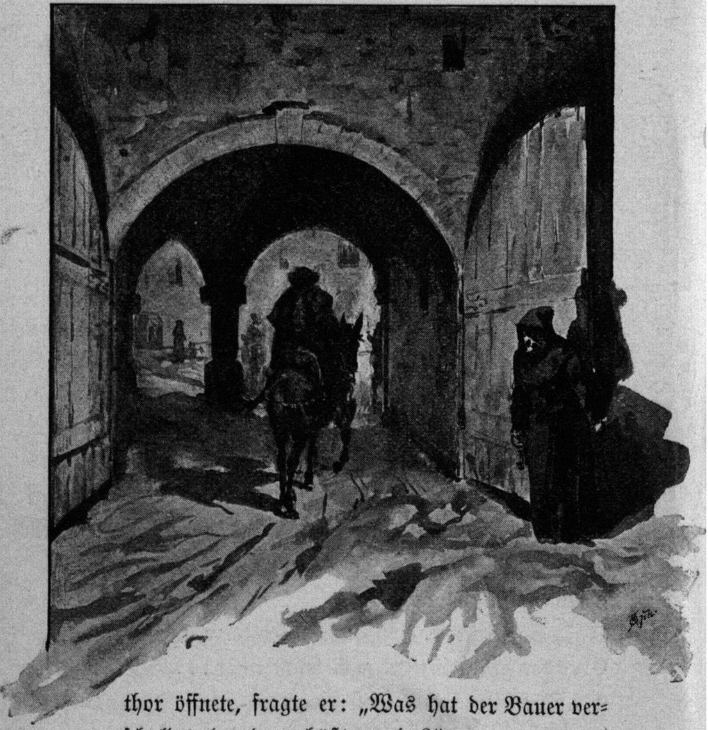
Droben die Bürgergasse, die war schon menschenleer und still. Wie zwei hohe schwarze Zäune, so zogen sich die winkeligen Giebelwände der Häuser unter den schwer beschneiten Dächern hin. Nur selten schimmerte matter Lichtschein aus den Ritzen der geschlossenen Fensterläden. Doch aus dem Klosterthor, vor welchem die Schlagbrücke schon über den Graben gelegt war, um den Herren einreiten zu lassen, fiel die flackernde Helle eines Pfannenfeuers. Stimmen und Gelächter im Laienhof, dazu das jämmerliche Wehgeschrei eines Menschen.

Vor der Thüre der Fronstube war ein Bauer mit entblößtem Rücken an den Bußpfahl gebunden. Knechte und Fronboten standen mit Schwatzen um den schreienden Sünder her, und der Scherg, der dem Bauer die gesalzene Rute zu kosten gab, hatte just mit lauter Stimme gezählt: Neunundzwanzig!

„So, Brüderl, und jetzt den letzten zu unseres Herren Ehr, der grad einreitet zum Klosterthor ... dreißig!“

Der Gezüchtigte stieß einen gellenden Schrei aus, dann war er still und hing ohnmächtig in den Stricken des Bußpfahles.

Mit abgewandtem Gesicht, ohne den Gruß der Knechte zu erwidern, ritt Herr Friedrich durch den Laienhof. Den Bruder Pförtner, der dem Propste das Innen-



thor öffnete, fragte er: „Was hat der Bauer verschuldet, der da gebüßt wurde?“

„Ich weiß nicht, Herr! Sie haben ihn gebracht vor einer Weil, und Herr Wernher hat ihm dreißig Gnädige zugesprochen.“

„Recht gnädig sind sie ausgefallen!“ meinte der

Propst mit galligem Spott. „Da darf der arme Bauer von Glück sagen, daß er die Scharfen nicht zu schmecken bekam! Ja, guter Bruder, wir haben einen milden und barmherzigen Dekan!“

Die „Gnädigen“, das waren Hiebe mit der blanken Rute, während die „Scharfen“ mit der Geißel verabreicht wurden, in deren Stricke kleine Bleikugeln eingeknotet waren.

Im Korridor des Stiftes harrte der Bruder Kämmerer, um seinem Herren die Leuchte voranzutragen.

„Rufe mir den Dekan!“

„Herr Wernher erwartet Euch.“

„Mich?“ Der Propst sah verwundert auf.

„Er hat schon mehrmals in Ungeduld nach Euch gefragt und wartet seit einer Stunde in Eurem Gemach.“

Herr Friedrich zog eine verdrießliche Miene, wie in Ahnung, daß ihm unwillkommene Dinge bevorstünden. In müder Gemächlichkeit stieg er die Treppe hinauf. Plötzlich blieb er stehen, wie von jäher Unruh und Sorge erfüllt. „Bruder?“ Forschend sah er in das glatte, regungslose Gesicht des jungen Mönches. „Du hast Augen und Ohren, du siehst das Gras wachsen und hörst in der Nacht die Mäuse laufen. Sag mir ... ist etwas geschehen?“

„Ich weiß nicht, Herr ...“

„Ich meine ... ob dort unten etwas geschah ... in der stillen Mauer?“

„Herr, ich verstehe nicht.“

In Ärger murmelte der Propst ein Wort und kehrte dem Bruder den Rücken. Vor der Thüre seines Gemaches sah er Reinold den Falkner stehen. Er fuhr ihn zornig an: „Warum hütest du nicht meinen Falken, wie ich dir befahl?“

Reinold stotterte: „Herr Wernher hat mich aus der Stube geschickt!“

„Geh!“

Hastig trat Herr Friedrich in sein Gemach, in dem das Kaminfeuer und die Kerzen brannten und ohne den Gruß des Dekans zu erwidern, der sich, mit einem gefalteten Pergament in der Hand, von einem Sessel am Tisch erhob, eilte er auf seinen Falken zu. Mit Fessel und Haube saß der weiße Beizvogel wie schlummernd in seinem Ring — und Herr Friedrich war beruhigt. Er blickte zu Wernherus hinüber. „Daß du auf mich wartest, das ist seltene Ehre, die du deinem Herren gönnst.“

„Eurer Würde die Ehre, die ihr gebührt! Daß ich hier warte, das ist Geschäft.“

„So?“

Der Propst überließ sich den Händen des dienenden Bruders. Der zog ihm die hohen, mit Lammfell gefütterten Stiefel von den Beinen, schälte ihn aus den kostbaren Pelzen, brachte ihm die linden Schuhe und den warmen Hausrock. Während das geschah, fragte Herr Friedrich:

„Was hat der Bauer gethan, dem du die Gnädigen zugesprochen?“

„Er schuldet noch den Zins vom Michelstag und hat auch die Lichtmeßsteuer nicht bezahlt. Der Zinsmeister gewährte ihm eine Frist von drei Tagen. Und heute wurde der Bauer ertappt, wie er auf dem Untersberge heidnischen Unfug trieb. Er wollte den König Wute beschwören und Gold suchen.“

„Wieder solch ein armer Narr! Ist das nicht der neunte seit einem Jahr? Und jeden habt ihr geprügelt bis aufs Blut. Da siehst du, was deine gnädige Rute nützt. Nein, Wernherus, mit Schlägen treibst du dem geplagten Volk die alten Mären nicht aus dem Herzen. Schaff ihm gute Zeit, oder wenn du das nicht kannst, so gieb ihm eine Hoffnung, an der es mit träumender Seele hängen kann. Dann wird es sich die harte Zeit gefallen lassen, weil es an die bessere glaubt, die kommen soll.“

„Das Volk soll an Gott und die Heiligen glauben! Seine Hoffnung soll der Himmel sein!“

„Der Himmel liegt hinter dem Tod. Geplagtes Volk aber will eine Hoffnung fürs Leben.“

„Wie klug Ihr seid, Herr Friedrich! Erfindet doch solche Hoffnung ... und ich gebe sie dem Volk.“

„Die zu finden ... hältst du das für gar so schwer? Man muß nur das gute Alte wenden für neuen Ge-

brauch ... aus dem Rock des Urahnen einen Kittel für den kleinen Enkel schneiden. Hat mir nicht Hans Pütrich neulich von einer alten Bäuerin erzählt, die noch immer nicht glauben kann, daß der Kaiser Rotbart tot ist? Gut ... so laß ihn doch leben für unsere Bauern. Er hat es um unser Stift verdient, daß wir ihm Ehre übers Grab hinaus erweisen. Und besser, unsere Bauern hoffen auf einen Kaiser, der ein Christ war, wenn auch ein recht bedenklicher — als daß sie ihr armes Hoffen und Sehnen an den verblaßten Spuck des alten Wotan hängen. Sieh, mein treuer Wernherus, ich halte dich für einen geschickten Mann ..."

„Daß ich es bin," erwiderte Wernherus mit seinem steinernen Lächeln, „das will ich Euch noch in dieser Stunde beweisen."

„So? Du machst mich neugierig! ... Aber im Ernst, du bist ein geschickter Mann! Zeig es doch hier an diesem Fall. Mache so etwas, das sich ansieht wie ein erstaunliches Wunder ... ein Abenteuer, dessen Kunde wie Feuer durch alle Köpfe fliegt und alle Herzen gruseln macht. Suche dir einen klugen Menschen, der bei Gelegenheit die unterirdischen Hallen des Berges offen sieht. Das müßte natürlich an einem hohen Kirchenfest geschehen ... wenn ein paar hundert Menschen beisammen sind ... vielleicht am Ostertag, oder an Pfingsten, wenn der heilige Geist die frommen Seelen erleuchtet."

So plauderte der Propst mit tändelndem Spott. Wernherus aber war ernst geworden. Er lauschte, und Herrn Friedrich unterbrechend, sagte er zu dem dienenden Bruder: „Was du hörst, das soll nicht über deine Zunge kommen. Ich befehle dir Schweigen bei deinem klösterlichen Eid."

Erheitert lachte der Propst. „Schlägt mein Gedanke schon Wurzel in deiner weitblickenden Seele? Ja, nimm die Sache nur ernst! Und laß dir helfen vom buckligen Isengrim. Der hat Phantasie ... wie alle Krüppel. Und dein Mann, weißt du, der muß einen schweren Kummer haben, vielleicht konnte er die Steuer nicht bezahlen, und gehetzt von deinem wohlwollenden Medardus, flüchtet er auf den Untersberg. Da begegnet ihm ein kleiner, freundlicher Mönch, dem Frömmigkeit und ein gutes Herz aus den blauen Augen schauen ... solche Mönche hat es einmal gegeben, und ich hoffe, es kommt noch eine Zeit, in der sie wieder gedeihen ... und der gute Mönch, der frägt deinen Mann um seinen Kummer ... dann kann er mit dem Kreuz an den Felsen schlagen, es öffnet sich der Berg, und sie steigen hinunter in goldene Kammern, in denen Edelsteine als Mond und Sterne leuchten. An steinernem Tisch, da sitzt der Kaiser, umgeben von tausend Fürsten und Rittern. Sein roter Bart ist dreimal um den Tisch gewachsen. Und gieb dem Kaiser zwei traurige Augen ins Gesicht ... der alte Wute,

der hatte nur eines, denn mit zweien hätte er auf Erden der bösen Dinge zu viel gesehen ... und statt des schwarzen Hutes gieb ihm die deutsche Krone!"

„Und weiße Tauben, anstatt der Raben ..."

„Nein, Wernherus! Seine Raben, die laß ihm nur! Die mag das Volk sich deuten nach seinem Geschmack. ‚Noch immer fliegen die Raben!' ... das klingt, das bleibt ihm Ohr. Und weil sie noch fliegen, drum müssen die Augen des Kaisers traurig schauen ... denn er sieht, wie wir hausen im Land!"

Wernherus furchte die Stirne. „Herr, das ist übler Spott!"

„Nein, du Treuer! Das ist ein Wort voll kluger Vorsicht. So mußt du vor deinem Mann den Kaiser reden lassen! Wenn er redet wie deine Kapläne, dann glauben unsere Bauern die ganze schöne Geschichte nicht. Laß ihn nur schelten auf das Kloster! Je mehr, so besser! Hätten unsere Bauern schon jetzt den Himmel auf Erden, dann wär 's nicht nötig, daß sie geduldig hoffen auf die gute Zeit, die ihnen kommen soll, wenn der Kaiser mit seinen tausend Fürsten und Rittern einmal hervorsteigt aus dem Berg. Dann wird er allen deutschen Christen das weiße Glück bringen, wird alle Fronboten, Vögte, Zinsmeister und Dekane kürzer machen um einen Kopf, und wenn das Blut der Bösen vertrocknet ist im Sand des Richtplatzes, wird er die steuerfreien Lehen an die

Gottgläubigen und Treuen vertheilen, wird auf dem Walserfeld seinen goldenen Friedensschild an den Birnbaum hängen, und aus den Steinen der gebrochenen Klöster wird er fromme Kirchen bauen, in denen ein Gott der Liebe wohnt und mit ihm der Heiland und seine gute Mutter!"

Die Stimme des Propstes hatte ihren spöttischen Klang verloren — wie ein Träumender sprach er halblaut vor sich hin.

Da war es Dekan Wernherus, welcher spottete: „Ihr redet, Herr, als wärt Ihr Eurem eigenen Märlein der erste Gläubige."

Langsam hob Herr Friedrich die Augen. „Ich wollte, es wäre so, dann wär ich auch der erste, der sich getröstet fühlt!" Nun lachte er wieder, schlüpfte in den Hausrock, den ihm der Bruder Kämmerer hinhielt, schmiegte sich in den Sessel und streckte die Beine. „Machst du die Sache klug, dann hast du doppelten Gewinn: einen für dein frommes Gemüt, denn du hängst ein neues christliches Mäntelchen um ein altes Stück Heidentum in den Herzen der Bauern ... und einen zweiten als Dekan des Stiftes, denn die Bauern, wenn sie eine Hoffnung auf kommende Zeiten haben, werden deine gnädige Rute und das Wohlwollen deines Zinsmeisters geduldiger ertragen."

„Ja, Herr Friedrich, Euer Einfall könnte nützlich

werden," sagte Wernherus mit unbeweglichem Gesicht. Doch in seinen Augen, die auf dem Propste ruhten, funkelte es mit drohendem Feuer. „Nur eine Frage noch. Wenn der gebannte Kaiser von den überflüssigen Köpfen der Vögte, Zinsmeister und Dekane spricht ... soll er da nicht auch von den Pröpsten reden?"

„Das halte, wie du magst!" Lächelnd hüllte sich der Propst in den linden Pelz seines Hausrockes. „Aber nun sag mir: weshalb die Ungeduld, mit der du mich erwartet hast? Was ist das für ein Geschäft, an dem du mir deine Geschicklichkeit beweisen willst? Was hältst du da in der Hand?"

Wernherus wandte sich an den dienenden Bruder, der beim Lager des Propstes beschäftigt war. „Entferne dich! Doch lege zuvor noch ein paar schwere Klötze ins Feuer! Herr Friedrich friert so viel in der letzten Zeit."

„Da hast du recht!" Seufzend nickte der Propst vor sich hin. „Mir ist kalt geworden an Leib und Seele."

„In Eurem Alter ein bedenkliches Zeichen! Ihr solltet Euch vorsehen und den Medikus zu Rate ziehen."

„So? Meinst du?"

In der Kaminhöhle knisterte und krachte das Holz, das der Bruder Kämmerer über die glühenden Kohlen häufte. Schweigen war in der Stube, bis der junge Mönch die Thüre hinter sich geschlossen hatte.

„Nun? Dein Geschäft?“

Wernherus, das Pergament entfaltend, trat näher zum Sessel des Propstes. „Ihr seht mich in übler Sorge, Herr! Dieser Tag hat eine Botschaft gebracht ...“

„Wer schickte sie?“

„Der kaiserliche Vitztum in Franken. Und was er meldet, könnte für unser Stift eine kostbare Nachricht sein. Reicher Besitz, eine starke Burg mit Dörfern und Höfen, mit Forsten und Feldern, könnte an das Kloster fallen ...“

„Könnte? Mache daraus ein ‚wird‘!“

„Zwischen diesem Wunsch und seiner Erfüllung liegt ein Hindernis.“

„Ein unüberwindliches?“

„Nein.“

„So räum es beiseite!“

„Das will ich. Gebt Ihr zu allem Notwendigen, das geschehen muß, Eure Zustimmung?“

„Wenn nichts geschieht, was gegen ein Recht des Kaisers und meines Vetters in Baiern ist?“

Wernherus lächelte. „Nein, Herr!“

„Dann hast du Vollmacht, zu thun, was dir nötig scheint.“

„Wollt Ihr die Botschaft nicht lesen?“

Gelangweilt machte der Propst eine Bewegung mit der Hand. „Auf solche Dinge verstehst du dich besser!“

„Es könnte sein, daß diese Botschaft Eurem Herzen eine Freude bringt.“

Herr Friedrich hob sich aus der Lehne des Sessels, und die Brauen runzelnd, sah er mit zornigem Blick zu Wernherus auf. „Wenn es so wäre, dann hättest du mir die Botschaft verschwiegen!“



„Ihr verkennt mich, Herr . . .“

„Schon gut! Wir beide wollen uns keinen Fasching vorgaukeln. Ich und du, wir kennen uns! . . . Gieb her!“

Wernherus reichte seinem Herrn das Pergament. Dann stand er mit seinem kalten Lächeln und betrachtete wie in Neugier das Gesicht des Propstes.

Herr Friedrich hatte kaum zu lesen begonnen, als ihm ein erstickter Laut der Überraschung und des Schreckens über die Lippen glitt. Der Inhalt des Blattes erregte ihn so sehr, daß ihm die Hände zitterten und sein Gesicht alle Farbe verlor.

Es war die Nachricht, daß Graf Walter von Immhof, der Herr der Immenburg, auf der Jagd von einem Bauern erschlagen wurde.

Erschüttert ließ der Propst die Hände mit dem Pergament in den Schoß sinken und sprach mit erloschener Stimme vor sich hin: „Der Tod des Bruders wäre das Leben des anderen gewesen! Macht, Besitz, That und Freude, ein schönes, stolzes, lachendes Erdenglück ... und alles begraben in schwarzer Mauer!“

„Eine Mauer kann fallen.“

Herr Friedrich blickte auf, als hätte er nicht verstanden.

„Graf Walter war unvermählt, sein Erbe ist der jüngere Bruder,“ sagte Wernherus mit trockenem Ton. „Nach bairischem Erbrecht, das für die Kapitularen unseres Stiftes in Geltung ist, kann der Chorherr Irimbert von Immhof als Diener Gottes von seinem Erbe für sich selbst nicht Besitz ergreifen. Doch steht ihm das Recht zu, frei über sein Erbe zu verfügen. Er kann es an einen Blutsverwandten seines Hauses geben, an seinen Vetter Wolfgang von Immhof ... oder an das Kloster. Und ich meine, daß er Ursach hätte, sich dankbar gegen die Kapitularen unseres Stiftes zu erweisen, wenn sie ihm die Freiheit wieder geben, die er verlor, und das Leben, das er durch schwere Sünde verwirkte. Meinet Ihr das nicht auch, Herr Friedrich?“

Der Propst war erschrocken aufgesprungen und wehrte mit beiden Händen. „Nein, nein, nein, das ist übler Handel, ich will nichts wissen davon! Laß mich in Ruhe!“ stammelte er mit heiseren Lauten. „Er ist mir lieb gewesen, lieber fast als mein eigenes Leben! Ich hätte meine linke Hand dafür gegeben, um ihn zu retten. Aber jetzt ... er hat Gott gelästert ... ich habe nicht den Mut, das Gesetz zu biegen! Das wag ich nicht ... um einen Wald und einen Acker!“

„Sagt: um eine feste Burg, um Mannen und Bauern, um Dörfer und Höfe! Habt Ihr den Mut nicht, unserem Stifte solchen Besitz zu gewinnen ... so will ich es wagen. Und biege das Gesetz.“ Wernherus lächelte. „Und ich weiß, daß ich im Sinne Gottes handle. Was wir gewinnen, soll dem Wohl der Kirche dienen und wird ihr nützlicher sein, als das Leben eines armen Narren.“

Herr Friedrich schien ruhiger geworden. Mit blitzenden Augen trat er vor Wernherus hin. Doch seine Stimme bebte noch von innerlicher Erregung. „Jetzt ... da er nach vier entsetzlichen Monden in der Nacht seiner Mauer gebrochen sein muß an Geist und Körper ... jetzt, da ihn dein Ehrgeiz nimmer zu fürchten braucht, jetzt willst du aus seinem zerstörten Leben noch einen Vortheil pressen?“

„Ja, das will ich!“

Der Propst mochte alles andere erwartet haben, nur nicht diese kurze, offene Antwort. Er trat zurück, als ginge von dem eisigen Lächeln des Wernberus eine Kälte aus, die ihn schauern machte. „So thue, was dir gut dünkt ... zur Ehre Gottes!“ sagte er rauh. „Und gelingt es dir, so will ich mich freuen um dieses Ärmsten willen, dem das Leben wieder gegeben ist. Aber ich fürchte, deine Rechnung hat einen Fehler. Das Gesetz zu brechen und offen wider Gott zu stehen ... da wird sich wohl mancher besinnen im Kapitel ... so mancher, dessen Stimme gehorsam in deiner Hand war, als du es versuchen wolltest, mir den Fürstenmantel von der Schulter zu reißen.“

„Eine Offenheit gegen die andere! Damals, ja, da war ein Fehler in meiner Rechnung. An jenem Abend wart Ihr und Euer Vetter in Baiern der Stärkere. Und Ihr seid es noch immer. Aber wer den Sieg hat, dem wird die Gnade leicht. Ihr seht, ich bin ein Reuiger ... hab ich doch selbst die Chorherren zum Fußfall vor Euch geschickt! Und den Frevel meiner falschen Rechnung will ich durch den Eifer sühnen, mit dem ich für das Wohl unseres heiligen Hauses handle. Aber der Himmel behüte, daß ich unseren Kapitularen zumuten sollte, das Gesetz zu brechen und offen wider Gott zu stehen. Doch ich hoffe, daß sich keiner besinnen wird, ein Urtheil umzustoßen, das mit ungerechter Übereilung gefällt wurde ... und welches ungesetzlich war.“

„Ungerecht? Und ungesetzlich?“ rief Herr Friedrich, gereizt durch den Hohn, der in den glatten und ruhigen Worten des Wernherus lag. „Du findest den Mut, mir das ins Gesicht zu bekennen?“

„Weil ich erkannte, daß Irimbert von Immhof an jenem Abend nicht Herr seiner Sinne war. Er sprach aus gestörtem Geist. So glaubt der Medikus, und er will es dem Kapitel beweisen. Auch Heinrich von Eschelberg, Linhart Scharsach und die beiden Kapläne, mit denen ich sprach, sind der gleichen Meinung.“

Der Propst schlug die Hände ineinander, warf sich in den Sessel und lachte, daß die Wände der Stube hallten. Doch es war kein heiteres Lachen — es hatte schrillen und harten Klang.

„Aber bedenke doch, du Gerechter ... wenn das Opfer deiner Übereilung gestörten Geistes war ... wie kann ein Irrsinniger über eine feste Burg verfügen, über Mannen und Bauern, über Dörfer und Höfe? Das ist doch gegen dein bairisches Erbrecht?“

„Ein Kranker kann genesen.“

„Ach so? Wenn das Testament gezeichnet und gesiegelt ist, dann wird dein braver Medikus beweisen, daß Irimbert von Immhof sich des gesündesten Verstandes erfreut?“ Wieder lachte der Propst.

„Euer Lachen, Herr Friedrich, kostet wertvolle Zeit! Ihr müßt das Kapitel berufen und dürft keine Stunde

mehr versäumen. Seit vier Tagen hat Immhof die Speisen nicht berührt, die ihm der Küchenwart in die Mauer schob."

Der Propst erhob sich erschrocken. Mühsam seine Erregung beherrschend, sagte er: „Dann hat es Eile! Nur schnell! Geh! Berufe das Kapitel! Du hast Vollmacht, ganz nach deinem Willen zu handeln ... ich lege alles in deine Hände."

Wernherus nahm das Pergament vom Tische. „Sind die Kapitularen versammelt, so schick ich den Ulrich Thurn, um Euch zu holen."

„Den Weg zu mir, den spar ihm!" Herr Friedrich wandte sich ab. „Führe nur du den Vorsitz! Sag ihnen, daß ich krank bin. Ich will mich zu Bett legen ... denn mir ist übel!"

„Soll ich Euch den Medikus schicken?"

„Nein."

„Noch eines. Finden wir Immhof noch am Leben, und ist er gelöst, so soll er vorerst nicht erfahren, was ihm die Freiheit gab. Das würde unserem Zweck mehr schaden, als nützen. Es soll mir überlassen bleiben, mir ganz allein, ihm zu sagen, was ich für nötig halte, und dazu die rechte Stunde zu wählen ..."

„Ja, ja, ja!"

„Hab ich Euer fürstliches Wort?"

„Ja, ja! Was stehst du noch und schwatzest! Geh doch! Verliere nicht die kostbare Zeit!"

Wernherus lächelte. „Wie besorgt Ihr um den Vortheil unseres Stiftes seid! Die Hoffnung des Gewinnes brennt in Euren Augen und stammelt aus Euren Worten! Wenn Euch nicht allzu übel ist, so betet, Herr, daß wir den reichen Erben noch am Leben finden. Und seht Ihr jetzt, wie nützlich es war, daß ich in all den kalten Nächten die Mauer wärmen ließ? Was Euch als Grausamkeit erschien, um die Qual des Gerichteten zu verlängern ... das war heilige Vorsehung, war ein Wink des Himmels. Ihr habt mich arg verkannt! Aber labt Ihr Euch morgen wieder am Anblick Eures Lieblings, so hoff ich, Ihr werdet meiner in Dankbarkeit gedenken."

Zorn und Sorge wühlten im Gesicht des Propstes. Mit geballten Fäusten stand er, bis sich die Thüre hinter Wernherus geschlossen hatte. Dann wankte er mit gestreckten Armen durch die Stube, warf sich über den Betschemel, höhlte die zitternden Hände um die Füße des Gekreuzigten und küßte ihm die von roten Tropfen überronnenen Zehen.

„Laß ihn noch leben, du Guter! Laß ihn noch leben! Heb ihn barmherzig herauf aus der Nacht, in die ihn meine Schwäche hat fallen lassen! Maxima mea culpa! Schuldlos ist er ... und ich bin der Schuldige! Auf mich wirf all deinen Zorn, und ihm sei gnädig! In ihm war Licht und Leben, in mir ist Tod

und Nacht! Ein Sünder bin ich, ein arger Sünder! Mea culpa, mea culpa ...“

Mit solcher Inbrunst hatte Herr Friedrich noch nie gebetet, und noch in keiner Not seines Lebens war er so gläubig gewesen.

Er lag auf den Knieen, bis ihn das Geläut der Kapitelglocke aufschreckte.

Ruhelos schritt er in seiner Stube auf und nieder. Und immer fror ihn, obwohl das Feuer im Kamin mit großer Flamme brannte. Und bald stand er bei der Thüre, um zu lauschen, bald am Fenster. Und seines Falken vergaß er völlig.

Es war späte Nacht geworden, als er eilige Schritte im Korridor vernahm. In Ungeduld riß er die Thüre auf.

Hans Pütrich kam, heftig erregt und dennoch lachend.

„Herr! Wißt Ihr, was geschehen ist im Kapitel! Den Immhof haben sie schuldlos und ledig gesprochen ... mit allen Stimmen gegen eine ...“

„Wer war es, der dagegen sprach?“

„Dekan Wernherus. Ich sag Euch, Herr ... schad, daß Ihr das versäumt habt! Noch nie im Leben hab ich einen lustigeren Schabernack gesehen, als den heiligen Ernst, mit dem sie geredet haben!“

„Und jetzt?“

„Sie sind schon hinunter und legen die Mauer nieder.“

„Komm, Pütrich," stammelte der Propst und umklammerte den Arm des Chorherren, „komm, ich muß ihn sehen ... nur sehen, daß er lebt!"

„Bleibet davon, Herr! Das wird ein übles Schauspiel ..."

„Komm! Komm!" Und Herr Friedrich riß den Chorherren mit sich fort.

Sie vernahmen aus der Tiefe herauf die dumpfen Klänge eines Chorals. Dann verstummte der Gesang, und als sie zur letzten Treppe kamen, hörten sie schon die klingenden Schläge der Spitzbeile, mit denen man die Mauer brach.

Trüber Schein erfüllte den Kellergang und zitterte über den dichtgedrängten Gestalten der Chorherren, welche schweigend die sinkende Mauer umstanden. Einige von ihnen trugen brennende Kerzen und hielten die zuckenden Flämmlein über die Köpfe empor. In das Wachs der Kerzen war Weihrauch eingeschmolzen, so daß es im Kellergewölbe duftete wie in einer Kirche.

Drei Brüder thaten die Arbeit; unter ihnen Bruder Eligius der Schlächter; mit aller Kraft seiner Arme schlug er auf die Steine und auf den Mörtel los, der schon so hart geworden, daß bei jedem Beilschlag bläuliche Funken aufsprühten.

Hinter der Mauer, die schon zur Hälfte gefallen war, ließ sich kein Laut vernehmen, kein Geräusch, kein

Seufzer, der Hauch keines Atems. Und der Schein der Kerzen vermochte nicht die Finsternis zu erhellen, welche die Mauerhöhlung erfüllte.

Aus der Luke, die sie in die Wand gebrochen hatten, quoll eine so grauenvolle Luft hervor, daß jene, die zunächst der Mauer standen, Mund und Nase mit dem Ärmel bedeckten. Linhart Scharsach, als er den Propst gewahrte, rief ihm entgegen: „Kehret um, Herr Friedrich! Ihr seid ein Kranker . . . aus dem stillen Kämmerlein geht ein Wohlschmack aus . . . der könnt Euren leidenden Magen in üblen Aufruhr bringen!“

Das rohe Wort fand bei den anderen keinen Widerspruch, doch es weckte auch kein Lachen. Sie alle standen wortlos, die einen in erregter Spannung, die anderen in Scheu und Grauen.

Da fielen die letzten Steine der Mauer.

Herr Friedrich, der seine zitternde Ungeduld nich länger zu bekämpfen vermochte, drängte sich durch den Kreis der Chorherren, und vorgebeugten Hauptes in die finstere Höhlung stierend, rief er mit heiserer Stimme:

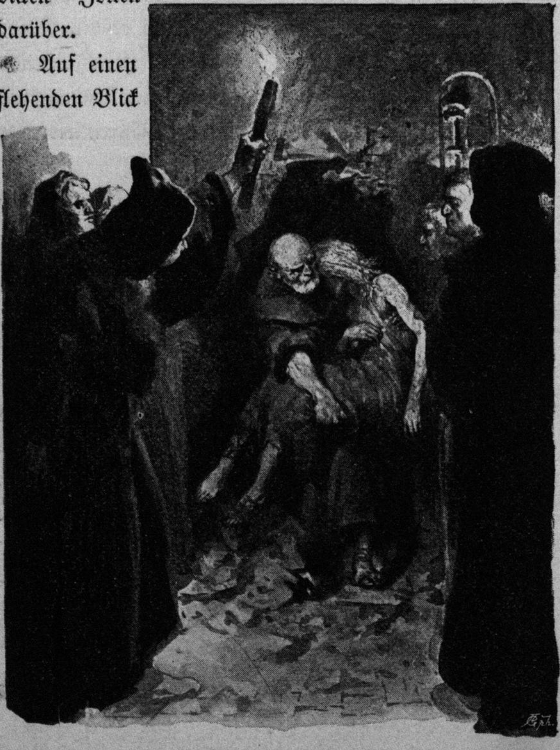
„Immhof! . . . Immhof! Du bist erlöst! . . . Wenn du noch lebst, so tritt heraus in die Freiheit!“

Keine Antwort kam. Nichts rührte sich in der dunklen Zelle.

„Barmherziger Gott . . .“

Mit diesem stammelnden Laut, in Thränen, riß Herr

Friedrich einem der Chorherren die Kerze aus der Hand und leuchtete in die Finsternis. Da gewahrte er in einer Ecke der Höhlung einen Klumpen, grau und weiß — eine regungslos in sich zusammengekauerte Gestalt, deren Gesicht man nicht sehen konnte, denn weißes Haar hing in dicken Zotten darüber. Auf einen flehenden Blick



des Propstes sprang der Bruder Schlächter in die Mauerhöhle und bückte sich.

„Er muß noch leben, Herr! Er ist nicht starr, wie ein Toter ist. Seine Arme hängen lind herunter."

„Trag ihn heraus! Trag ihn heraus!"

Jetzt drängten sie alle näher, alle Stimmen schwirrten in Erregung durcheinander.

Da brachte ihn Bruder Eligius auf den Armen getragen — ein Gerippe fast, umhangen von den halbverfaulten und zerfressenen Fetzen des Chorherrenkleides, die gelbe Haut der ausgemergelten Arme von der Kälte zerrissen, die Hände mit Wunden bedeckt, das abgezehrte Gesicht von weiß gebleichten Haaren umfilzt, mit Augen, die nicht zu sehen schienen, obwohl sie groß und weit geöffnet waren — wie in geistiger Entrückung brannten sie unter den weißen Wimpern.

Herrn Friedrich fiel die Kerze aus der Hand. „Das ist entsetzlich ... das kann ich nicht sehen ..." Von Grauen geschüttelt, daß ihm die Zähne knirschten, bedeckte er das Gesicht und stürzte von der Mauer fort. Hans Pütrich, der ihn taumeln sah, nahm ihn unter den Arm, führte ihn die Treppe hinauf und brachte ihn bis in seine Stube. Er wollte bei ihm bleiben, aber Herr Friedrich schickte ihn wieder fort. „Geh hinunter ... zu ihm hinunter ... und komm wieder ... und sag mir, wie es ihm geht!"

Zitternd saß der Propst in seinem Sessel, mit kalkweißem Gesicht und verstörten Augen.

Der Bruder Kämmerer mußte ihm dampfenden Würzwein holen. Gierig schlürfte er den heißen Trank — und erbrach ihn wieder. Er ließ sich zu Bett bringen, und da ihn unter den warmen Decken noch immer fror, mußte der Bruder einen ganzen Berg von Fellen auf ihn häufen, bis ihm der Schweiß aus allen Poren brach.

Als nach Mitternacht Hans Pütrich wieder kam, streckte ihm der Propst die Arme entgegen.

„Lebt er? Lebt er?"

„Ja, Herr! Aber ob sie ihm das Leben erhalten können, das weiß ich nicht. Alles läßt er mit sich machen und redet kein Wort ... er kennt wohl auch gar nicht, was geschieht mit ihm. In seinem Blut muß schwere Krankheit liegen."

„Was sagt der Medikus?"

„Ihr wißt ja, wie er ist. Wenn er sich nimmer zu helfen weiß, so redet er lateinisch. Er sagte: ‚Ex prima fronte febrim esse videtur, quem typhon medici vocant!' Erst haben sie ihn gebadet, und jetzt liegt er drüben in der Krankenstube."

Der Propst fuhr erschrocken auf. „In dem Bett, in dem der alte Scharsach starb?"

„Die Krankenzelle hat kein anderes. Es ist das Bett, das auf uns alle wartet. Und jetzt gebt Euch ruhig,

Herr! Wenn Gott und Natur nicht helfen, der Medikus mit seinen Tränklein und Eure Sorg, die machen's nicht."

Das Gesicht von Schweißperlen bedeckt, bis zu den Ohren unter die Decken und Felle gemummelt, lag Herr Friedrich, ohne den Schlummer finden zu können.

Hans Pütrich mußte bei ihm wachen, bis der Morgen graute.

* * *

Ein trüber Tag stieg auf. Der ganze Himmel war verhangen mit grauem Gewölk, und neuer Schnee schien fallen zu wollen. Hoch droben, um die Zinnen des Wazmann und der Wazmannkinder, begann es im ersten Frühlicht schon zu stöbern. Und langsam zogen die weiß fallenden Schleier über den Königssee heraus und gegen den hohen Göhl.

Als es völlig Tag geworden, fielen auch über dem Gotteslehen schon die Flocken.

Beim eingeschneiten Hagthor stand der Steinhauser mit Ruglind und dem Altsenn. In Sorge blickten sie über die weißen Wiesen gegen den Wald hinunter, auf

den Hauswirt harrend, der zur Nacht nicht heimgekommen war.

Schon am Abend hatte der Altsenn gemeint: „Wir müssen ihn suchen, er kommt nimmer aufwärts durch den Schnee.“

Aber der Steinhauser hatte die Gesindleute beruhigt. „Er ist hinunter zum Jägerhaus ... und ich denk, er wird den halben Tag gebraucht haben, bis er drunten war. Da muß er doch rasten! Ich sag, er kommt nicht heim vor der halben Nacht. Da ist noch allweil kein Grund zur Sorg. Der weiß, was er kann, und weiß, was er will.“

Doch als die Nacht verging, ohne daß Greimold heimkehrte, begann auch der Steinhauser besorgt zu werden.

Seit Anbruch der Dämmerung stand er schon mit den anderen beim Hagthor. Und als es nun zu schneien anfing, sagte er: „Senn, jetzt krieg ich selber Angst! Jetzt müssen wir aufpacken all miteinander und müssen ihn suchen.“

Da kreischte Ruglind: „Er kommt! Sell drunten beim Wald! Ich hab seinen Kopf gesehen.“

Nun sahen auch die anderen den Heimkehrenden und schrieen ihm zu mit freudigen Stimmen.

Langsam stieg der Gotteslechner vom Waldsaum herauf, bis an die Schultern im Schnee, mühselig jeden

Ruck und Schritt erkämpfend. Von der Achenstraße im Thal durch den steilen Bergwald hinauf, das hatte ihn die ganze Nacht gekostet. Sein Körper glühte und dampfte von der Plage dieses Weges, und die grauen Haare klebten naß um sein erschöpftes Gesicht.

Ruglind war ins Haus gelaufen, und man hörte sie rufen: „Juttla! Juttla! Der Vater ist da!“ Die beiden Männer wateten dem Hauswirt entgegen und wühlten eine Gasse in den Schnee, damit ihm das letzte Stücklein des Weges leichter würde.

Greimold nickte ihnen zu. „Gelt, Leut, ich hab euch in Sorg gebracht?“ sagte er mit müd erloschener Stimme. „Aber ich hab einen Gang hinunter ins Thal gehabt... den hab ich machen müssen.“

Daß sich bei solchem Schnee der Weg ins Thal hinunter und wieder herauf erzwingen ließe, das wollte der Steinhauser kaum glauben. „Da mußt harte Plag gehabt haben!“

„Ja, mein Weg ist hart gewesen. Aber was ich heimbring davon, das ist noch härter! . . . Frag nicht! Nur heim jetzt! Ich mein' schier, daß ich umfallen muß und liegen bleiben! . . . Ist das Kindl in Angst gewesen?“

Der Altsenn schüttelte den Kopf. „Gestern um Mittag, da hat sie dich gemangelt und hat gefragt: ‚Ich hör den Vater nicht, wo ist er?‘ Aber wie ich ihr gesagt hab,

du wärst hinunter ins Jägerhaus, da muß sie eine Freud gespürt haben. Völlig wie lichte Sonn ist's über ihr Gesichtl gegangen. So ist sie die ganze Zeit her beim Herd gesessen, hat gesponnen und geflochten ... und so lieb und heimlich hat sie allweil für sich hin gesungen, wie ein Vöglein, wenn's maien will. Und daß sie um deinetwegen keine Sorg spüren sollt, drum haben wir dem Kindl verhehlt, wie's an der Zeit ist. So sitzet sie halt noch allweil in der Stub und meint, es ging erst auf den Abend zu."

Als sie zum Haus kamen, bellte und winselte in der Herdstube die weiße Hündin.

Dem Gotteslechner waren die Glieder so starr, daß er sich nicht zu bücken vermochte — Ruglind mußte ihm die Schneereifen von den Schuhen lösen. Im Hausflur zog er das von Eis umfrorene Wams herunter.

„Bring mir einen trockenen Kittel. So kann ich ja doch mein Kindl nicht ans Herz nehmen!"

Erst streifte er noch die Nässe aus seinem Haar und trocknete das Gesicht. Dann trat er in die Herdstube, in der sich das trübe Morgenlicht mit dem flackernden Schein des Feuers mischte.

Geführt von ihrer weißen Gesellin, kam Jutta ihm entgegen. Ihre Hände zitterten, ihr Gesichtlein war heiß erregt, und dürstende Hoffnung redete aus ihren Zügen.

„Guten Heimgruß, lieber Vater!“ — Wie ihr die Stimme bebte!

„Gott grüß dich, mein Kind!“ Er legte den Arm um die Blinde und streichelte ihr die brennende Wange.

Juttas Augen waren groß und ihre Lippen ein wenig geöffnet wie in erwartungsvollem Lauschen. Und als der Gotteslechner noch immer schwieg, da fragte sie leis: „Ist's wahr, Vater? Der Fürsenn hat mir gesagt, du wärst hinunter zum Jägerhaus?“

„Da hat er wahr geredet. Ich bin drunten gewesen.“

„. . . . Ist denn der Weg schon offen?“

„Nein, Kindl! Ich bin durch die Eisblumen gegangen! . . . Und ich bring dir einen Gruß vom alten Hilpot.“

„Vergelt's ihm Gott! . . . Sonst thut mich keiner grüßen?“

Ein Lächeln, weh und traurig, zitterte um ihren Mund.

„Sag, Vater . . . sonst keiner?“

„Den du meinst, Kindl, der hauset nimmer beim Hilpot.“ Greimold wollte sich zur Ruhe zwingen, und das machte seine Stimme rauh.

Das feine Ohr der Blinden hörte den Klang, der ihr fremd war an der Stimme des Vaters. Erschrocken hob sie das Gesicht, und der rosige Hauch auf ihren

Wangen war jäh erloschen. „Warum redest denn auf einmal, als ob du ein anderer wärst?"

„Weil mir weh thut, was ich dir sagen muß."

Da klammerte sie die Arme um seinen Hals und stammelte in Angst: „Um Christi Lieb, Vater ... es wird ihm doch nichts geschehen sein? Gelt, nein? Gelt, nein?"

Greimold drückte das Haupt seines Kindes an seine Brust, als könnte er den starr und ziellos suchenden Blick dieser blinden Augen nicht ertragen.

„Schau, Kindl, ich hab doch allweil schon gemerkt, daß du harrest auf ihn, als wie auf eine Maienfreud. Drum hätt ich ihm gern einen Gruß gebracht ... von dir! Und bin hinunter ins Jägerhaus ... und hinunter ins Klosterthal ... und hab ihn nimmer gefunden. Und schau ... da sagen die Leut ..." Greimolds Augen wurden feucht. Seine Stimme klang schwer und langsam, als höbe er mit jedem Wort ein drückendes Gewicht von seinem Herzen. „Sie sagen ... er wär gar nimmer im Land ... seine Herrenleut hätten ihn fortgeschickt ... bis hinter die letzten Berg hinaus, in die große Ebnet ..."

Jutta richtete sich auf und löste sich aus Greimolds Armen. Schimmernde Thränen hingen an ihren Wimpern.

„Die große Ebnet ... ist die denn gar so weit von uns?"

„So weit, daß keiner mehr herkommt, der einmal

draußen ist! Es wird mir hart, mein liebes Kindl, aber ich muß dir's sagen ... jetzt darfst nimmer harren auf ihn! Aber mit liebem Sinn sollst allweil an ihn denken ... denn weißt, der Irmi, der ist uns von Herzen gut und treu gewesen ... dir und mir!“

Wortlos nickte sie, während ihr die Thränen über die bleichen Wangen fielen.

„Geh, Kindl, mußt nicht weinen ... das thut deinen Augen weh!“

Sie lächelte still und traurig. „In mir drin, da thut's noch weher.“ Suchend tasteten ihre zitternden Hände ins Leere. „Weiße, wo bist denn? ... So komm doch und thu mich führen!“

Die Hündin kam vom Herd, und zu der Blinden aufschauend, schmiegte sie sich an ihre Kniee.

„Wohin denn?“ fragte Greimold. „Magst denn nicht hersitzen zum Feuer?“

„Ich bin auf einmal so viel müd ... ich weiß nicht wie! Das muß wohl vom Warten sein. Komm, Weiße ... ich will zur Ruh gehen ... jetzt! Es muß ja schon Nacht sein, gelt?“

„Ja, Kindl, 's ist finstere Nacht worden um uns. Hast recht ... geh schlafen! Ruh haben und tiefen Schlaf, das ist von allem das beste.“

Schwer seufzend ließ sich Greimold neben dem flackernden Feuer auf dem Herdrand nieder.

Von der weißen Zenta geführt, ging Jüttula mit langsamen Schritten auf die Thüre der Kammer zu. Doch ehe sie noch die Schwelle erreichte, blieb sie stehen, mit erhobenem Gesichtlein und weit geöffneten Augen, als wäre ein Bild vor den Blick ihrer Seele getreten.

„Kindl? Was hast denn?“

Ohne das Gesicht zu wenden, ohne sich zu regen, sagte sie, ganz leis und mit banger Stimme:

„Wie die Mutter von uns gegangen ist ... gelt, Vater, da hast ihn auch gesehen?“

„Wen?“

„Den armen Erdenbruder vom schönen Glück in der Unwelt.“

„Was meinst denn, Juttula? Ich versteh dich nicht.“

Sie schien nicht zu hören und flüsterte: „So viel hab ich allweil drüber sinnen müssen. Und hab mir doch niemals denken können, wie er ausschaut. Und jetzt auf einmal seh ich ihn. Schau ... da steht er vor mir! Ist noch ein junger Mann, und doch hat er schon weißes Haar als wie ein Alter ... schau nur! Sein Leib und sein Gesichtl, die sind mager, als hätt er zehren müssen von seinem eigenen Fleisch ... ganz still ist er, kein Wörtlein hör ich ihn reden ... und tiefe, dunkle Augen hat er, die so viel traurig sind ... wenn ich hineinschau, Vater, so spür ich, daß ich weinen muß! Und seine Hand, die mich anrührt im Herzen, die ist kalt, wie die Eisblumen sind.“



In Sorge hatte sich Greimold erhoben. „Aber Kindl, was redest denn? Wer soll denn das sein, den du siehst?“

„Der Schmerz!“ Tief atmend wandte Juttula das Gesicht, als sie den Schritt des Vaters hörte. Der Schein des Herdfeuers machte auf ihren Wangen die Thränen funkeln, als wären es durchscheinende, leuchtende Blutstropfen. „Der Schmerz, weißt, Vater, das ist dem schönen Glück sein Bruder... aber ich kann dir's nimmer sagen, wie mir's der Irmi gesagt hat. Das ist schön gewesen! Ich kann's nicht sagen ... aber wenn der Irmi wieder kommt, Vater, so mußt du ihn fragen drum! Und wenn er...“

Sie stockte.

„Schau nur, jetzt hab

ich völlig vergessen ... hast mir ja doch gesagt, daß er nimmer kommt.“ Suchend tastete ihre Hand nach dem Vater, und ihr Gesichtlein war ganz verändert und verstört. „Das hast du gesagt, und so muß es wahr sein! Hätt ich's von einem anderen hören müssen, vom Steinhauser, vom Fürsenn oder vom Hilpot ... das sind gute und redliche Leut ... aber denen hätt ich nie geglaubt. Denen hätt ich gesagt: das ist nicht wahr, er hat mir's so lieb und fest versprochen, und gebet nur acht: wenn's maiet und wenn sein Bläml lebig wird, so kommt er wieder!“

In ratlosem Kummer drückte Greimold sein Kind an die Brust und trocknete ihm mit der Hand die Thränen von den Wangen.

Ihm war, als müßte er schreien: Glaube nicht deinem Vater, glaube deinem Herzen und deiner Sehnsucht!

Aber es geschah zum erstenmal, daß er den Mut nicht fand, seinem Kind eine tröstende Lüge zu sagen, denn er fürchtete, daß ihrem Herzen und der Ruhe ihres Lebens solche Lüge gefährlicher werden könnte, als die Wahrheit.

Er streichelte und herzte sie, wie man ein erschrecktes Vöglein streichelt, um es zu besänftigen. Und wirklich, sie wurde ruhiger — fast konnte sie lächeln im Wohlgefühl all seiner Zärtlichkeit. Er wollte sie in die Kammer führen, wollte bei ihr bleiben, ihre Hand in der seinen halten, bis sie schlummern würde.

Aber da schüttelte sie das Köpfchen und drängte den Vater sanft von sich.

„Hast einen so harten Weg gemacht um meinetwegen ... mußt ja müd sein, mußt ja doch selber rasten! Schau, ich hab schon einen Gesellen ... der muß mir die ganze Nacht erzählen von seiner schönen Schwester! So tröstet er alle, denen er weh thut ... das ist wahr, das hat mir der Irmi gesagt! ... Gottes Ruh zur Nacht, lieber Vater! ... Komm, Weiße, komm, thu mich führen!"

Greimold blieb bei der Thüre stehen und lauschte, bis es still in der Kammer wurde.

Die Helgard, wortlos und mit verdrossenem Gesicht, kam in die Herdstube und setzte die Pfanne über das Feuer, um ein Mahl für den Hauswirt zu richten, der seit einem Tag und einer Nacht keinen Bissen genossen hatte.

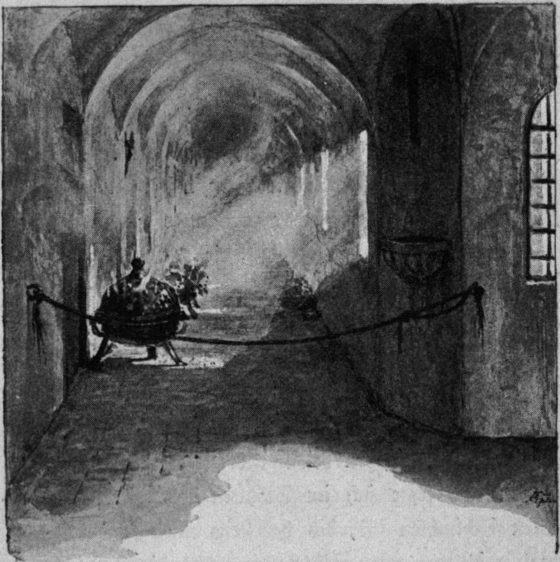
Neben dem prasselnden Feuer, dessen Wärme ihm die erstarrten Glieder löste, streckte sich Greimold auf die Herdbank nieder.

Von Müdigkeit und Erschöpfung überwältigt, fiel er in tiefen Schlaf, noch ehe sein Mahl in der Pfanne gar geworden.

Draußen hatte sich der Wind gelegt, immer spärlicher fielen die Flocken in den wachsenden Tag, und es wurde zwischen dem treibenden Schneegewölk so licht, als

hätte die Sonne Kraft gewonnen und möchte die hüllenden Schleier siegend durchbrechen.





10.

Die Strenge des Winters begann sich zu mildern, als die Osterwochen näher rückten. Ein schöner Tag mit reinen Lüften und klarer Sonne folgte dem andern. Da hoben sich im Schein des Morgens die weißen Berge wie flimmernde Silberstufen ins tiefe Blau, und vom Schnee der Thäler ging in Farben ein Funkeln und Gleißen aus, das die Augen blendete. Stieg aber die Sonne zur Mittagshöhe, so fing das Tauen und Schmel=

zen an, und über die weißen Gehänge legte sich ein bläulicher Hauch. Überall im Bergwald brachen die grünen Fichtenwipfel durch den trüben Schleier, und in schweren Klumpen fiel der Schnee von allen Ästen. Auf den Almfeldern, die gegen Süden lagen, erschienen gelbgraue Flächen, die sich von Stunde zu Stunde erweiterten, bis die Sonne unterging und bis die stahlblaue, frostige Dämmerung aus dem frühen Schatten der Thäler hinaufschwamm in den langsam schwindenden Rotschein der höchsten Berge.

So kämpfte der warme Tag für den nahen Frühling und die kalte Nacht für den Winter. Der klammerte sich mit seinen weißen Riesengliedern an die Zinnen der Felsen und legte sich im Schatten des Waldes und in allen Schluchten fest, bis der Lenz einen siegenden Gewaltstreich that und den Föhnsturm über die Berge schickte. Da wurden alle Felsen schwarz, alle Bäche im Thal begannen zu schwellen und mächtig zu rauschen, und mit dem tobenden Sturmgeheul in den schwülen Lüften mischte sich das Donnern der Lawinen, deren Hall und Widerhall aus stundenweiter Ferne noch wie dumpfes Brummen hinuntertönte bis ins Klosterthal.

Um diese Zeit war schwüle Luft auch innerhalb der Mauern des Stiftes. Die Chorherren und Brüder schätzten ihr Leben allzuhoch, um nicht mit abergläubischem Bangen an das Gespenst zu denken, das vor

der Krankenzelle kauerte, in welcher Irimbert von Immhof in brennendem Fieber um sein Leben rang. „Morbus transit in alios“ — die Krankheit wäre ansteckend, hatte der Medikus erklärt. Außer ihm und Bruder Eligius, den der Dekan zur Pflege des Kranken bestimmt hatte, durfte kein anderer die Zelle betreten. Entlang den Korridor, in dem die Krankenstube lag, war eine Reihe von Glutpfannen aufgestellt. Der scharfe Geruch des Räucherwerkes und der gifttötenden Kräuter, die man über die glühenden Kohlen häufte, quoll durch alle Räume des Stiftes. Er drang sogar hinunter bis in die Kellerstube, so daß Linhart Scharsach meinte: „Bei jedem Schluck, der einem durch die Gurgel rinnt, muß man den nahen Tod schmecken. Die Luft ist verpestet und der Wein dazu! Sauberen Dank haben wir davon, daß wir den üblen Vogel aus seinem Käfig löften. Jetzt pfeift er dafür in unser Nest! ... Möcht nur wissen, wieso dem Dekan das Erbarmen so gählings eingeschossen ist? Wir haben ihm den Willen gethan ... aber warum, das weiß keiner von uns!“

Herr Linhart Scharsach war überhaupt seit einiger Zeit nicht gut auf den Dekan zu sprechen. „Er ist pröpstisch worden!“ Kein Tag verging, ohne daß er Ursach hatte, das zu behaupten. „Der Baum seines Willens hat sich verwandelt in ein Rütlein, das sich biegt, wenn es den Wind des Herren spürt!“

Freilich, es war ein scharfer Wind, der seit Wochen aus der Stube des Propstes hinfuhr über die trotzigen Köpfe der Chorherren und dienenden Brüder. Seit jener Nacht, in welcher Hans Pütrich bis zum Morgen bei ihm hatte wachen müssen, schien Herr Friedrich ein anderer geworden. „Als hätt er eine eiserne Faust über seine Weiberhand gezogen!“ Mit unnachsichtlicher Strenge büßte der Propst jede Regung des Ungehorsams, und von den regelwidrigen Freiheiten, die sich im Leben der Chorherren eingebürgert hatten als ein Recht, hob er eine nach der anderen auf. Es schien in ihm der zähe Wille erwacht zu sein, die Zügel der Herrschaft fest in eigener Hand zu führen, und Zucht und Ordnung in seinem Stifte wieder herzustellen.

Liefen die Chorherren zum Dekan, um gegen die Härte des Propstes zu klagen, so zuckte Wernherus mit seinem kalten Lächeln die Schultern. „Er ist unser Herr. Und sein Vetter in Baiern ist stärker als unser Zorn. Wir müssen uns beugen.“

Unter dieser jäh erwachten Strenge des Propstes hatte Linhart Scharsach am übelsten zu leiden. Denn die Zeit, in der die Kellerstube täglich dem Besuch der Chorherren offen stand, war auf eine Stunde nach dem Mahl beschränkt. Und so fleißig Herr Linhart in dieser Stunde auch den Becher hob, es gelang ihm doch nur selten, seinen Kopf so schwer zu machen, wie er ihn

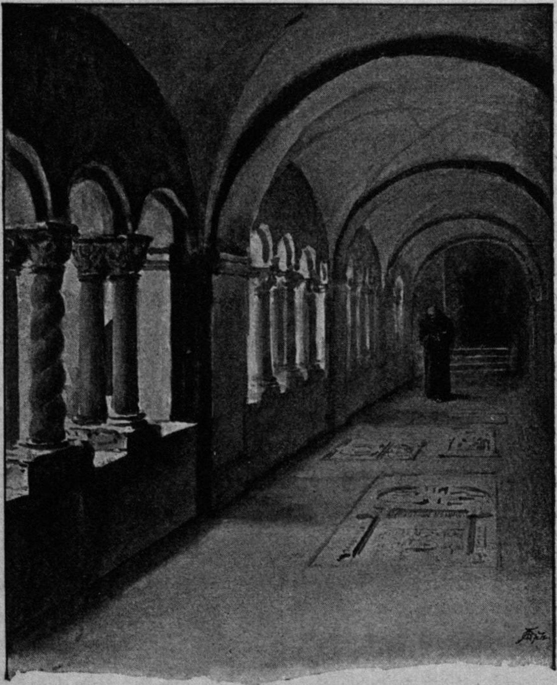
brauchte, um fest und traumlos zu schlafen. Ging er mit halbwegs klaren Sinnen zu Bett, so war sein Schlummer gequält durch böse Träume, die seinen Körper mit kaltem Angstschweiß badeten, oder er konnte überhaupt nicht schlafen, und dann hatte er Gesichte — er sah im Dunkel seiner Zelle immer das weiße Antlitz eines Toten mit offenem Mund.

Eines Abends — es war in der zweiten Woche nach Ostern — trank sich Linhart Scharsach einem langen Schlaf zuliebe in der kurzen Stunde so toll und voll, daß er auf eigenen Füßen nicht mehr in seine Zelle kam. Heinrich von Eschelberg und Bruder Medardus mußten ihn hinaufschleppen. Der Lärm, den der Trunkene machte, klang bis in die Stube des Propstes. Am anderen Morgen ließ ihn Herr Friedrich kommen, verbot ihm völlig den Besuch der Kellerstube und schloß ihn für einen Monat vom Tisch der Chorherren aus.

Linhart Scharsach eilte in kochendem Zorn zu Wernherus. All seine aufgespeicherte Galle schüttete er sich von der Seele und schrie, als hätte er den Rausch vom vergangenen Abend noch nicht ausgeschlafen. „Und das alles hab ich nur Euch zu danken! Weil ich der Eurige gewesen bin mit Leib und Seel, drum kühlt er jetzt seine Wut an mir und hält mich kürzer wie jeden anderen! Jetzt lohnt mir die Treu, die ich Euch gehalten! Helft mir, Dekan ... oder ich bin den letzten

Tag Euer Mann gewesen und thu's den anderen nach, die sich lieb Kind beim Herren machen."

Schweigend hatte ihn Wernherus angehört. Jetzt lächelte er und sagte: „Linhart, dir ist noch schwül unter den Haaren. Geh hinunter in den Kreuzgang und kühle



deinen Kopf in frischer Luft! Dann komm wieder, und wir reden weiter!"

„Laßt mich in Ruh mit dem Kreuzgang!" murrte Herr Linhart und bewegte in scheuem Unbehagen die Schultern. „Da liegt ein Stein ... den kann ich nicht sehen! Die Luft in Eurer Stub ist frisch genug für mich! Und habt Ihr was zu reden mit mir, so redet gleich!"

Wernherus öffnete die Thüre und blickte in den Korridor hinaus. Der lange Gang war leer. Dennoch schob der Dekan, als er die Thüre wieder geschlossen hatte, den Riegel vor und dämpfte die Stimme.

„Für die anderen, wenn sie klagen kommen, hab ich nur einen Rat, den ich vom Herren gelernt: seid geduldig und wartet! Strenge, die aus Angst entstanden, dauert nicht lange. Laßt den Frühling und die Zeit der Falkenjagd kommen, und Herr Friedrich hat an andere Dinge zu denken und Wichtigeres zu thun, als euch den Wein zu messen und die Freiheit zu stutzen! ... Dir, Linhart, will ich ein anderes Wort sagen, denn ich weiß, daß du schweigen kannst."

„Wenn's meinen Vortheil gilt, so bin ich stumm wie ein Kalb, dem der Schlächter das Maul verbunden."

„Die Salzburger Domherren haben mir eine Nachricht geschickt ..."

„Eine, die gut ist?"

„Ich denke, sie soll es werden.“

„Redet!“

„Der Kaiser hat seinen Bastard und Liebling Enzio mit der schönen Wittib des Ubaldo Visconti vermählt.“

„Daß ein anderer ein schönes Weib kriegt ... soll das gute Nachricht für mich sein?“

„Du sollst meine Botschaft ab ovo hören. Gedulde dich, bis unser Hühnlein ausschlüpft. Jene Wittib ist die Erbin von Sardinien, auf das der Papst einen Anspruch erhebt.“

„Und da rauft er sich mit dem Kaiser? Das wird ihm wenig helfen. Der Kaiser hat in Italien den Sieg und die Macht.“

„Das Glück des Kaisers hat sich gewendet. Er hat Brescia verloren. Alle lombardischen Städte, die schon bezwungen waren, erheben sich wider ihn. Und der Papst hat die richtige Zeit erkannt, um Essig in die Wunde des Kaisers zu gießen. Am zwanzigsten März, am heiligen Palmsonntag, hat der Papst gegen Kaiser Friedrich den Bannfluch ausgesprochen.“

„Wieder einmal?“ Linhart Scharfach lachte. „Bannfluch hin oder her, das ist keine Bohne wert. Was geht das uns an? So lang wir fest in unseren Pfründen sitzen, sollen sie in Rom dort unten blitzen und donnern, wie sie mögen. Wir halten zum Kaiser.“

Wernherus nickte. „Treuer als je! Es dient sich

leichter einem Herrn, der weit und schwach ist, als einem, der uns mit starker Faust bis an die Mauer greift. Aber manch einem deutschen Fürsten sitzt der kaiserliche Herr zu nah und unbequem vor der Thüre. Nur im Glück ist der Kaiser dieser widerwilligen Anhänger sicher ... wendet ihm das Glück den Rücken, so machen es diese Fürsten wie das Glück und der Papst."

„Jeder nach seinem Vortheil! Aber was geht das uns an? Laßt aus dem Ei Eurer Nachricht unser Hühnlein ausfliegen ... ich bin ungeduldig!"

„In Salzburg fürchten sie, daß der erste, der vom Kaiser abfällt, der Herzog von Baiern sein wird."

„Und?"

„Mehr weiß ich nicht."

In Linhart Scharsach schien das Verständnis dieser Nachricht aufzudämmern. „Meint Ihr, daß wir hoffen sollen, was die Salzburger fürchten?"

Wernherus lächelte.

„Und meint Ihr, es könnt über kurz oder lang eine Zeit kommen, in der ein gewisser hilfreicher Vetter die hundert Rosse zur Wahrung seiner eigenen Haut allzu nötig hat, als daß er sie vor unsere Mauer legen möchte, wenn unserem Propst der Mantel über den Buckel rutscht?"

Wieder war ein stummes Lächeln die Antwort des Dekans.

„Ich dank Euch für die Botschaft!" Linhart Scharsach richtete sich auf und lachte. „Jetzt hab ich Geduld, jetzt will ich fasten und dürsten, bis ich in zahlender Stund die Faust erheben kann! Gott soll Euch segnen, Dekan!" Und lachend ging er aus der Stube.

Regungslos im Sessel ruhend, sah ihm Wernherus nach. Sein kaltes Lächeln verwandelte sich in harten Ernst. „Zwei Löwen der Erde erheben die Tatzen wider einander. Das wird ein Kampf, der Millionen bluten macht und ungezählten Tausenden das Leben kostet! Ein Kampf, der Kronen zertrümmert und Reiche zerstört!... Und da geht einer und freut sich, daß dieser aufflammende Weltbrand die Stunde bringen wird, die ihm den Riegel der Kellerthür zerschlägt! Und das ist Weltgeschichte! Mit dem Taumel einer Liebesnacht beginnt es und endet mit einem Rausch!"

Wernherus erhob sich, mit einer Bewegung, als möchte er ein Bedenken oder ein Gefühl des Unbehagens von sich abschütteln.

„Ich will steigen. Da muß ein anderer fallen und Platz machen. Gott schuf die Schwachen, daß der Fuß des Starken über ihre Köpfe wegschreite ... und schuf die Schlechten, daß sie zum Guten helfen."

Da hörte er Schritte und die erregte Stimme des Propstes. Als er die Thüre öffnete, sah er Herrn Friedrich durch den Korridor hinuntereilen, so hastig, daß

die Pelzflügel seines Hausrockes hinter ihm flatterten — und sah den Bruder Schlächter, der hinter dem Propste zurückgeblieben war.

„Eligius? Wer erlaubte dir, die Klausur der Krankenzelle zu verlassen?“ fragte Wernherus in Zorn.

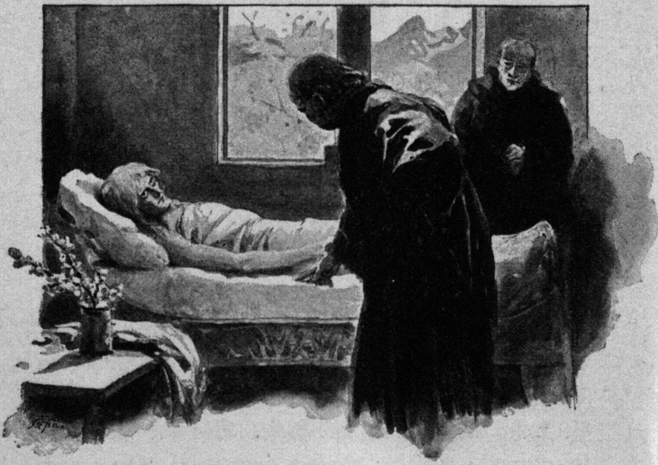
„Mich hat der Medikus geschickt, um den Herren zu holen. Der Kranke ist fieberfrei und wird genesen.“

Wernherus lächelte und trat in seine Stube zurück.

In der Tiefe des Ganges hatte Herr Friedrich schon die Treppe erreicht. Er eilte hinunter. Der Qualm der Glutpfannen quoll ihm entgegen, und um den stechenden Dunst nicht atmen zu müssen, deckte er den Ärmel des Pelzrockes über Mund und Nase. Vor der Thür der Krankenstube hielt er zögernd inne. Er war erregt, und heiß erfüllte ihn die Freude und Sehnsucht, den Genesenen wiederzusehen, die Hand des Erlösten zu drücken und dem vom Tod Erstandenen den ersten Gruß des Lebens zu bieten. Und dennoch konnte er auch ein Gefühl der Scheu nicht überwinden — hing doch neben der Thüre noch das schwarze Täfelchen mit der weißen Inschrift: Cave periculum contagionis!

Als Herr Friedrich hinter sich die Schritte des Bruders hörte, griff er, seine Scheu überwindend, nach der Thür und trat in die Stube.

Die weiße Zelle war erfüllt vom süßen Wohlgeruch eines Blumenwassers, mit dem der Medikus die Wände



und den Estrich besprengt hatte. Die milde Luft des Frühlings hauchte um das offene Fenster, durch das man in der Ferne die grünen Wiesen, den dunklen Wald und die noch weißen Berge unter blauem Himmel sah. Linde Morgensonne lag auf dem Gesimse und umflimmerte die Zweige eines Apfelbaumes, der zu blühen begann. Und in der Krone des Baumes saß ein Fink, der sein Liedlein zwitscherte.

Der Medikus begrüßte den Propst, und auf das Lager des Genesenen deutend, sagte er: „Ecce recreatus, domine, ex longinquitate gravissimi morbi!“ — Herr, da sehet Ihr einen, der von langer und böser Krankheit genas

Herr Friedrich stand erschüttert. In seiner Erinnerung lebte noch immer das Bild: wie Immhof an jenem Abend im Kapitelsaal allen Zorn und Aufruhr seiner empörten Seele dem Gegner ins Gesicht geschleudert hatte, hoch aufgerichtet und stolz, durchglüht von allem Feuer des Lebens, ein Anblick voll jugendlicher Kraft und strenger Schönheit. Und wie mußte er ihn wiedersehen! Das Bild eines Lebens, welches atmet und dennoch gebrochen ist für immer! Ein abgezehrter und entkräfteter Körper, die Arme dürr und gelb, die Haut der abgemagerten Hände von Narben zerrissen, das lang gewordene Haupthaar so weiß wie das Haar eines Greises, und zwischen diesen weißen Strähnen ein welkes und gealtertes Gesicht, klein und in sich zusammengeschwunden — ein Gesicht, in dem nur die Augen noch zu leben schienen — diese großen, stillen und dunklen Augen, welche schimmerten wie tiefe Flut.

Er war so matt und kraftlos, daß er die Hand nicht heben konnte, um sie dem Herren zu reichen. Nur mit den Augen konnte er ihn grüßen.

Keines Wortes mächtig, ließ sich Herr Friedrich auf den Rand des Lagers nieder, faßte scheu die Hand des Kranken und streichelte sie mit stummer Zärtlichkeit. Erst nach einer Weile konnte er fragen:

„Immhof? . . . Wie geht es dir?“

„Gut!“

Das war ein leis versunkener Klang — wie eine Stimme, die von jenseits des Lebens kam.

Dann war es still in der Zelle. Doch vor dem offenen Fenster klang das Gezwitscher des Finken und das feine Summen der Bienen, die nach den ersten Blüten des Baumes suchten.

Da fühlte der Propst einen matten Druck der Hand, die er in der seinen hielt. „Was willst du?" fragte er und beugte sich nieder.

„Sagt mir . . . ich bitt Euch, Herr . . . was ist dem Greimold geschehen?"

„Sei ohne Sorge! Der hauset in Frieden." Mit seltsam staunendem Lächeln betrachtete der Propst den Kranken, dessen Körper sich streckte wie in einem Gefühl des Wohlbehagens. „Ich hab ihn geschützt . . . nicht, weil ich dem Recht gehorchte . . . es war mir wie Erfüllung deines letzten Willens. Und so lang ich lebe, soll mir keiner den Greimold stören in seinem freien Heim! . . . Aber sag mir, Immhof . . . ist denn nichts anderes in dir, als die Sorge um das Wohl eines Bauern? Hast du an dein neues Leben keine bessere Frage zu stellen?"

„Nein."

„Keine?"

„. . . Dank ich meine Erlösung Eurer Güte?"

Seufzend schüttelte Herr Friedrich den Kopf. „So

lieb du mir warst . . . ich hätte den Mut dieser Güte nie gefunden. Es ist Wernherus, der die Mauer fallen machte."

„. . . Wernherus? . . . Er? Und mein Retter?" Ein müdes Lächeln irrte über Immhofs welke Lippen. „Ein neues Rätsel zu den vielen meines Lebens! Soll es lösen, wer mag! In meiner stillen Nacht dort unten hab ich es verlernt, den Rätseln der Erde und des Himmels nachzuspüren. Denn ich erkannte, daß es zwecklos ist."

Tief atmend schloß Immhof die bleichen, durchsichtigen Lider, und seine Stimme wurde zu mattem Flüstern. „Die Augen schließen und träumen! Das ist von allem das beste! Nur mit dem Herzen sehen, nur in die eigene Seele blicken! Für sich selbst der Schöpfer werden, der eine Welt von makelloser Schönheit aus dem Nichts erbaut . . . diese neue Welt bevölkern mit Blumen, mit guten Menschen und mit einem liebenden Gott . . . und alles Gewonnene still und tief in sich verschließen . . . wer das vermag, Herr Friedrich, der ist unter tausend Atmenden der einzige, welcher lebt!"

Schweigend saß der Propst. Das Bild der Gegenwart floß ihm zusammen mit einem Bilde der Erinnerung. ‚Das ist von allem das beste!' Hatte nicht Dietmar Scharfach, mit dem letzten Hauch seines Atems, auf diesem gleichen Lager die gleichen Worte gesprochen? Wenn

auch in anderem Sinne! Und wenn von diesen beiden ein jeder in anderem das ‚Beste‘ des Lebens erkannte — welcher fand das rechte? Jener sterbende Greis, der von der Schwelle des Todes noch in Sehnsucht die Arme zurückstreckte nach einem körperlichen und warmen Erdenglück, das ihm ein grausames Schicksal zerbrochen hatte? Oder dieser Jüngling, dem in wunschloser Abkehr von aller Wirklichkeit des Daseins nur wesenlose Bilder noch die müde Seele erfüllten, jetzt, da er aus dem Grab erstanden, da sein Leib aufs neue zu atmen begann und das warme Leben nach ihm die Arme streckte? — Aber *war* es denn noch ein Leben, dem dieser ‚Erlöste‘ entgegenging? So verwandelt! So zerstört!

„Immhof! Immhof! Mit einem Blick voll Kummer drückte Herr Friedrich die magere Hand des Kranken. „In mir ist Freude gewesen, ich kam mit einer Hoffnung, die ich auf dein neues Leben setzte . . . und sehe jetzt: sie haben nur deinen Leib aus der Mauer geholt, dein Leben ist dort unten geblieben . . . du bist ein toter Mann!“

Da öffnete Irimbert die Augen. Sie waren klar und ruhig.

„Nein, Herr . . . ich lebe! Denn in meinem Herzen ist Traum und Freude. Jetzt erst leb ich! Als sie mir das Urtheil sprachen, glaubten sie mich in die Nacht zu stoßen. Diese Nacht, Herr, ist mein Tag geworden. In

tausend sinnenden Stunden hab ich dort unten von mir abgestoßen, was tot und leer, was ohne Ziel und Zweck an meinem Leben und Denken war. Stück um Stück ist um mich her eine ganze Welt zerfallen, mit ihrem Wert und ihrem Unwert, mit ihren Tempeln und ihren Götzen. Und dann, Herr . . . dann ist ein Neues in mir gewachsen, tief in mir! . . . Licht und Frühling! . . . Und eine Blume sah ich . . . immer diese Blume . . . ach, Herr, sie blüht so schön . . . und gläubig lernte ich zu einem Schöpfer beten, aus dessen Händen so reine Schönheit kam!"

Langsam beugte sich Herr Friedrich zu dem Kranken nieder und betrachtete scheu das abgezehrte Gesicht, das sich matt zu röten begann. Was Immhof sprach, erinnerte ihn an die seltsamen Worte, die er in jener Nacht durch die Mauer vernommen hatte — und an sein eigenes Wort, das er in Schreck gestammelt: „Das ist Irrsinn!" Und wieder erwachte die gleiche Sorge in ihm.

„Frühling? Nur Frühling in *dir*? . . . Immhof! Sag mir . . . fühlst du nicht auch den Frühling, der da draußen kam? Fühlst du die Sonne nicht, die so warm und goldig scheint?"

„Ja, Herr! Die fühl ich! . . . Doch in mir ist Sonne, die noch schöner leuchtet!"

„Und das Lied des Finken . . . hörst du das?"

„Ja, Herr! Das hör ich! . . . Doch in meiner Seele

hör ich ein Lied ... das hat noch holderen Klang! ... Sei willkommen, süßer Mai!"

Lächelnd und mit leiser Stimme flüsterte Immhof diese Worte vor sich hin.

Herr Friedrich stellte keine Frage mehr. Je länger er in diese stillen, klaren Augen sah, desto ruhiger wurde seine Sorge. Was in diesen Augen glänzte, das war nicht der Blick eines gestörten Geistes — nur der Blick eines Träumenden. Was aus Immhof redete, das konnte nichts anderes sein, als ein Nachhall des phantastischen Trostes, mit dem der Eingekerkerte die Schauer seiner Finsternis und Einsamkeit gelindert hatte. All diese seltsamen Gedankenschemen, die eine Nacht von hundert Tagen in seiner Seele geboren, hatten sich festgenistet in ihm, und es dauerte wohl noch lange Zeit, bis sie ihn wieder verlassen würden.

„Sei willkommen süßer Mai! ... Immer, Herr, und immer hab ich dieses holde Lied gehört ... das meine Blume sang! ... Nur selten schwieg es ... wenn die anderen Stimmen klangen ... und das war böse Zeit!"

„Andere Stimmen?"

„Eure Chorherren ... wenn sie in der Kellerstube ihre trunkenen Lieder sangen ... das klang durch alle Mauern bis zu mir. Das brachte mir böses Erwachen!" Die weißen Brauen des Kranken furchten sich, und

zwei tiefe Linien, wie vom Schmerz geschnitten, erschienen auf seiner Stirne. „Dann sah ich nur die Nacht, die mich umgab . . . dann kroch ich frierend von einem Winkel in den anderen . . . um dem Abscheu meines Körpers zu entfliehen . . . und den Ratten . . . die immer so hungrig waren . . . und so scharfe Zähne hatten . . .“ Von jähem Schauer gerüttelt, schloß Irimbert die Augen. „Fragt den Wernherus, Herr . . . fragt ihn, ob sein Gott auch die Ratten erschuf? . . . . Klinge, mein Lied, klinge, klinge!“ Das war wie ein Aufschrei in heißer Sehnsucht. Dann wurde die Stimme des Kranken leis, und er lächelte wieder. „Nicht anderes will ich hören! . . . Nur dich! Nur dich! . . . Sei willkommen, süßer Mai! . . . Sei willkommen . . .“ Die flüsternden Laute versanken in einem tiefen Seufzer.

Der Medikus legte dem Propst die Hand auf die Schulter und lispelte: „Ihr sollt den Kranken so viel nicht sprechen lassen! Das erregt ihn.“

Herr Friedrich nickte. „Erlös ihn nur bald von diesem Bett! Wie lange muß er noch liegen?“

„Eine Woche, denk ich.“

„Führst du ihn zum erstenmal ins Freie, so thu es, wenn die Chorherren beim Mahl sitzen. Da klingt der Lärm, den sie machen, nicht hinunter in den Kreuzgang. Freie Luft zum erstenmal . . . die soll er allein genießen, ohne Störung!“

Irimbert schien dieses flüsternde Gespräch nicht zu hören. Er lag mit geschlossenen Augen und atmete ruhig.

Schweigend blieb Herr Friedrich noch eine Weile bei ihm sitzen.

Der Fink in der Krone des Apfelbaumes war stumm geworden. Doch unter den Klostergärten, von der Thalstraße herauf, klang die hell und fröhlich singende Stimme einer jungen Dirn, die dort unten vorüberging.

* * *

Ein Mittag; die Sonne mild und in den linden Frühlingslüften kein Hauch.

Fast senkrecht fielen die goldigen Strahlen in den kleinen Klostergarten nieder, den der Kreuzgang mit seinen zierlichen Doppelsäulen im Viereck umgab; ein Gärtlein, das sich ansah wie ein Spielzeug. Zwei schmale, weißbesandete Wege kreuzten sich zwischen vier Rasenbeeten. In der Mitte eines jeden Beetes stand ein junger Kirschbaum, noch ohne Laub, doch die Zweige schon übersät mit rötlichen Blütenknospen. Neben den Wegen blühten die ersten Blumen des Frühlings, Veilchen, Primeln,

Lilien und duftende Bergaurikeln; der Bruder Gärtner hatte diese Blumen so gepflanzt, daß sie Figuren bildeten: ein Kreuz, einen Kelch, ein brennendes Herz und die Initialen heiliger Namen.

Flimmernd spielte die Sonne um diese junge Bluft, und auf der einen Seite des Kreuzganges noch hineinleuchtend unter die Bogen der kleinen Doppelsäulen, umschimmerte sie einen frischen Grabstein.

Schon viele solcher Steine, welche die Namen und Wappen der heimgegangenen Chorherren zeigten, waren zwischen die Fliesen des Kreuzganges eingelassen oder in die Wände gemauert. Mit einer großen, kunstvoll aus rotem Marmor gemeißelten Platte, unter welcher Eberwein, der erste Propst von Berchtesgaden, seit hundert Jahren schlummerte, begann die lange Reihe und endete mit dem schlichten jungen Stein, unter dem der alte Scharsach seine Ruhe gefunden.

An diesem Steine hingen mit sinnendem Blick die Augen des Genesenen.

Unter den Säulen saß er auf der niederen Brüstung in der Sonne, das Antlitz von Schatten überhaucht, die Schultern und das weiße Haar von hellem Glanz umleuchtet. Still lagen ihm die welken Hände im Schoß, und wortlos nickte er vor sich hin, während sein Blick vom letzten der Steine hinglitt über die anderen.

Was mochte unter diesen Steinen alles begraben

liegen an Kraft und freudigem Schaffen, an Schwäche und gährendem Unzweck, an frommem Glauben und nagenden Zweifeln, an jubelnder Lebenslust und verschwiegener Qual, an erfülltem Streben und getäuschtem Hoffen, an Haß und Liebe, an schreienden Seelenkämpfen und stiller Ergebung, an halber Erkenntnis und zufriedener Thorheit, an Menschenfreude und Menschenweh! Und alles jetzt zur Ruhe gekommen, eines dem anderen gleich geworden, das Bittere wie das Süße!

„Schauet, Herr!" sagte Bruder Eligius, das Schweigen brechend. Zu Immhofs Füßen saß er auf sonnigem Flecklein und hielt die Arme um die aufgezogenen Kniee geschlungen. „Schauet, da ist in der linden Sonn ein Buttervögelein ausgekrochen!"

Irimbert betrachtete den gelben Falter, der wohl eben erst aus der Puppe geschlüpft war; denn seine Schwingen waren noch runzlig und kraftlos, während er langsam über den Stengel einer Lilie hinaufkroch; aber in der Sonne glätteten sich die Schwingen, und ihre zarten Rippen streckten sich.

Immhof lächelte, und seine ernsten Augen wurden hell.

„Die Raupe hat aus ihrer häßlichen Wahrheit einen schönen Traum gemacht . . . und wurde ein Schmetterling!"

Wieder saßen die beiden schweigend, bis sich Eligius



erhob. „Die Sonn geht über die Dächer weg. Kommet Herr, ich führ Euch hinauf!" — —

Nach einigen Tagen bedurfte Jrimbert, wenn er zur Mittagsstunde in das sonnige Gärtlein hinunterstieg, keines Führers mehr. Da blieb er auch länger.

Als ihm die Chorherren, die nach dem Mahl vom Refektorium kamen, zum erstenmal im Kreuzgang begegneten, gingen die einen mit freundlichem Gruß an ihm vorüber, die anderen sprachen ihn an und schwatzten von der schönen Frühlingszeit, von den Blumen, von den Kirschbäumen — sie redeten alle, als wäre nichts geschehen, oder als sprächen sie zu einem fügsam gewordenen Kind, das man an die überstandene Strafe nicht erinnern will. Jmmhof betrachtete sie verwundert und ließ sich ihr Gerede schweigend gefallen. Aber je mehr er sich verschloß vor ihnen, um so freundlicher schwatzten sie auf ihn ein. Und dieses Wohlwollen, das sie ihm zeigten, steigerte sich von Tag zu Tag und nahm eine Form an, die ihn belästigte und reizte. Sie erschienen ihm wie Komödianten, die ihre Rolle spielen, der eine gut, der andere schlecht. Immer wieder drängte sich ihm die Frage auf: ‚Welche Wahrheit verbirgt sich hinter ihren Masken, welche Absicht verstecken sie, was wollen sie von mir?‘

Und einmal sagte er es ihnen ins Gesicht. „Seid ihr andere Menschen geworden? Dann ist ein Wunder geschehen, das ich nicht begreife . . . und ihr habt alle

Ursach, euren Gott zu preisen. Seid ihr aber die gleichen geblieben, die ihr wart... wozu die Heuchelei? Sagt es offen heraus: was wollt ihr von mir? ... Oder laßt mich in Ruhe!"

In Geduld und Nachsicht lächelten sie zu diesem schroffen Wort. Nur Herr Pabo, der Kaplan, schien es übel zu nehmen und erwiderte mit frommem Ernst: „Deine Seele, Immhof, ist ein eitles Gefäß, welches überläuft von unchristlichem Hochmut. Gott und die Kirche haben in Gnade an dir gehandelt. Du hättest Grund, dich zu erniedrigen und dankbare Demut zu zeigen."

„Erniedrigung? Die mag dir geziemen, Pabo, der du sie predigst! Mir laß meinen Stolz . . . er muß eine Tugend sein, weil er dir mißfällt!"

Dem Kaplan stieg das Blut zu Kopf; er wollte heftige Antwort geben, aber da fiel der Eschelberger mit heiterem Lachen ein: „Den Immhof solltet ihr predigen lassen am nächsten Bußtag! Wenn er den Bauern von der Kanzel zuruft: ‚Hebt die gescherten Köpf ein wenig höher, seid stark und stolz, denn es giebt keine schönere Tugend!' . . . solches Evangelium möcht ihnen besser gefallen als Pabos fromme Christenlehr: ‚Beuget euch und ducket in Ergebung die Köpfe, bedenket, daß ihr alle nur schwache Menschen seid, und daß die Schwäche des einen der Schwäche des anderen hilfreich sein muß in christlicher Liebe!' So hat Herr Pabo am Ostertag geredet. Sag, Immhof, wie hättest denn du gepredigt?"

Irimbert richtete sich auf, als ränne durch seinen gebrochenen Körper eine Welle frischen und heißen Blutes. „Ich hätte in Erbarmen hingeblickt über alle die Schwachen, die ich in Hoffn[illegible] knieen sah, und hätte unter ihnen einen Starken ges[illegible]d diesem einen hätt ich zugerufen: Fühle die Kraft dein[illegible] Lebens und nütze sie, sei stark wie ein Baum, dann wirst du auch Schatten geben, in dem sich die Schwachen nach heißer Mühsal kühlen! ... Euch aber sag ich: der Wille eines einzigen, der stark war, hat auf Erden des Guten mehr gethan als die schwache Liebe, die ihr predigt und die in euren Seelen wohnt, wie die Elster in ihrem Horst!“

Es wäre zu einem bösen Auftritt gekommen, hätte sich nicht Herr Konrad von Bergheim, der Kellermeister, der schon durch die Fülle seiner Erscheinung beruhigend wirkte, ins Mittel gelegt. „Haltet Frieden, ihr Herren! Ihr habt ihn gereizt und habt ihm Galle zu trinken gegeben ... so wundert euch nicht, wenn er zum Austausch Essig in eure Becher gießt. Und bedenket, er ist noch ein Kranker, noch allweil ist ihm der Wein verboten ... und das Wassertrinken, das macht ein saures Gemüt, denn unser Wasser ist salzig. Und bedenket, wie jung er noch ist! In einem Jüngling ist alles unreif und thöricht ...“

„Auch Jesus von Nazareth war ein Jüngling. Willst du ihn unreif und thöricht nennen? Dein Glück, daß

Bruder Medardus nicht hier ist! Er würde schreien: Du hast Gott gelästert, in die Mauer mit dir!“

Mit diesen Worten kehrte Irimbert den Chorherren den Rücken und verließ den Kreuzgang.



Herr Pabo lief zum Dekan, um gegen Immhof zu klagen. Aber da fand er üblen Empfang. „Der Schuldige bist du!“ fuhr ihn Wernherus zornig an. „Ich hab euch befohlen, freundlich mit ihm zu sein und jede seiner Launen zu dulden. Ich will es so und habe meine guten Gründe. Denke deines Eides, Pabo, und gehorche! Dein Gehorsam ist Dienst zum Nutzen unseres Hauses.“

Der Kaplan gehorchte. Schon am folgenden Tage war er unter all den Freundlichen gegen Irimbert der Freundlichste. Aber es fehlte ihm bald an Gelegenheit, den Eifer seines Wohlwollens zu bethätigen. Immhof ging diesem versöhnten Gegner und den anderen Chorherren aus dem Wege. Nicht der Wunsch, neuen Hader zu vermeiden, sondern die aufdringliche Herzlichkeit, mit der ihm alle entgegenkamen, verleidete ihm den Besuch des Kreuzganges.

Tagsüber blieb er in seiner Zelle, versunken in ein Buch, das ihm der Propst gegeben hatte — es war der Titurel des Wolfram von Eschenbach.

Täglich kam Herr Friedrich, um eine Stunde bei dem Schweigsamen zu verplaudern. Niemals wieder hörte er von Immhof ein Wort, das an jene seltsamen Gedankenbilder erinnerte, mit denen der Propst bei seinem ersten Besuch in der Krankenzelle die Seele des Genesenen erfüllt gesehen. Auch Herrn Friedrich gegenüber blieb Irimbert wortkarg und verschlossen. Nur wenn die Rede auf das Werk des Wolfram kam, öffnete die staunende Begeisterung, von welcher Immhof erfüllt war, seine Lippen. Und einmal sagte er: „Wie konnte solch ein reines und schönes Werk entstehen ... in einer Zeit wie die unsrige?"

Herr Friedrich lächelte. „Die schönsten Blumen wachsen immer, wo Mist gefahren wurde. In Zeiten,

die erträglich sind, schreibt man keine Bücher, oder schlechte. Ein großes und tiefes Kunstwerk, das ist immer wie Stein gewordenes Herzblut, das dem Künstler aus schmerzender Wunde floß.“ —

Mit dem Propste kamen manchmal auch noch Saaleck und Pütrich zu Immhof in die Zelle. Der Gast aber, der sich am häufigsten einstellte, war der bucklige Isengrim. Irimbert schien zu fühlen, daß es dieser boshafte Spötter gut und ehrlich mit ihm meinte, und so ließ er es gerne geschehen, wenn ihm der Bucklige mit seinen derben Späßen und seinen Spöttereien den schwermütigen Ernst zu verscheuchen suchte.

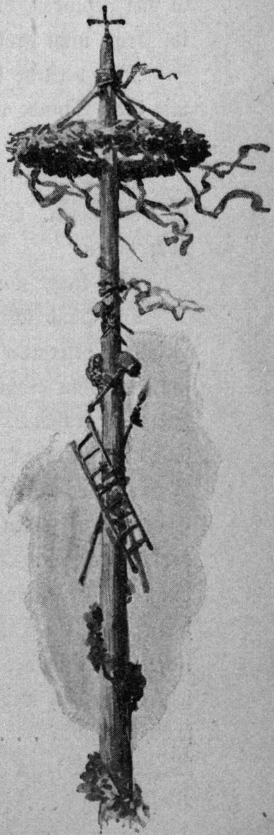
Die sonnigen Morgenstunden und die milden Abende verbrachte Immhof einsam in einem der kleinen Mauergärten, die hinter den Wänden des Kapitelsaales auf engem Raum hinausgebaut waren über die steilen Felsen, mit denen der Priesterstein sich hinuntersenkte in das Thal der Ache. Da saß er oft lange Stunden regungslos an die Brüstung der Mauer gelehnt, während sein Blick in träumender Sehnsucht das Thal überflog und emporspähte über die Gehänge des Hohen Göhl, dessen Kuppen und Hochalmen bis zur Grenze des Waldes herunter noch bedeckt waren von tiefem Schnee. Wo der Buchenwald, dessen kahles Gezweig sich schon in mattgrünen Schimmer zu hüllen begann, mit den dunklen Fichtenwäldern zusammenfloß, dort oben sah man über

den Kamm der Wipfel etwas hervorragen wie einen kleinen, grauen Reisigstrauß — es war die noch blätterlose Ulme im Gottesleben, mit dem Sparrenwerk des Lugaus in ihrer Krone.

Eines Abends wieder — es war der Vorabend des ersten Maitages — saß Jmmhof einsam in dem kleinen Garten. Unbeweglich hingen seine dürstenden Augen an der grauen Stelle dort oben über den Wäldern. Nichts anderes sah er, nicht den Zauber des erwachenden Frühlings, nicht das Feuer der von der scheidenden Sonne bestrahlten Schneeberge, nicht den reinen Glanz der Lüfte, die ihn lind umfächelten und erfüllt waren vom herben Duft des Holunders, der in dichten Büschen rings um die Mauer blühte. Und er hörte nicht das Gezwitscher der Meisen und Finken, nicht die Stimmen, die aus dem Bachthal heraufklangen, nicht den wirren Lärm, der vom Klosterhof herübertönte, wo sie den Maibaum aufrichteten, um den die dienenden Brüder, die Falkner und Troßbuben des Stiftes am kommenden Morgen beim Klang der Fiedel und der Blatterpfeife den Reien tanzen wollten. Er hörte nicht den schwebenden Hall der Glocke, die zum Feierabend läutete, und hörte die Schritte nicht, die sich auf dem Sandweg des Gärtleins näherten. Als sich eine Hand auf seine Schulter legte, blickte er auf wie ein Erwachender.

Wernherus stand vor ihm.

Seit jenem Abend, an dem sie Kapitel gehalten, hatte Irimbert den Dekan nicht mehr gesehen. Bei seinem Anblick stieg ihm das Blut in die Stirne. Doch ruhig sah er an Wernherus hinauf. Und dann erhob er sich — es war, als möchte er sich nur der Hand entziehen, die auf seiner Schulter lag.



Freundlich grüßte der Dekan. „Ich sehe dich genesen, Immhof, und seh es mit Freude.“

Irimbert schwieg. Aber aus dem Blick, mit dem er Wernherus betrachtete, sprach die Frage: „Was will er?“

„Bis heute hab ich die Begegnung mit dir vermieden. Ich wollte dich nicht erregen. Aber jetzt bist du genesen und gekräftigt . . . jetzt wird diese Begegnung härter für mich sein, als für dich. Aller Vorwurf, den du mir zu machen Ursach hast . . .“

„Vorwurf? Nein! Ich bin der Mann nicht, um über Dinge zu klagen, die geschehen sind,“ erwiderte

Irimbert mit stolzer Ruhe. Und dann lächelte er. „Auch hab ich in der Nacht, in die mich euer Urtheil stieß, an Licht so viel gefunden, daß ich jenen, die meine Richter waren, im Ernst nicht grollen darf."

„Ich verstehe dich nicht. Aber ich fühle: du willst mir diese Stunde leichter machen . . . ich sehe, daß du erkanntest, weshalb ich kam."

„Euer Scharfsinn täuscht Euch über meine Schwäche im Rätsellösen. Weshalb Ihr kamt? Das muß ich erst noch hören."

„Ich kam, um die Versöhnung mit dir zu suchen."

Die Hand übersehend, die ihm Wernherus bot, trat Irimbert befremdet zurück, fast wie in Ahnung einer Gefahr, die ihm drohte. „Mich dünkt, Ihr habt Euch im Wort vergriffen?" Seine Stimme klang hart. „Versöhnung? Wozu? Welchem Eurer Zwecke könnte sie dienen? Was Ihr wolltet, das ist Euch gelungen: aus Euren Wegen einen Menschen wegzustoßen, der Euch unbequem erschien. Der Menschenrest, der ich heute noch bin . . . der zerbrochene und zerstörte Körper, der für jeden Blick ein Bild des Grauens ist . . . der Gottesleugner, der in der Mauer lag, und den nur ein Mitleid erlöste, ich weiß nicht, welches, und weiß nicht, zu welchem Zweck . . . der ist Eurem Ehrgeiz und Euren Wegen nicht mehr gefährlich. Was wollt Ihr mehr? . . . Versöhnung? . . . Ich verstünde diesen Wunsch in Euch,

wenn ich mir denken könnte, daß mein vernichtetes Leben für Euch noch irgendwelchen Nutzen hätte. Aber solchen Nutzen seh ich nicht. Und deshalb glaub ich Eurem Wunsche nach Versöhnung so wenig, wie ich den wohlwollenden Masken Eurer Freunde glaube . . . die ich sehe, doch nicht begreife."

„Laß dir sagen, Immhof . . ."

„Laßt Euch sagen, Herr, daß Ihr suchen kamt, was zwecklos ist. Das war doch sonst nicht Eure Art. Und daß Ihr die eigene Natur vertauschen sollt . . . ich bin der Letzte, der das wünschen möchte. Denn ich habe gelernt, daß man die Dinge und Menschen nehmen muß, wie sie sind. Ich verlange vom Winter nicht, daß er Frühling sei, und verlange vom Raubthier nicht, daß es sich verwandle in ein Lamm. Der den Winter und den Wolf erschuf, wird wissen, warum er sie nicht anders machte. So seid auch Ihr, wie Ihr sein müßt. Ich habe keinen Groll gegen Euch."

Irimbert wollte den Garten verlassen, aber Wernherus vertrat ihm den Weg.

„Immhof! Könntest du mir ins Innere sehen, wie Gott es sieht . . ."

„Gott?" unterbrach ihn Irimbert, mit einer Furche auf der Stirne. „Redet nicht von Gott, Wernherus! Ihr wißt doch aus Erfahrung: Euer Gott und der meine, die beiden vertragen sich nicht! . . . Und seid Ihr

etwa gekommen, um meinen Dank zu holen ... wie Bruder Medardus die Steuer holt ... so nehmt ihn! Nehmt ihn! Obwohl das Leben, das Euer Wille mir ließ, keines Dankes wert ist."

„Dank? Wofür?"

„Für Eure Laune, die meine Mauer brach."

Verwundert blickte Wernherus auf. „Du irrst dich, Immhof! Das war nicht mein Wille."

„So hat Herr Friedrich mir gesagt."

„Dann hat auch er sich geirrt... freilich, er blieb ja aus nichtigem Vorwand dem Kapitel ferne, das deine Erlösung aussprach," entgegnete Wernherus mit raschen Worten. „Deine Mauer, Imhof, hat der Wille der Chorherren gebrochen ... weil sie fühlten, daß schweres Unrecht an dir geschah ... weil sie zu spät erkannten, daß du in jener unglückseligen Stunde nicht Herr deiner Worte und deiner Sinne warst. Aber ich, Immhof ... als die anderen dich erlösen wollten, hab ich dagegen gesprochen ... meine Stimme gegen die Stimmen all der anderen! Und weißt du, warum? Neben der Reue, die mich erfüllte, war die Furcht in mir, dich wieder sehen zu müssen und als ein Schuldiger vor dir zu stehen, vor dem Opfer meines ungerechten Zornes!"

Wie das ehrlich klang! Fast schien es einen Augenblick, als möchte Immhof diesen Worten glauben. Dann

aber lächelte er und sagte: „Dekan! Ich möcht Euch einmal schlafen sehen!“

Wernherus, von diesem Wort aus der Fassung gebracht, wußte nicht gleich, was er sagen sollte. „Mich schlafen sehen? Weshalb?“

„Um zu erfahren, welches Antlitz Euer wahres ist: jenes, das ich kenne, oder das Gesicht, das Ihr mir heute zeigt . . . oder ein drittes? Das könnte mir nur der Schlaf verraten. Der lügt nicht.“

Wernherus lächelte in freundlicher Geduld. „Ich merke mit Kummer, daß mein redlich gemeintes Wort in dieser Stunde dein Ohr nicht findet . . .“

„Zwischen Eurem Wort und meinem Ohr steht eine Mauer.“

„Da hast du recht . . . und ich weiß auch: das ist die Mauer nicht, die dort unten fiel . . . es ist der Unglimpf, den ich, von anderen falsch berichtet, und in blindem Zorn wider die Ehre deiner Mutter beging.“ Wernherus sah, wie eine Flamme des Zornes heiß über Immhofs bleiche Wangen schlug. Beschwichtigend hob er die Hände und sagte hastig: „Laß mich sprechen. Immhof, ich bitte dich . . . laß dir sagen, wie sehr ich mein Unrecht fühle, und wie tief ich es bereue! Denn aus diesem Vorwurf, der dich so maßlos reizen mußte, ist alles andere hervorgewachsen wie ein Ungewitter aus schwülem Tag. Und die Erkenntnis meines Unrechts

begann in mir, als ich erfahren mußte, daß ich eine Lüge nachgeredet . . . eine häßliche Lüge, die dein Bruder ersonnen, um dich zu verderben, um die reine Seele deiner Mutter tödlich zu treffen in ihrer Liebe zu dir! Und daß es Lüge war . . . Immhof, das kann ich dir heute beweisen . . ."

„Die Ehre meiner Mutter bedarf keines Beweises," unterbrach ihn Irimbert. „Ich bin ihr Sohn. Das ist mir Beweis genug." Seine Stimme klang nicht mehr so schroff wie zuvor — als hätte das Bekenntnis des Dekans eine weichere Regung in ihm erweckt.

Und Wernherus hatte ein feines Ohr. Er lächelte. „Ich sehe, daß dein gerechter Zorn sich mildern will. Und ich muß zufrieden sein mit dem Gewinn dieser Stunde. In Geduld will ich den Tag erwarten, der uns beide ganz versöhnt . . . den Tag, an dem wir Freunde werden."

„Freunde? . . . Ihr und ich?"

„Ja, lieber Immhof! Und redlich will ich mir deine Freundschaft verdienen. Ich will das Unrecht sühnen, das ich an dir beging. Jeden Heiltrank will ich dir bieten, um dein bedrücktes und verschlossenes Herz einem neuen Frühling des Lebens zu öffnen. Und ich weiß, es wird die Zeit noch kommen, in der du dich wohlfühlst unter unserem heiligen Dache . . . und in der unser Haus für dich zur lieben Heimat wird, der du angehörst mit allem, was in dir lebt und was dein eigen ist."

Mit staunenden Augen betrachtete Immhof den Dekan. „Herr Wernher! Wenn es möglich wäre, daß sich die Nacht in Tag verwandelt, so könnt ich glauben, dieses Wunder hätte sich in Euch vollzogen."

„Ja, Immhof, ja! Dein Leiden hat dieses Wunder in mir gewirkt. Wie soll ich es dir beweisen? Sag mir, Immhof ... kann ich dir keinen Wunsch erfüllen, der in deiner Seele dürstet? Kann ich dir keine Freude schaffen?"

„... Nein!"

„Immhof! Es war heute nicht zum erstenmal, daß ich dich einsam hier an der Mauer sitzen sah. Vom Fenster meiner Stube dort oben hab ich dich belauscht, Tag für Tag, und sah, wie du die Arme strecktest, um den Frühling da draußen an dein Herz zu drücken ... und fühlte, wie dein heißer Blick mit Sehnsucht hinausverlangte in die Freiheit! ... Immhof! Das geb ich dir! Steig hinauf in die Berge! Ich gebe dir freien Tag für morgen, bis zum Abend ... wenn du willst, auch noch für den anderen Tag! Suche den Hilpot auf, geh jagen mit ihm ... jetzt singt ja der Urhahn im Bergwald droben! Willst du? Aber was frag ich noch! Ich sehe doch, wie dir die Freude aus den Augen leuchtet! Heil zum Weidwerk, lieber Immhof! Ich gehe gleich ... und will sorgen dafür, daß sie dir noch heute ein Jägerkleid in die Zelle legen ... und eine Weidmannswehr! Das soll gleich geschehen, gleich! Und morgen freue dich deiner Freiheit!"

Lächelnd, mit freundlichem Gruße ging Wernherus davon.

Irimbert sah ihn beim Dämmerlicht des sinkenden Abends in der Gartenthüre des Kapitelsaales verschwinden — und noch immer stand er, wie gefesselt von einem Bann, der all sein Denken verwirrte. Dann aber atmete er auf, als wäre in seiner Seele von allen Worten des Dekans nur das letzte zurückgeblieben: „Freiheit!“

Und in einem Sturm von Gefühlen die Arme gegen die Berge streckend, jubelte er mit erstickten Lauten in die Dämmerung hinaus: „Ich komme ... ich komme!“

* * *

Am anderen Morgen, noch ehe das Frühlicht graute, war Irimbert schon wegfertig, im Jägerkleid, mit der Armbrust auf dem Rücken.

Als er aus seiner Zelle hinunterstieg, fand er im Klosterhof schon reges Leben. Die Brüder lachten und schwatzten, während sie die Schaubänke für die Chorherren und die frommen Schwestern aufschlugen, die zum

Maientanz der Brüder und der Gesindleute des Stiftes als Zuschauer geladen waren. Scharf hob sich vom dämmerigen Himmel der hohe, schlanke Mast des Maibaumes ab, an dem die langen Wimpel im Frühwind flatterten, und der geziert war mit allen Insignien des Leidens Jesu Christi.

Der Pförtner, bevor ihn Irimbert noch anrief, öffnete schon das Thor.

„Ich weiß schon, Herr, der Dekan hat freien Paß befohlen für Euch.“

Auch draußen in der Bürgergasse war das Leben schon wach. Hier errichteten die Söhne der Handwerker und Kaufleute ihren Maibaum, den die Abzeichen des Ackerbaues und aller Gattungen des Handwerks schmückten. Zuhöchst auf der Spitze des Baumes, über dem mit Bändern gezierten Maienkranz, war eine doppelflügelige Wetterfahne angebracht: ein Spielhahn auf der einen Seite, eine Spielhenne auf der anderen und wenn der Wind das Fähnlein drehte, rannte der Hahn wie in verliebtem Taumel der Henne nach. Das große Spiel des Lebens!

Junge Leute, mit Lachen und Singen, kamen schon aus dem Thal herauf, so eilig, als könnten sie nicht früh genug zum heiteren Feste kommen. Wenn sie dem Jäger begegneten, der wie ein Träumender seinem Wege folgte, wurden sie still und sahen erschrocken oder verwundert in

dieses abgezehrte, vom weißen Haar umhangene Jünglingsgesicht.

Als Irimbert im Thal die Ache überschritten hatte und den Wald erreichte, begann der helle Tag. Am Kreuz der Wolfsreut war er schon vorüber gestiegen, da scholl ihm in der Stille des Morgens das wüste Jauchzen einer heiseren Stimme entgegen. Und es war ein seltsam unheimlicher Zug, der sich hervorlöste aus dem Morgenschatten des Waldes.

Wenn zur Winterszeit, während der tiefe Schnee alle Wege gegen das Thal verschloß, dort oben unter den weit zerstreuten Dächern der hörigen Bergbauern ein leidender Mensch sein Leben endete, so banden sie die Leiche auf ein Brett und versenkten sie in den Schnee. Der Frost des Winters schützte sie vor Verwesung. Zerschmolz im Frühling das weiße Grab und gab den Toten wieder frei, so trugen sie ihn hinunter zur geweihten Erde.

Und da brachten sie gerade solch ein ‚kaltes Leut' getragen. Mit Haupt und Füßen ruhte das Totenbrett auf den Schultern zweier Männer. Ein junges Dirnlein, ein Greis und noch zwei andere gaben dem Hingeschiedenen das Geleit. Sie zeigten wohl trauernde Mienen, doch der erste Schmerz um den Toten war längst erkaltet in ihnen, zerschmolzen mit dem Schnee. Und während sie beteten mit eintönigem Gemurmel, sprang



und tanzte der ‚traurige Jacho‘ wie ein lustig gewordener Narr dem Zuge voran, mit dem Eisenkreuz in den Armen, und schrie und jauchzte, als hätte er einen Hochzeitsreigen anzuführen.

Irimbert war vom Wege in den Wald getreten und entblößte das Haupt, als der Zug an ihm vorüberging.

„Ein Kluger, der das große Rätsel löste!“ sprach er leise vor sich hin.

Noch lange, während er durch den Wald emporstieg, hörte er hinter sich das gurgelnde Geschrei des Wahnsinnigen. Und übers Thal herüber, aus dem Klosterhof und von der Bürgergasse, klang verloren noch der Jubel, der seine tollen Sprünge um den Maibaum machte.

Die Sonne tauchte über den Berggrat auf und streute ihre flimmernden Lichter über das junge Laub, das gleich winzigen grünen Herzen aus allem Gezweig der Buchen sproßte.

Als Irimbert zum Gehöft des Jägers kam, sah er die Greisin in der Sonne auf der Hausbank sitzen. In Gedanken vor sich hin blickend, drehte sie die Spindel. Wildfelle waren zum Trocknen ausgebreitet, der Brunnen murmelte und die Bienen summten. Nichts schien verändert an dieser Stätte, alles war wie damals im Herbst — nur daß der Morgen leuchtete, nicht der Abend, und daß sich der Goldglanz des welkenden Laubes verwandelt hatte in junges Grün.

„Guten Morgen, Mutter Hanna!“ grüßte Irimbert mit bewegter Stimme.

Die Greisin hob das Gesicht. „Was willst? Ich kenn dich nicht.“

„Einen Winter ist's her, da hab ich das Wams deines Buben getragen, den der Baum erschlug.“

„Du bist's, Herr?“ Ruhig blickte Hanna an ihm hinauf. „Viel mußt gelitten haben. Völlig ein anderer bist geworden.“

„Ja, Mutter Hanna. Jetzt bin ich weise wie du. Schmerz und Freude sind mir geworden, daß ich sie nimmer scheiden kann. Das eine gilt mir, wie das andere.“

Hilpot, vom Klang der beiden Stimmen gerufen, erschien in der Hausthür. Erschrocken sah er den Jäger an; er meinte die Stimme erkannt zu haben — und wollte nicht glauben, als er sah.

„Ja, Mann, er ist es,“ sagte Mutter Hanna. Es war ein herber Ton in ihrer Stimme. „Er ist es schon, um den du getrauert hast den ganzen Winter ... getrauert wie um keinen von unseren Buben.“

„Herr ... Herr ... du mein lieber Herr ...“ Ein anderes Wort brachte der Alte nicht aus der Kehle, während er mit nassen Augen zu Irimbert aufsah und ihm die Hände drückte. Und schließlich fand er nur die eine Frage: „Willst jagen, Herr ... jetzt wieder ... willst? Ich führ dich auf einen Urhahn? Magst?“

Irimbert schüttelte den Kopf und lächelte. „Ich danke dir, Hilpot! Aber jagen? Nein! Ich will zum Greimold hinauf, ins Gotteslehen.“ Seine Stimme zitterte.

„Darf ich mit dir gehen? Nur bis zur Wies hinauf?“

„Komm!“

Während der Alte ins Haus lief, um seine Kappe zu holen, fragte Mutter Hanna:

„Weißt nicht, Herr, wie's meinem Buben geht?“

„Ich denke, daß er frohen Tag hat, heute. Sie tanzen den Reien um den Maibaum.“

„Alle Freud ist ihm vergönnt! . . . Aber der Weg zu uns herauf, der ist schon offen seit einem Mond. Und noch allweil ist der Bub nicht dagewesen. Seit dem selbigen Herbsttag nimmer! . . . Du bist eher gekommen.“ Seufzend netzte Mutter Hanna die Finger und drehte die Spindel wieder.

Hilpot erschien auf der Schwelle und wies den Jagdhund zurück, der ihm folgen wollte. „Bleib nur daheim bei der Mutter, du! Die möcht auch einen Gesellen haben! . . . So; Herr, jetzt komm!“

Als sie zum Waldsaum schritten, blieb Irimbert stehen und lauschte, als müßte er auch heute wieder das jubelnde Lied der Blinden hören, wie an jenem Abend im Herbst.

Doch nur der Morgenwind kam flüsternd niedergezogen über das junge Laub der Buchen.

Die Sonne war höher gestiegen, und ihre Lichter flimmerten schon um die Wurzeln der Bäume. Etwas Stilles und Keusches erfüllte den Wald. Nur selten pisperte ein Vogel, ganz leise; doch viele sah man flattern und huschen, fast jeden mit einem Hälmlein im Schnabel.

In gelben Zotten hing noch das dürre, vom Schnee zerdrückte Gras des vergangenen Sommers über den Grund. Aber die frischen, jungen Gräser spitzten schon überall hervor und durchbrachen das verfaulte Laub. Einzelne Schneeflecke, grau geworden, lagen noch umher, doch neben ihren schmelzenden Rändern, da grünte schon das Moos, da blühten schon die kleinen, blaßblauen Frühlingssterne des Waldes und weiße, winzige Blümchen.

Ein Wildbach rauschte, so gleichmäßig und eintönig, daß sein Rauschen wie Stille wirkte. Sein Wasser war noch ungeklärt, noch milchig vom Schnee und von den Frühlingsmuhren.

Zwischen den Bäumen schimmerten in der Sonne mit smaragdenem Grün die Wiesen, die das Gotteslehen umzogen.

Am Hag des Lehens war das Thor geschlossen, und auf einem Thürmlein, das aus Balken geschränkt war, saß ein Wächter wie bei der Schanze einer Burg, die in Fehde steht. Es war der Steinhauser. „He, Fürsenn," rief er in das Gehöft hinunter, „sell drunten beim Wald, da seh ich zwei Mannsleut. Den einen kenn ich, das

ist der Hilpot. Und der kehrt wieder um. Der ander kommt über die Wiesen her. Den kenn ich nicht. Und eilig muß er's haben . . . er lauft ja schier! Geh, und ruf den Hauswirt!" —

Raschen Ganges kam Irimbert über die Wiesen heraufgestiegen. In Erregung eilten seine suchenden Blicke dem Wege voran. Doch er sah nur den geschlossenen Hag, dessen Flechtwerk erhöht und gefestet war — und am Hag entlang war ein breiter Graben ausgeworfen, in dem sich das Wasser eines Wildbaches gesammelt hatte; und alle Bäume, die in der Nähe des Hages gestanden, waren niedergeschlagen, am Graben hin alle Büsche ausgerottet.

Das Flügelthor, welches früher den Hag geschlossen, hatte sich in eine feste Schlagbrücke verwandelt, die sich vor Irimbert mit rasselnden Ketten über den Graben legte. Hinter der Brücke stand der Gotteslechner im Thor; er trug die Eisenhaube über dem grauen Haar, unter dem ledernen Wams das Kettenhemd, und führte das blanke Schwert wie einen Stab.

Mit ruhigem Blick den Jäger messend, sagte er: „Ich weiß nicht, wer du bist ... aber dein Gewand hat Klosterfarben. Schicken mir deine Herren eine Botschaft? Red!" Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. „Ich bin der freie Herr von Mitteralben und Vordereck. Was will das Kloster von mir?"

Verwundert und in Sorge betrachtete Irimbert den Gotteslechner.

„Greimold? . . . Kennst auch du mich nimmer? . . . So führe mich zu deinem Kind! Seine blinden Augen werden mich sicher erkennen."

Da kam es vor freudigem Schreck wie ein Wanken über den starken Mann. Der Steinhauser und der Altsenn, die mit ihren gedornten Streitäxten hinter ihm standen, trauten ihren Augen nicht, als sie sahen, daß ihm das Eisen entfiel. Keines Wortes mächtig, streckte er die Hände, riß den Jäger an sein Herz und umschloß ihn mit den Armen wie einen Sohn, den er wiedergefunden. Und dann, als stünde drohende Gefahr da draußen, zog er ihn von der Brücke in das Gehöft und rief mit erstickter Stimme den beiden Männern zu: „Die Schlagbruck auf! Und keiner geht ein! Jetzt hab ich den Buben, jetzt soll ihn mir keiner mehr nehmen!"

Erst, als die Brücke das Thor geschlossen hatte, wurde er ruhiger. Und da stand er erschrocken, Irimberts Hände in den seinen, und betrachtete das abgezehrte Gesicht, die gebleichten Haare.

„Bub! Armer Bub! Wie haben sie dich zugerichtet! Und um meinetwillen!"

„Nein, Greimold! Meine Schuld war's! Mir geschah, wie mir geschehen mußte."

Der Gotteslechner schien nicht zu hören. Er hatte

die Faust erhoben und rief mit heiserer Stimme gegen das Thal hinunter: „Gottesmänner! Gottesmänner!“ Dann wieder faßte er Irimberts Hände. „Sag, Bub, soll es Botschaft sein, daß du kommst? Sind sie schon hinter dir?“

„Greimold . . .“

„Laß sie nur kommen! Bei mir bist sicher! Acht Mannsleut sind wir, und Eisen ist genug im Haus. Aus Kuhketten und alten Pflugscharen haben wir neue Hauben und Äxte geschmiedet im Winter. Und schau dir die Mauer an . . .“

Eine starke, aus klobigen Felsblöcken gefügte Ringmauer mit Scharten und Zinnen, mit einem Thor, über dem ein Fallgitter aus schweren Balken hing, umzog in engem Kreis das Haus und die Ställe.

„Die haben wir gebaut, noch eh der Schnee geschwunden ist. Und die sollen mir die da drunten so leicht nicht werfen!“

Irimbert drückte bewegt die schwieligen Hände des Bauern. „Jeder Stein dieser Mauer ist wie ein Wort, das von deiner Sorge erzählt und von hartem Winter. Aber es ist Frühling worden, Greimold! Wirf alle Sorge von dir! Ich bringe dir gute Botschaft, bringe deinem Haus den Frieden. Der Propst hat dein Recht erkannt und wird dich schützen. Solang er lebt, soll niemand dich stören in deinem freien Heim!“

„... Bub? ... Und das ist wahr?“

„Ja, Greimold! Das hab ich aus Herrn Friedrichs eigenem Munde.“

Der Gotteslechner brauchte Zeit, um diese neue Freude in sich erwachen zu lassen. „Thät mir das ein anderer sagen ... ich müßt ihm ins Gesicht lachen! Aber du ...“ Er atmete auf, als wäre ihm ein drückender Stein von der Brust gehoben. „Weil du's mir sagst, so muß ich's glauben!“ Lachend schrie er den beiden Männern zu: „Steinhauser! Fürsenn! Lasset das Thor jetzt! Keiner braucht wachen mehr! Der Bub ist da ... und mein Haus hat Fried! ... Bub! Bub! So schönen Maien hab ich noch nie gesehen! Vergeltsgott dir und deinem Herren! Sag nur, Bub, ja sag nur, was thu ich dir denn? Wie muß ich denn deine Botschaft lohnen?“

„Führ mich zu deinem Kind!“

„Das Kindl! O Jesu mein, das Kindl! Die ist im Haus! So komm doch, Bub, so komm doch ...“ stammelte Greimold, unter Lachen und Thränen, während er den Jäger mit sich fortzog gegen das Mauerthor. Aber da blieb er erschrocken stehen. „Nein, Bub, nein... so geht's nicht! Wart noch ein lützel! Das muß ich ihr sänftlich beibringen, Tröpfl um Tröpfl. Sie könnt ja den Tod haben von der gähen Freud!“ Er wurde still und ernst. Mit nassen Augen zu Irimbert aufblickend, sagte er zögernd und leise: „Schau, Irmi ... ich mein',

es ist besser, ich sag dir's gleich! Das Kindl ist dir gut. Sie hat gebanget um dich und hat gezittert Tag und Nacht, wie ein frierendes Blüml, das unterm Schnee begraben ist und keine Sonn nimmer spürt! . . . Gelt, laß halt dem blinden Dingerl jetzt das bißl Freud!... Und ich bitt dich, Bub ... schau, sag ihr nicht, wie viel du hast leiden müssen! Sie könnt's nicht hören!"

Irimbert nickte schweigend; heiße Röte war ihm in die bleichen Wangen gestiegen, und seine Augen suchten mit dürstendem Blick.

„Schau, sie weiß nichts anderes, als daß deine Herren dich fortgeschickt hätten, bis weit in die Ebnet hinaus, und . . . ja, Bub, da muß ich dir noch was Seltsames sagen. Du mußt ihr einmal erzählt haben... ein Märlein vom schönen Glück und seinem Erdenbruder Schmerz . . . und selbigsmal, wie ich ihr sagen hab müssen, daß du nimmer und nimmer kämst . . . denk dir, Bub, da hat sie mit ihrer hellen Seel den Schmerz gesehen.] Als ein Leibhaftiger ist er vor ihr gestanden, und sie hat ihn geschaut, Bub, völlig wie du jetzt bist... so... mit dem schneeweißen Haar!" Dem Gotteslechner schwankte die Stimme, und scheu, mit zitternder Hand, berührte er eine der gebleichten Strähnen.

„Greimold!" brach es in bebender Erregung von Irimberts Lippen. „Laß mich nicht warten! Nicht mich ... und nicht dein Kind!"

„Ja, Bub, ja! Nur ein lützel mußt harren noch, und ich bring sie heraus! Der Tag ist so schön heut, gelt? Da müsset ihr wieder sitzen beim Ulmenbaum!"

Der Gotteslechner eilte durch das Mauerthor und trat ins Haus.

Die weiße Zenta kam ihm entgegengesprungen und kehrte mit ihm zurück in die Stube.

Still und regungslos, das schmale Gesichtlein weiß und müd wie das Antlitz einer Kranken, ruhte Jutta beim offenen Fenster in ihrem Sessel. Ihre Augen waren geschlossen; ihre Hände, die im Schoße lagen, umspielt von der warmen Sonne des Fensters, hielten ein Zweiglein mit weißen Blüten.

„Kindl! . . . Mein Kindl, mein liebes!"

Jutta regte sich nicht.

Als Greimold zu ihrem Sessel trat, sah er, daß sie schlummerte.

„Schau nur, jetzt kommt ihr das Glück als wie ein schöner Traum!" Er faßte ihre Hände.

Da erwachte sie und hob die verschleierten Augen. „Vater . . ."

„Hast geschlafen, Kindl?"

„Ich bin so müd gewesen, und da hab ich die Augen ein lützel zugethan."

„In der linden Sonn? Und am hellen Tag? Aber schau . . . der Tag ist so viel schön heut . . . da hab ich dich wecken müssen."

Das feine Ohr der Blinden hörte aus dem Klang seiner Stimme die Erregung, die er verbergen wollte.

„Vater . . .“ Sie richtete sich auf. „Wie du redest heut, so hab ich dich lang nimmer reden hören! . . . Du redest, als wär eine große Freud in dir!“

„Ja, Kindl, wie gut du sehen kannst! Ich bring eine Freud . . . eine Maienfreud für dich!“

Sie lächelte matt und schüttelte das Köpfchen. „Mich thät nur eins noch freuen . . . und hast mir ja selber gesagt: das wird nie und nimmer sein!“

„Geh, thu nicht so traurig schauen! Es ist eine Freud, die ich bring . . . glaub mir's, Kindl, es ist dir eine! Schau . . . seit der Schnee geschwunden ist, so oft mich gefragt hast nach seinem Blüml, allweil hab ich dir sagen müssen: es ist erfroren unterm Schnee, es treibt kein Blattl, und nimmer kann's blühen. Und jetzt auf einmal . . .“

Da begann sie so heftig zu zittern, daß Greimold sie stützen mußte. „Sag mir's . . . ich thu dich bitten, Vater . . . sag mir's . . .“

„Jetzt hebt das Blüml auf einmal zu treiben an!“

Mit heißer Welle floß ihr die Freude über das schmale Gesichtlein. Zitternd, in Sehnsucht, streckte sie die Arme. „Thu mich führen . . . ich bitt dich gottstausendmal, Vater . . . thu mich führen und laß mich das Blüml schauen!“

„Ja, Kindl, komm nur, ich führ dich, komm . . . und gar nicht weit mußt gehen . . . und daß sein Blüml auf einmal wieder blüht . . . schau, Kindl, ich mein' schier, das wär ein gutes Zeichen . . ."

Sie schien nicht zu hören. Während er sie führte und mit dem Arm umschlungen hielt, waren ihre Hände suchend ausgestreckt, und wie eine Träumende redete sie leise vor sich hin. „Es blüht . . . es blüht . . . ich hab's ja gewußt . . . sein Blüml, das kann nicht sterben . . ."

Als sie hinaustraten in den schönen, stillen Morgen, fühlte sie die warme Sonne und atmete lächelnd auf. „Dir, Vater, schau, dir hab ich ja glauben müssen . . . aber allweil und allweil ist in mir eine Stimm gewesen . . . und die hat anders geredet wie du . . ."

Draußen vor dem Mauerthor sah Greimold den Jäger stehen, und da wehrte er mit der Hand, als möchte er ihm zurufen: Bleib noch, bleib, sie weiß es noch nicht!

„. . . schau, darfst mir nicht harb sein, Vater . . . aber die Stimm in mir, die hab ich halt nie geschweigen können . . ."

„Und die hat wahr geredet!" stammelte Greimold. „Ich hab dir halt alles gesagt, so, wie ich's verstanden hab, weißt. Nie und nimmer hätt ich mir denken können, daß so ein totes Blüml wieder lebendig wird. Das ist

geschehen als wie ein Wunder ... und schau, da könnt ich jetzt gleich alles andre auch noch glauben!"

„Vater ..." Mit zitternden Händen umklammerte Jutta seinen Arm und hob in dürstendem Lauschen das heiße Gesichtlein.

„Schau, Kindl ... daß sein Blüml wieder blüht ... das ist mir völlig, als wär's eine Botschaft von ihm, von dem ich gemeint hab, daß er nimmer und nimmer kommt ... und jetzt auf einmal ..." Lachend, mit nassen Augen, führte Greimold die Blinde unter den Bogen des Mauerthores und nickte dem Jäger zu. „Jetzt glaub ich schon selber alles ... wirst sehen, Kindl, er kommt, er kommt ... und wer weiß, wie bald ... könnt sein, daß er gar nimmer weit ist ..."

Zitternd, mit glühenden Wangen, heiß atmend und die Augen groß und weit geöffnet, löste sich Jutta aus Greimolds Armen und richtete sich auf.

„Vater ... da muß einer sein ..." Sie streckte suchend die Hände, und der Jubel einer jäh erwachten Hoffnung erstickte ihr fast das Stimmlein. „Ich spür: es ist einer gekommen ... der ist mir nah ..."

Da klang ihr in Freude eine leise Stimme entgegen: „Juttula!"

Mit erloschenem Laut seinen Namen stammelnd, eilte sie auf ihn zu, als wäre sie sehend geworden. Und als sie seine Hände fühlte, wurde sie ruhig, ganz ruhig;



lächelnd stand sie vor ihm, wortlos, das erhobene Gesichtlein übergossen vom Sonnenglanz ihrer Freude, die zierliche Gestalt und das Geringel des Goldhaars umschimmert von der Frühlingssonne, die droben leuchtete im Blau.

Auch Irimbert wußte kein Wort zu sprechen. Er hielt nur immer ihre Hände in den seinen, und wie ein Dürstender trinkt, so betrachtete er das rosige Gesichtlein und sah ihr in die stillen großen Augen, die für ihn keinen Schleier hatten — ihm waren sie wie ein klarer Brunnen ihrer Seele.

Ihnen beiden wertete dieser Augenblick zu hoch, als daß sie für seine reiche Freude ein armes Wort hätten suchen mögen. Ihre lächelnde, glückliche Ruhe verriet es, daß dieser Augenblick ihr ganzes Leben erschöpfte, und daß in ihrem Herzen kein Wunsch war, der hinausging über das Maienglück dieser Stunde.

Wie aus sonnigem Traum erwachend, blickten sie auf, als Greimold mit Lachen sagte: „Ja Kindl? Ja Bub? Ja weiß denn jetzt keines von euch ein Wörtl?“

Mit sachter Hand strich Irimbert über Juttas Haar, so linde, daß er das schimmernde Geringel kaum berührte. „Wie schmal dein Gesichtlein geworden ist! Sie haben lang geblüht, die Eisblumen, gelt? War das harte Zeit für dich?“

Da lächelte sie und schüttelte das Köpfchen. „Das

ist ja doch alles vorbei. Und wie's gewesen ist ... das weiß ich nimmer. Schau, jetzt hab ich alles vergessen ... jetzt weiß ich nur eins noch: du bist da!"

Wieder schwiegen sie. Und Greimold sagte: „Geh, Bub, führ sie doch nüber zum Ulmenbaum! Daß sie sell drüben wieder sitzen kann mit dir ... das ist allzeit ihr Träumen gewesen."

Dann stand er und sah ihnen lachend nach, wie sie langsamen Schrittes hinübergingen zur Ulme, wie sie sich niederließen im sonnig durchwirkten Schatten des Baumes, an dessen Zweigen das Grün noch kaum zu knospen begann. Sie saßen Hand in Hand — Greimold konnte nicht hören, ob sie sprachen — er sah nur, daß die weiße Zenta, die vor den beiden auf dem Rasen lag, verwundert und aufmerksam die Ohren spitzte und bald den Jäger betrachtete, bald wieder ihre junge Herrin.

Aufatmend nahm Greimold die schwere Eisenhaube vom Kopf und strich mit dem Ärmel über die Stirne.

„Soll doch keins am Leben verzweifeln! So schiech eine Not auch ist ... es steigt doch allweil eine Freud wieder auf, wie Sonnschein nach einer bösen Nacht!"

Noch einen Blick hinüberwerfend zur Ulme, schritt er durch den Bogen des Mauerthores.

Bei der Hausthür trat ihm die Helgard erregt entgegen. „Hauswirt? Sag mir ... ist das der Jäger, von dem das Hauskind allweil geträumt und gesonnen hat?"

„Ja, Gardli, der ist es!“

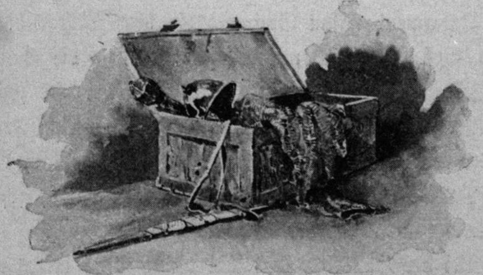
Als Greimold in die Herdstube kam, hörte er die Magd in der Hofreut jauchzen und singen.

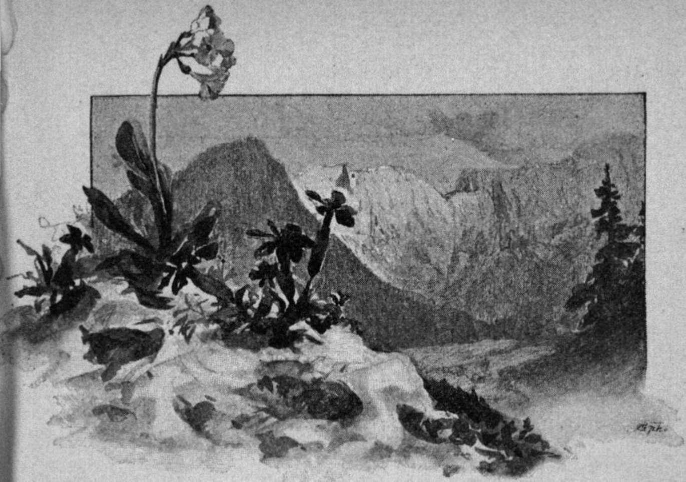
„Schau nur, wie sich die Dirn jetzt freut für mein Kindl! Und ist den ganzen langen Winter so eine ungute Raffel gewesen! Alles maiet . . . alles im Haus!“

Er ging in seine Kammer und öffnete den Deckel einer alten, mit Eisen beschlagenen Truhe. Sie barg das seidene Festgewand, das Greimolds Vater getragen hatte, als er sein Heim und Haus von Gott zu Lehen nahm.

Greimold legte die Eisenhaube dazu, das Wehrgehäng und das Kettenhemd.

„So! Jetzt hast wieder Ruh . . . du freier Herr von Mitteralben und Vordereck!“





11.

Das wurde nach einem stillen und schönen Tag im Gotteslehen ein lauter und fröhlicher Abend. Damit auch das Heimgesind von dem glücklichen Frieden kosten sollte, der ins Haus gekommen, stellte Greimold den Leuten ein Methfäßlein in die Tenne — und da hielten sie bei Sternenglanz und Fackelschein um ein Birkenbäumlein, das sie aus dem Walde holten, ihren Maientanz. Freilich war für sechs Tänzer nur eine einzige Tänzerin da; denn die Ruglind wollte von der „Narretei" nichts wissen, und das Weib des Steinhausers, ein schwächliches und bleiches Ding, das für einen Methtrunk in die Tenne gekommen, durfte nicht tanzen. Die

Helgard aber warf sich mit ausgelassenem Frohsinn von einem Arm in den anderen, und sprang den Hoppeldei und den Heierleis, bis ihr der Atem verging. Auch der Meth begann ihr heiß in den Kopf zu steigen, so daß sie im Übermut ihrer Laune auf das Weib des Steinhausers ein Spottlied sang:

„Die nit hupfet und springt,
Die geht mit dem Kind,
Muß rüehwig sitzen
Beim Hoppeldei
In Ängsten und Hitzen,
Eiapopei!"

Die Jungsennen lachten, und der Steinhauser schmunzelte stolz; doch sein Weib wurde rot vor Scham und Ärger. Die Ruglind gab es der kecken Dirn zurück: „Wirst dir mit deinem Spott das Unglück rufen! Wie lieber du springst und lachst, so leichter wird der Bub dich trügen!"

Diese Warnung schien Helgards übermütige Laune nur noch zu steigern. Mit hellem Jauchzer hob sie den Methbecher und sang:

„Ein Vöglein muß fliegen,
Und mein Herzl fliegt mit!
Will mein Schätzl mich trügen,
So wehr ich's ihm nit!"

Lachend schwang sie den Becher. „Das bring ich meinem Buben zu!" Bei dem hastigen Trunk über-

schluckte sie sich, und einer der Jungsennen mußte ihr mit den Fäusten auf den Rücken trommeln, daß sie den Atem wieder fand. Das war dem Altsenn zuviel des Spasses. „Feierabend, Leut! Jetzt wird schlafen gegangen! Der Hauswirt will Ruh haben . . . es ist ein Gast unter Dach.“ Er litt keine Widerrede und löschte die Fackel aus.

Ruglind und Helgard hatten ihre Kammer drüben im Haus. Als sie hinüberkamen, sahen sie in einem offenen Fenster der Stube noch den roten Schein der Herdglut schimmern. Verstohlen guckte Helgard in das Fenster, und dann kicherte sie immerzu, während Ruglind sie fortzog in ihre Kammer.

In der Stube, neben dem Herd, lag Irimbert auf einem aus Fellen bereiteten Lager ausgestreckt. Noch wachend, blickte er mit träumendem Lächeln in die glimmenden Kohlen.

Draußen sangen noch die Jungsennen mit halblauten Stimmen ein Lied in die Nacht hinaus. Das klang zusammen mit seinen Träumen. Und hob er die Augen, dann sah er im offenen Fenster ein Stücklein des tiefblauen Himmels mit funkelnden Sternen.

So ruhte er, ohne sich zu regen. Denn als er sich einmal bewegt hatte, war in Juttas Kammer die weiße Zenta murrend aufgestanden, und er hatte ein wisperndes Stimmlein gehört: „Weiße, sei still! Thust ihn ja wecken!“ Und da rührte er sich nimmer.

Still rannen die Stunden der Nacht dahin, und ohne daß es der wachende Träumer merkte, schloß ihm der Schlaf die Augen.

Als er am Morgen erwachte — wie war ihm wohl!

Noch Stille im Haus. Nur vor dem Fenster, um das der erste Frühschein graute, murmelte der Brunnen. Und eine Drossel schlug — das mußte bei der Ulme sein!

Leis erhob er sich und trat ins Freie. Aber da konnte er kaum bis zur Mauer sehen. Ruhiger Nebel füllte die Lüfte. Doch er hörte, daß in den Ställen drüben die Sennen schon bei der Arbeit waren.

Am Brunnen badete er das Gesicht und schüttelte lachend die Tropfen aus dem weißen Haar. Dann saß er auf dem Rand des Troges und blickte in den plätschernden Wasserstrahl, bis ihn die Stimme des Hauswirtes aus seinem Sinnen weckte.

„Guten Morgen, Bub! Wie hast denn geschlafen?"

„Wie ein Glücklicher schläft."

„So ist dir's gegangen wie mir. Nach langer Zeit die erste Nacht ohne wachende Sorg! Und das hast mir du gebracht! ... Aber magst hereinkommen? Das Kindl deckt schon den Tisch zum Frühmahl für dich."

Sie traten in die Stube. Jutta stand bei dem mit blauem Linnen überbreiteten Tisch und legte die hölzernen Teller. „Guten Morgen, Irmi!" Sie kam dem Jäger

entgegen, das Gesichtlein so frisch und rosig wie eine Blume, die ihre Sonne fand und alles Trauern der kalten Zeit vergaß.

Dieser Morgengruß war ihnen beiden wie ein neues Sichwiederfinden.

Dann saßen sie beim Frühmahl um den Tisch, so heiter plaudernd, als wäre nie der Schritt einer ernsten Stunde durch diesen Raum gegangen. Mit traulicher Sorge bediente Jutta ihren Gast — sie kannte ja hier in der Stube jeden Weg und jedes Gerät wie eine Sehende — und jeder kleinste Dienst, den sie dem Jäger bieten durfte, war ihr wie eine reiche Freude, die sie von ihm empfing.

Draußen in der Hofreut begann es lebendig zu werden. Das Gebrüll der Rinder und das Blöken der Schafe mischte sich mit dem Klang der Schellen und den lauten Stimmen der Sennen.

„Vater?" fragte Jutta, als sie den Lärm vernahm. „Treiben die Heimleut zur Waldhut aus?"

„Ja, Kindl! Es maiet, die harte Zeit ist um, alle Weg sind wieder offen und fahrlos . . . gelt Bub?" Lächelnd nickte Greimold dem Jäger zu und erhob sich. „Als Hauswirt muß ich mit hinunter. Das ist alter Brauch, und es thät meine Sennen verdrießen, wenn ich daheim blieb. Aber vor Abend bin ich wieder da . . . sag, Bub, kannst noch bleiben so lang?"

„Ja, Greimold, ich bleibe.“

Juttas Gesichtlein leuchtete in glücklicher Freude, und wohlig schmiegte sie sich an die Brust des Vaters, als er den Arm um ihre Schulter legte, um sie hinauszuführen in die Hofreut.

Der Nebel hatte sich in zarten, bläulichen Duft verwandelt, der wohl den Himmel noch verhüllte, doch alle Nähe schon entschleierte.

Die Sennen, schon fertig zur Ausfahrt, hielten die lärmende Herde in gedrängter Schaar zusammen, und die weiße Zenta umkreiste sie mit lautem Gebell.

Greimold ging auf den Steinhauser zu. „Ich sorg schon, daß deine Rinder gut in die Waldhut kommen. Thust mir dafür einen Weg, gelt?“

„Gern. Und was für einen?“

„Sind wir draußen auf dem Thalweg, so such ich acht jährige Kalben aus und die besten acht von meinen Schafen. Die treib hinunter ins Kloster und sag: das schickt ihnen der Gotteslechner als Vergeltsgott! Sie haben mir den Frieden ins Haus geschickt und eine Freud dazu. Da muß ich danken.“

„Bauer, sei fürsichtig! Dein Dank ist wie doppelter Albenzins. Gieb acht, sie schreiben das wieder ins Buch und machen ein Recht daraus!“

Lachend schüttelte Greimold den Kopf. Und als wäre die Sache für ihn erledigt, fragte er: „Aber was ist denn . . . ich seh dein Weib nicht?“

„Die hat wieder einen schiechen Tag und muß die Bettstatt hüten," sagte der Steinhauser, halb mit Seufzen und halb mit Lachen. „Wenn ihr der Bub im Leben einmal so viel Freuden macht, wie Prast und Schmerzen, noch eh er da ist, so muß mein gutes Weibl einmal die gesegnetste von allen Müttern werden."

Mit lautem Jauchzen zogen die Jungsennen am Mauerthor das Fallgitter in die Höhe, und der Altsenn, den grauen Kopf entblößend, trat vor den Hauswirt hin, und sagte den gereimten Fahrtspruch auf.

„Komm, Bub," rief Greimold dem Jäger zu, „führ uns das Kindl her! Sie muß den Segen sprechen. Das hat sie in jedem Maien gethan, seit die Mutter nimmer da ist."

Durch den blauen Duft des zerfließenden Nebels begann die Sonne niederzuglänzen, als Jutta gleich einer jungen Priesterin zur Benedeiung die Hände erhob. Mit hell klingendem Stimmlein sprach sie den Almsegen und den alten Bannspruch wider das Raubwild und alle dunkle Gefahr des Bergwaldes.

Greimold stellte sich an die Spitze des Zuges, und sich bekreuzend, schritt er durch das Mauerthor hinaus. Die Jungsennen und Helgard jauchzten um die Wette, mit seiner rauhen Kehle begann der Altsenn das Fahrtlied anzustimmen, und die Herde setzte sich mit Gebrüll und Schellengeläut in Bewegung. Ruglind mit ihrem Karren

schloß den Zug. Bis sich die Herde in den Wald verlor, blieb Helgard, noch immer jauchzend, unter dem Hagthor stehen. Ein Liedlein trällernd, ging sie zur Kettenwinde, um die Schlagbrücke aufzuziehen. Und als sie zurückkehrte in die Hofreut, kicherte sie in übermütiger Laune vor sich hin — sie sah den Jäger, der die Blinde hinüberführte zur Ulme.

Mit närrischen Sprüngen tollte die weiße Zenta vor den beiden her und spielte mit den dürren Ästen, die der Winter und seine Stürme von der Ulme geschlagen.

Jutta hörte das Gebell der Hündin und sagte: „Schau, wie munter die Weiße heut ist! Meinst, daß sie auch den Maien spürt?"

„Freilich, Juttula! Frühling ist Freude für jedes lebende Ding, ob Mensch, oder Thier und Blume. Er ist das große Wunder der Natur, ihr ewiger Schmerzentrost."

„Ja, Irmi, das muß wahr sein! Wie müd und traurig bin ich allweil gewesen in der langen Eisblumenzeit! Und jetzt . . ." Unter träumendem Lächeln griff sie mit beiden Händen in die Luft. „Vergelts dir Gott, du lieber Frühling, du!"

Nun waren sie bei der Ulme.

Jutta hob das glühende Gesichtlein, und ihre Hände umschlossen die Hand des Jägers. „Wie gut du führen kannst! Kein Steinl hab ich gemerkt auf meinem Weg.

So möcht ich allweil gehen! Und gelt, du führst mich noch ein lützel?"

„Wohin?"

„Zu deinem Blüml!"

Eine Bergaurikel, die beim Haag auf einem sonnigen Flecklein zu blühen begann, die war „sein Blüml" geworden. Greimold, als er nach einer Blüte suchte, hatte die Aurikel gefunden, und mit gläubiger Freude hatte Jutta die Täuschung des Vaters für Wahrheit genommen.

Irimbert führte sie, und noch ehe sie zur Stelle kamen, streckte Jutta schon die Hände. Sie ließ sich auf die Kniee nieder, und achtsam berührte sie mit zitternden Fingern jedes Blatt und die knospende Blüte. „Schau nur, über Nacht sind die Blättlein noch gewachsen," stammelte sie in Freude, „und die Knösplein alle, die thun sich schon auf!" Sie wollte sich niederbeugen, aber da rückte sie ganz erschrocken beiseite. „Gelt, ich verdeck dem Blüml die Sonn? Schau, lieber möcht ich selber im ganzen Leben die Sonn nimmer spüren, als daß ich deinem Blüml einen einzigen Sonnstrahl nehmen möcht!"

In tiefer Bewegung blickte Irimbert auf die Blinde nieder, und als sie sich erhob, da nahm er sie in den Arm, wie ein Bruder die traute Schwester. Er wollte sie zur Bank unter der Ulme führen, doch Jutta schüttelte das Köpfchen. „Ich weiß noch ein Plätzlein, das schöner ist!... Thust mir was zulieb, Irmi?"

„Alles!“

„Schau, mir ist, als müßt ich heut dem blauen Himmel noch ein lützel näher sein! ... Magst mich hinauf zum Lugaus führen?“

Diese Bitte machte ihm Sorge. „Das Trepplein ist hoch und steil. Und ich fürchte ...“

Da lachte sie, hell und heiter wie ein glückliches Kind. „Aber geh! Ich bin doch schon hundertmal droben gewesen, mit dem Vater, mit der Helgard, mit dem Reinold ... und oft schon alleinig. Ich kenn das Trepplein und seh den Weg ...“ Sie ging mit gestreckten Armen auf die Ulme zu und huschte über die Stufen hinauf. „Irmi, wo bist du? Fang mich ... fang mich!“

Erschrocken sprang Irimbert auf die Treppe zu und eilte hinauf, mit jedem Sprung ein paar Stufen nehmend. Erst als sie droben in der luftigen Krone des Baumes auf dem schmalen Bänklein saßen, als er Jutta an seiner Seite sicher wußte, hatte er Augen für die wundervolle Fernsicht, die im Morgenglanz des Frühlings vor ihm offen lag. Ein Laut des Staunens und Entzückens stieg ihm aus der berauschten Seele.

„Irmi?“

„Mädchen! Ach, Mädchen! Wenn du das sehen könntest!“ Er preßte ihre Hand, und seine Stimme bebte. „Wie dieser Morgen ist ... all dieser flutende Glanz

der Sonne, dieses leuchtende Wunder des Frühlings, diese reine Keuschheit des jungen Tages, all diese große, weit ergossene Schönheit der Erde . . . wenn du das sehen könntest! Das sehen!"

Zitternd, erregt vom trunkenen Klang seiner Stimme, schmiegte sie sich an ihn. „Sag mir's, Irmi . . . sag mir, wie du es siehst . . . und ich seh es auch!"

„Eben jetzt . . . dort unten . . . als wir noch unter der Ulme standen . . . da war noch weißer Nebel über uns, der alles verhüllte und zwischen Himmel und Erde lag wie Luft gewordene Milch, wie schwebender Schleier. Aber als wäre in verborgener Höhe dort oben ein Geist, groß und mächtig und herrlich in seinem Glanz . . . und als hätte er sich gedacht: jetzt will ich mich den staunenden Zwergen der Erde zeigen . . . und hätte mit seinen Feuerhänden alle hüllenden Schleier zerrissen: so weichen und schwinden die Nebel, verwandelt in fliegendes Gold, gleißend und schimmernd, und aus den brennenden Klüften des Himmels fällt es mit Strahlen und leuchtenden Bändern in den Morgen der Erde nieder, wie Flammenblicke aus blauen Gottesaugen! Wie schön! Wie schön ist dieses Wunder der Sonne! . . . Juttula? Siehst du das?"

„Ja, Irmi, ja, das seh ich alles . . . alles . . ." lispelte die Blinde mit scheuem Stimmlein. Doch das sehnsüchtige, dürstende Suchen, das aus ihrem heiß er-

regten Gesichtlein sprach, verriet, daß sie aus seinen Worten mehr empfing, als die Augen ihrer Seele zu fassen vermochten. . . .



„All dieser flutende Sonnenzauber liegt ausgegossen über den sinkenden Wald. Jeder Wipfel strahlt wie von heiligem Schein umgeben, und das wirre Gezweig der Buchen mit den winzigen Blättlein ist anzusehen wie blitzendes Goldgespinst, das sich in schimmernde Luft verwandeln möchte. Und drüben über dem Thal, in der Ferne die Wälder alle, die gleichen im Glanz des Morgens einem Meer mit grünen und blauen Wogen . . . und über den riesigen Wellen leuchten die gezackten

Wände der Berge und die schneebedeckten Zinnen wie erstarrter Wogenschaum, goldig und wie Silber weiß, und Welle hinter Welle bis hinaus in eine Ferne, in welcher Himmel und Erde untrennbar ineinander schwimmen mit blauem Glanz. Und zwischen Wäldern und Bergen das Thal der Menschen ... die Wiesen mit ihrem jungen und reinen Grün, dazwischen die Hütten und Häuser alle, jedes Dächlein in der Sonne wie ein funkelnder Edelstein, die Bäche wie blitzendes Feuer . . . und wie hundert leuchtende Maienwünsche, alle nach einem einzigen Ziel gerichtet, fließen die hundert Bäche zusammen in einen glänzenden Strom. Der windet sich durch schattige Klüfte hinaus . . . weit, weit hinaus bis ins ebene Land, das vor den Bergen da draußen in der Ferne liegt wie ein großer und blauer See mit stiller Flut. Umgoldet von der Morgensonne steigt aus dem blauen Grund eine schimmernde Insel herauf . . . eine Stadt, die Salzburg mit ihren Mauern und Dächern, mit ihren Türmen und Kirchen, armseliges Menschenwerk . . . aber Sonne und Ferne machen daraus einen leuchtenden Märchentraum . . . aus Feuer und Luft gebildet, scheint es heraufzusteigen aus blauer Tiefe, unnahbar und wundersam, wie eine Burg der Seligen! . . . Ach, Mädchen, Mädchen! Wenn du das sehen könntest!"

Er legte den Arm um die Blinde und drückte ihre Hand an seine Brust.

Sie schwieg.

Und das weckte ihn aus der trunkenen Stimmung des Augenblicks. Er sah das dürstende Suchen, das aus ihren Zügen redete, und fühlte, daß der Rausch seiner schauenden Freude in ihr einen Wunsch erweckt hatte, der unerfüllbar war — er fühlte, daß sie sehen wollte, was sie nicht sehen konnte, was das dämmerige Wissen ihrer Kinderseele nicht zu fassen vermochte.

„Juttula?“ fragte er beklommen. „Siehst du, was ich dir sage?“

Wie einem guten, geduldigen Kinde, dem eine Freude versprochen und dann verweigert wurde, so zitterte um ihren Mund ein wehes Lächeln. Sie atmete auf, tief und stockend. Dann sagte sie leis: „In meiner Lichtzeit einmal, da haben sie zur Sonnwendnacht ein großes Feuer gezunden in der Hofreut. Und die Mutter hat mich hinausgeführt, daß ich das Feuer schauen sollt. Aber da ist ein Wind gekommen . . . der hat das Feuer aufgehoben, viel höher noch, als unser Hausdach ist . . . und da hab ich gemeint, es thäten all die tausend Sternlein vom Himmel herunterfallen. Du, das ist schön gewesen! Aber weißt, ich bin ein lützel erschrocken! Und grad so ist mir's jetzt gewesen. Jedes Wörtl, das mir g'sagt hast, ist über mich hergefallen wie ein brennendes Sterndl . . . und ich hab nichts anderes gesehen wie lauter Feuer.“

Sinnend schwieg sie eine Weile. Und dann sagte sie mit tiefem Seufzer: „Aber jetzt weiß ich, daß alles noch tausend-

mal schöner sein muß, als i ch es seh! Das hast mir d u gesagt! ..... Wenn ich's nur sehen könnt!"

Er wußte kein Wort zu finden. In Vorwurf wider sich selbst und in zärtlicher Sorge streichelte er die Hand der Blinden.

Ihr feines Gefühl erriet den Grund seines Schweigens. Und da verwandelte sich ihr Lächeln, es wurde wieder hell und heiter.

„Weil ich so viel nicht sehen kann, wie du ... schau, Irmi, deswegen mußt du dich nicht kümmern! Ich hab einmal den Vater zum Steinhauser sagen hören: alles muß man nicht haben wollen! ... Und schau, ich seh doch so vieles, was schön ist! Und die Menschen, die mir lieb sind, die seh ich doch alle! ... Dich auch!"

„Mich, Juttula? ... Mich siehst du?"

Ihr Gesichtlein leuchtete auf, als wäre Maiensonne in ihrem Herzen und davon ein Abglanz auf ihren Wangen. „Ich seh dich, freilich ... so gut, als thät ich noch lichte Augen haben! ... Und jetzt bist ja auch wieder da! ... Mehr will ich nimmer!"

Nun saßen sie alle beide so still, daß eine Drossel, die in den Wipfel der Ulme geflogen kam, die zwei Menschen nicht erkannte. Immer wieder flötete sie ihren süßen Schlag. Die Stimme einer Gesellin gab ihr Antwort, drüben am Waldsaum — und da flatterte sie davon.

Lauschend hatte Jutta das glühende Gesichtlein erhoben.

„Wie schön das war!“

„Ich weiß mir ein Lied ... das hat noch schöneren Klang! Das ist mein Trost und Geleit gewesen in einer langen Nacht! Jetzt will ich es hören in heller Sonne!“ Seine Stimme zitterte. „Juttula! Sing mir dein Maienlied!“

„Das kennst du?“

Sie lehnte mit stillem Lächeln das Köpfchen an den Stamm der Ulme zurück und begann zu singen.

„Es lachet um und um der Wald
Es blumet auf der grünen Hald ...“

Doch nicht mit fröhlichem Kinderjauchzen, wie damals im Herbste, sang sie das Lied. Sie sang es wie träumend, mit leiser, ganz versunkener Stimme.

„Ein Maidlein ruht allein im Gras
Und weinet ... warum thut sie das?
Sie weinet, weil im Maien
Kein Bub sie holet zum Reien.
Da kommt mit Veiglein um die Stirn,
Der Mai selbeigen zu der Dirn
Und thut sich lieb der Armen
Erbarmen ...“

Das war kein Singen mehr, nur noch ein lächelndes Geflüster, wie das dankbar fromme Gebet einer glücklichen Mädchenseele.

„Huliadei!
Sei willkommen, süßer Mai!"

Die großen, stillen Augen träumend hinausgerichtet in das sonnige Blau des Morgens, sagte sie leis: „Ich seh dich, Irmi . . . und seh die Veiglein um deine Stirn . . ."

„Juttula!"

Wie mit sachten Fingern spielte der linde Hauch des Morgens durch das Gezweig der Ulme, und von den kleinen, durchsichtigen Blättern, die über Nacht aus den Knospen gebrochen, war im Flimmerglanz der Sonne ein jedes anzusehen wie ein winziger Funke, der eine helle Flamme werden möchte.

* * *

Schon wollte der leuchtende Maitag zu schönem Abend sinken, als Irimbert in seinem Jägerkleid durch den Bergwald hinunterstieg, so kräftigen Schrittes, als wäre neues Leben erwacht in seinem gebrochenen Körper. Und dieses neue Leben, das er in seinem Herzen flammen fühlte, hatte reinen, köstlichen Wert, es hatte Ziel und Zweck.

Als er zur Wolfsreut kam und das Kreuz gewahrte, blieb er stehen.

Wie gut verstand er die Liebe und das Opfer dieser Mutter, die um ihres Kindes willen vor diesem Kreuz das Licht ihrer Augen erdrückt und ihr Blut vergossen hatte! Das war nicht Thorheit und nicht Irrsinn — denn sie glaubte an die Wunderkraft ihres Opfers. Und wie mit Freuden hätte auch er das Licht der eigenen Augen dafür geopfert, um diesem holden Kinde den hellen Blick zu geben, nur einen einzigen sehenden Tag!

Denn nicht das stille Träumen in grauer Dämmerung, die keinen schwarzen Schatten hat, doch auch keine leuchtende Helle — nicht das ruhige Lächeln unter Schleiern, die alles Üble und Häßliche verdecken, doch auch das Gute und Schöne trüb verhüllen — nicht das geduldige Trinken aus dem barmherzigen Becher der anderen, nicht der blinde Glaube, sondern das eigene Erkennen, das helle Schauen, nur das ist Glück und Trost des Lebens!

Alle Freude dieses Tages, all die strahlende Schönheit dieses Morgens hatte ihn das gelehrt.

„Dunkel ist der Anfang unseres Weges, dunkel sein Ende. Doch zwischen Finsternis und Finsternis geht unser Weg durch einen Tag mit heller Sonne. Ihn müssen wir schauen mit klarem Blick, aus seiner Schönheit den Schöpfer ahnen, dessen Wesen und rätselvollen Willen kein menschlicher Verstand erfaßt und keines Menschen

Hände greifen — den in glücklicher Stunde nur das Gefühl ermißt, um ihn zu lieben. Er läßt geschehen, was wir häßlich nennen, und wir müssen es ertragen — er gießt verschwenderisch seine Schönheit über die Herzen auserwählter Menschen, wie über die Erde im Frühling, und wir dürfen sie genießen. Mehr von ihm wissen zu wollen, ist Thorheit. Mögen die Schwachen im Geiste, wie sie zur Winterszeit ihre zitternden Glieder in Pelze hüllen, auch um die fröstelnde Seele das Mäntelein eines Glaubens hängen, der ihnen Trost verspricht nach allen Leiden — doch ein Starker mit hellen Augen bedarf eines solchen Trostes nicht. Ruhig nimmt er das Unbegreifliche hin, ihm genügt die Spanne seines Lebens, und wenn es endet, wünscht er seiner erlöschenden Seele nicht, daß sie zwecklos dauern möchte! So geht er, reich in seiner Sterblichkeit, mit schauendem Blick seine kurze Straße. Sein Auge zeigt ihm das giftige Kraut am Wegrain und das ekle Gewürm, doch er sieht auch die Blume in Duft und Farben, die singende Drossel und den Adler im Blau. Über alles Niedrige sieht er hinweg mit einem Lächeln, alles Große und Schöne grüßt er mit jubelndem Laut. Kein Haß der anderen, die sich zerfleischen in der Narretei ihres unverstandenen Daseins, kann ihn berühren und stören; doch ihre Freude genießt er mit, auf ihre Schmerzen legt er tröstend und hilfreich seine ruhige Hand. Ihm ist jedes Leid nur die Schwelle

zu erneuter Freude . . . er kann nicht verlieren, nur immer gewinnen. Ihn drückt und hemmt von jenen Ketten keine, die tausend andere in ihrer furchtsamen Thorheit schleppen . . . sein Leben ist frei und kennt nur jene Schranke, die ihm der eigene, redliche Wille setzt. Je schärfer sein Auge alle Häßlichkeit und allen Unwert sieht, um so höher gilt ihm jeder Wert, den er am Leben erforschte, und jede Schönheit, die er schaut. Und geschieht es in einer Sonnenstunde, daß ihm von allen Wundern des Lebens das holdeste die Seele berührt . . . jenes süße Wunder, das all sein Wesen verwandelt zu trunkenem Gefühl, ihn seiner selbst vergessen macht und jede Regung seiner Seele weiht zu einem flammenden Freudenopfer für das geliebte Geschöpf . . . dann ist ihm geschehen, wie der Raupe geschah, die zum Falter wurde! Dann ist der Zweck seines Lebens erfüllt, wie der Zweck der Sonne: daß sie leuchtet . . . wie der Zweck der Erde: daß sie blüht! Sein ganzes Leben ist Frühling worden und blühender Weg, den nicht ein müdes Erlöschen endet, nur ein letzter jubelnder Schrei! Alles Dunkle versinkt, alles ist Glanz geworden, alles ist irdische Schönheit, die sich ins Göttliche gesteigert . . . und die schauenden Blicke trinken diese Schönheit in seligem Rausch! O Licht der Augen, du Quell des Glückes!"

So sprachen aus stürmendem Gefühl heraus die

Gedanken Irimberts, während er im Glanz des Abends von der Wolfsreut niederstieg ins Thal.

„Nur sehen! Wenn sie nur sehen könnte! Nur ein einzigesmal allen Rausch der wissenden Freude fühlen, die Schönheit der Erde schauen, den Glanz der Sonne, den blühenden Mai!“

Er wußte, daß dieser Wunsch seiner Liebe nach Unmöglichem verlangte. Aber auch diesen Schmerz empfand er noch wie Freude. Emporblickend über den Bergwald, der im Rotglanz der scheidenden Sonne brannte, hob er die Arme.

„Mädchen! Schwester! Ich kann dir das Licht der Augen nicht geben. Aber meine Augen sollen die deinen werden! Und jede Freude des Lebens, die in mir ist, soll überfließen in deine Seele!“

Allen Sonnenschein des vergangenen Tages nachgenießend, sah er alle kommende Zeit, wie dieser Tag ihm erschienen war.

Diesem holden Geschöpf ein sorgender Bruder sein, ihrem Vater ein schützender Freund — was wollte er mehr? Warum sollte das nicht werden und dauern können?

Er blickte zum Kloster hinauf, dessen Fenster im Abendschein wie blutrote Lichter brannten.

Warum sollten ihm die dort oben dieses reine Priestertum seiner Liebe nicht vergönnen? Gab es keinen Preis, um sie willig zu machen? Keinen Weg, auf dem

die Versöhnung zu finden wäre? Hatten sie nicht barmherzig und in Erkenntnis ihres Unrechts seine Mauer gebrochen? Hatte nicht schon Wernherus ihm mit freundlichem Wort die Hand zum Frieden geboten? Lebte nicht doch ein menschliches Gefühl in ihnen allen? Waren sie nur seine Feinde geworden, weil er sie reizte und beleidigte?

Hastigen Ganges, als könnte er es nicht erwarten, dort oben auf all diese Fragen die ersehnte Antwort zu finden, hatte er die Achenbrücke überschritten.

Da blieb er betroffen stehen.

Inmitten einer kleinen Waldwiese sah er ein weißes Zelt errichtet. Reisige Knechte banden die von Staub und Schweiß bedeckten Pferde an die Pflöcke. Vor dem Eingang des Zeltes war eine hohe Lanze mit flatterndem Fähnlein aufgerichtet — und die weiße Seide zeigte einen blauen Helm mit goldenem Bienenkorb als Zimier, das Wappen der fränkischen Gra en von Immhof.

Und dort der Gewaffnete, der, noch bedeckt vom Staub eines weiten Rittes, ermüdet im Grase lag und einem Schreiber flüsternd die Worte vorsagte, die der Griffel aufzeichnen sollte — das war Herr Wieting, der alte Marschalk der Immenburg!

„Eine Botschaft meines Bruders?"

Erregt von dieser unerwarteten Begegnung, trat Frim-



bert auf den Marschalk zu. Und als er das Gesicht des Alten näher sah, da stieg das Bild seiner Knabenzeit in ihm auf — er sah die Mutter mit ihrem stillen Lächeln, die weiße Halle, die Linden im Hof, Thurm und Mauern — und Herr Wieting, dem damals die Haare noch nicht grau gewesen, bot ihm lachend die Hand: ‚Irmi? Junkerlein? Willst du reiten auf meinem Roß?‘

Die Wehmut dieser Erinnerung zitterte aus Irimberts Stimme, als er den Marschalk ansprach: „Seid gegrüßt, Herr Wieting! Was führt Euch von Franken her ins Berchtesgadener Land?“

Verwundert blickte der Alte auf, ohne sich zu erheben. „Du kennst mich, Jäger?“

„Und mich, Herr Wieting ... mich kennt Ihr nicht?“

Forschend betrachtete der Marschalk das Gesicht des Jägers — dieses abgezehrte Antlitz, um das die weißen Greisenhaare schwankten — und in diesem gealterten Gesichte doch zwei Augen, die in heißer Jugend glänzten!

Er schüttelte den Kopf. Und dennoch schien er sich zu fragen: „Wo hab ich nur diese Augen schon gesehen?“ Langsam erhob er sich. „Sei, wer du magst! . . . Du bist wohl Jäger im Stift? Und da du mich kennst und mir freundlichen Gruß geboten . . . magst du mir einen Gefallen thun?“

„Und welchen?“

„Dem Chorherren Irimbert von Immhof sollst du die Botschaft bringen, die ich da schreiben lasse."

„Warum suchet Ihr diesen Chorherren nicht droben im Stift?"

„Das hat seinen guten Grund!" Herr Wieting blickte zum Kloster hinauf und sagte mit halber Stimme: „Erst will ich ihn haben für mich allein . . . eh uns die anderen dazwischen reden."

Lächelnd trat Irimbert dicht vor den Marschalk hin. „Herr Wieting! Seht mich doch an! Oder haben sie so ganz einen anderen aus mir gemacht?"

Befremdet trat der Alte zurück. „Wer bist du?"

„Vor Jahren, als Knabe noch, da hab ich Du zu dir gesagt und: Guter Wieting! Und wenn du mich reiten ließest auf deinem Roß, dann stand meine Mutter in der Halle der Immenburg und winkte dir mit dankbarem Lächeln zu, weil du ihrem Liebling eine Freude machtest!"

„Allmächtiger Gott im Himmel!" stammelte der Marschalk. „Herr Immhof! . . . Das seid Ihr!" Er faßte Irimberts Hände und hielt sie mit starkem Druck. „Ja! Ihr seid es! Trotz Jägerkleid und weißem Haar! Eure Augen . . . an denen hätt ich es merken sollen, gleich . . . denn Ihr habt die Augen Eurer Mutter!" Eine Weile schwieg er, mit erschrockenem Blick an Immhofs Zügen hängend. „Herr! Was hat die Kirchenluft aus Euch gemacht! Wenn ich des lieben

und schmucken Buben denk ... Oder seid Ihr krank gewesen?"

„Ja, Wieting! Krank! Aber jetzt ..." Aus Immhofs Augen flog ein heller Blick über den Bergwald hinauf. „Jetzt bin ich genesen!"

„Gott sei's gedankt!" Die Stimme des Alten schwankte. „Und so nehmt meinen Gruß, Herr Immhof! Jetzt bin ich Euer Mann! Was gehen mich die anderen da droben an! Mein Herr seid Ihr! Und Euch gehört meine Treu!"

„Deine Treu?" Irimbert lächelte. „Das kann doch nicht die Botschaft sein, die mir mein Bruder sendet?"

„Euer Bruder?" Befremdet sah ihn der Marschalk an. „Aber, Herr ..."

„Was will mein Bruder von mir?"

„Ich versteh nicht, wie Ihr redet! Euer Bruder liegt doch schon drei Mond lang unter dem Stein, ein toter Mann."

„Mein Bruder?" stammelte Irimbert erblassend. „Mein Bruder? ... Tot?"

„Das wißt Ihr nicht?"

Schweigend ließ sich Immhof auf einen Felsen nieder und bedeckte das Gesicht. Der Tod, der ihm so kalt in die schöne Freude dieses Tages trat, erschütterte ihn in tiefster Seele. Alles Leid, das über sein Leben gekommen, hatte dieser Bruder auf ihn geworfen — und

dennoch trauerte er um den Toten. Blut seines Vaters und ein Stück vom Leben und Herzen seiner Mutter war mit diesem Heimgegangenen ins Grab gesunken. Und der Tod löscht allen Vorwurf aus.

„Herr? ... Das habt Ihr nicht gewußt?" brach Wieting das Schweigen. „Es ist mir durch den Kopf gegangen, als könnt es so sein. Und drum bin ich geritten, um mir ein Wort von Euch zu holen."

Immhof schien nicht zu hören, er schwieg noch immer.

„Wie harte Buß für manch ein Unrecht ist der Tod über Euren Bruder gekommen. Ein Bauer, dem er die junge, schmucke Tochter genommen, hat ihn im Wald erschlagen. Es war ein übles Sterben."

Irimbert blickte auf, und seine Züge wurden hart, als wären sie aus Stein gebildet.

„Der Vitztum hat die Nachricht gleich an das Kloster gemeldet, denn bei Euch, Herr, steht die Entscheidung über das Erbgut Eures Bruders. Ein Auftrag um den anderen ist mir vom Kloster zugekommen, jeder in Eurem Namen ... und ich hab mir denken müssen, Ihr wollet Euer schönes Erbgut an das Kloster geben. Aber klaren Entscheid, den hab ich bis zur Stund nicht gehört. Und daß wir nicht wissen auf der Immenburg, wer unser Herr ist ... so kann's nicht länger bleiben. Drum bin ich gekommen, Herr, um Euer eigen Wort zu hören."

Ohne sich zu regen, doch mit zornblitzenden Augen, blickte Immhof zum Kloster hinauf, um dessen Dächer ein letzter Strahl der Sonne zitterte.

Jetzt verstand er die Barmherzigkeit, die seine Mauer niedergerissen hatte. Jetzt verstand er ihr zudringliches Wohlwollen und die reuevolle Güte des Wernherus. Nicht den Leidenden hatten sie erlöst — nur den reichen Erben, dessen Hand und Laune eine Burg mit Thürmen und Mauern zu vergeben hatte, Wälder und Felder, Dörfer und Höfe!

Ein Lachen, hart und zornig, schütterte von seinen Lippen.

„Herr?“

Irimbert hörte nicht. Während sein brennender Blick dort oben am Kloster hing, immer und immer, schien in seiner Seele ein Kampf zu wühlen, schmerzvoll und ernst.

Nun erhob er sich, mit wehem Lächeln, als hätte er in diesem stummen Kampf eine Freude seines Lebens von sich abgelöst.

„Ich habe mit dir zu reden, Wieting . . . mit dir allein.“

Sie traten ins Zelt.

Der Schreiber, ein junger Bursch im Kleid der Fahrenden, hielt noch immer das Pergament mit der halbgeschriebenen Botschaft auf den Knieen. Er wartete geduldig.

Es dämmerte schon, als Herr Wieting im Eingang des Zeltes erschien. Wie mürrischer Kummer sprach es aus seinem Gesicht. Er winkte den Schreiber zu sich. „Steck ein Wachslicht an! Dann komm herein mit deinem Schreibzeug!“

Langsam wandelte sich der schöne Abend zu linder Nacht. Bevor das letzte Licht verzitterte, schlug im Wald noch eine Drossel. Dann war es still. Nur noch das Rauschen der Ache.

Schon lag es mit tiefem Dunkel über dem Thal, als Irimbert und Wieting wieder ins Freie traten.

„Doch ob er kommen wird? Meinst du?“ fragte Irimbert mit erregter Stimme.

„Kann ein Jude verdienen, so ist ihm kein Weg zu weit.“

„Josephus heißt er?“

„Josephus. Er gehört zur Regensburger Judenschaft, die der Kaiser dem Bischof Sigfried zur Nutzung verpfändet hat.“

„Und die Tochter des Vitztums, die er heilte, war blind seit ihrer Kindheit?“

„Seit ihrem neunten Jahr. Und jetzt hat das Fräulein Augen, die schärfer sehen, als die meinen.“

„Wieting!“ Der Name klang wie ein erstickter Schrei. „Schaffe mir diesen Mann!“

„Lebt er noch, so schaff ich ihn, Herr! Wie Ihr es

haben wollt: über fünf Mond, am Michelstag zur Mittagszeit, soll er warten auf Euch . . . hier auf dem Fleck, auf dem wir stehen."

„Ich danke dir, Wieting! ... Und jetzt leb wohl!"

„Herr!" Der Marschalk preßte die Hand, die ihm Irimbert geboten hatte. „Was Ihr in dieser Stund verbrieft und beschlossen habt . . . soll das schon fest und wahr sein?"

„Fest und wahr!"

„Herr! Ein Säcklein mit schwerem Gold, das richtet viel in Rom! Ich thu die Fahrt für Euch . . . und bring Euch die Lösung von Eurem Eid! Dann kehret heim zur Immenburg als unser Herr, zu dem wir stehen in Lieb und Treu!"

„Einen Eid, der geschworen ist, den löst die Macht keines anderen . . . nur der eigene Wille. Und solchen Willen hab ich nicht. Sieh mich an! Ich tauge nimmer unter Menschen und in die Welt. Was mich erfüllt an Leben, das wurzelt unter dem Himmel dieser Berge. Das ist mein Alles. Und anderes will ich nicht! ... Leb wohl, guter Wieting! Grüß mir das Haus meines Vaters! Grüße das Grab meiner Mutter und jede Stätte, über die ihr Fuß gegangen! ... Und grüße meinen Vetter Wolfgang! Er wird der Immenburg und dir ein freundlicher Gebieter sein."

„Herr! Mein guter Herr . . ."

Raschen Ganges war Irimbert schon hinausgeschritten in die dunkle Nacht.

Schweigen blieb hinter ihm. Doch nach einer Weile, als er die Straße zum Kloster hinaufstieg, konnte er hinter sich die Stimme Wictings hören, deren rauher Laut das Rauschen der Ache übertönte: „Den Sattel auf jedes Roß! Wir reiten!“

Irimbert ließ sich am Wegrain nieder und lauschte, bis der Hufschlag der trabenden Rosse fern verhallte.

Noch lange saß er, regungslos, das Gesicht in die Hände vergraben. Dann stieg er langsamen Schrittes zum Kloster hinauf.

Leute begegneten ihm und grüßten. Bald hier, bald dort vor einer Hütte stand mit Kichern und Geflüster ein junges Pärchen, das sich der Mainacht freute. Die Bürgergasse war belebt, die alten Leute saßen vor den Hausthüren, die Kinder spielten noch, und beim Brunnen schwatzten die Mägde. Nicht minder fröhliches Leben herrschte im Klosterhof. Unter der Säulenhalle des Brüderhauses saßen sie mit Lachen im Dunkeln und ließen die Kanne kreisen. Auch aus der Kellerstube, deren Fenster offen standen, hörte man heiteren Lärm und den Gesang der zechenden Chorherren:

„Vinum forte, vinum purum
Reddit hominem securum
Et depellit frigora.

Sed acerbum linguas mordet,
Intestina cuncta sordet,
Corrumpendo corpora . . ." *)

Hatte sich die Strenge des Propstes schon gemildert? War der Riegel schon gefallen, den er vor die Kellerthüre gelegt? War ihm die ‚Eisenfaust', die er über seine ‚Weiberhand' gezogen hatte, schon unbequem?

Als Irimbert nach dem Propste fragte, wurde ihm der Bescheid, daß Herr Friedrich den schönen Tag benützt hätte, um seinem Lieblingsfalken den ersten Flug nach einem Reiher zu vergönnen. Er käme auch über Nacht nicht heim ins Kloster, sondern bliebe draußen am Königssee in einem Jägerhaus.

„Und Herr Wernher?"

„Der schafft noch in seiner Stub."

Als Irimbert die von einer Wachslampe erleuchtete Stube des Dekans betrat, erhob sich Wernherus vom Holdenbuch, unwillig über die Störung. Aber beim Anblick des Gastes, den er auf der Schwelle sah, verwandelte sich sein mürrisches Gesicht in freundliche Miene. Lächelnd ging er ihm entgegen — und stutzte, als er den harten Ernst

*) Wein, der rein, und Wein, der stark ist,
Macht, daß froh man bis ins Mark ist,
Wärmt die Seel wie Sonnenglanz.
Doch der saure beißt die Zungen,
Kränkt uns Nieren, Herz und Lungen
Und verseucht den Körper ganz . . .

dieser bleichen Züge und diesen flammenden Blick gewahrte. Eine unbehagliche Sorge schien sich in ihm zu regen. Doch ruhig und mit heiter klingenden Worten sagte er:

„Gottes Gruß, lieber Immhof! Wie ist dir die Jagd bekommen? Bringst du dem Küchenmeister einen Urhahn mit?"

„Den Chorherren die Schüssel zu füllen, das ist Eure Sorge, Herr!" Irimbert übersah die Hand, die ihm Wernherus bot. „Ich habe nicht gejagt, nur ein Geschäft erledigt."

„Ein Geschäft?"

„Ich habe die Immenburg vergeben."

Dem Dekan stieg dunkle Röte in die Stirn, und seine Hände schlossen sich zu Fäusten.

„Ihr wißt ja doch: meine Mauer fiel, weil ich der Erbe meines Bruders bin!"

Wernherus vermochte seinen Zorn nicht zu beherrschen. „Das hat Herr Friedrich dir verraten!"

„Nein! Auch keiner Eurer Freunde, die mir so barmherzig waren." In Immhofs bleichem Gesicht bewegte sich kein Zug; kurz und hart klang jedes seiner Worte. „Herr Wieting, der Marschalk der Immenburg hat mich gesucht. Und hat mich gefunden. Er trägt das Pergament mit fort, auf dem mein Wille verbrieft und gesiegelt steht. Dieser Wille hat doppelten Weg. Ob die Immenburg meinem Vetter Wolfgang als freier Besitz

gehören soll, oder ob sie an das Kloster fällt, von dem sie mein Vetter zu Lehen nimmt ... das hängt von Euch ab."

Aller Zorn, der aus den Augen des Dekans gefunkelt hatte, schien plötzlich erloschen. „Das hängt von mir ab?" Er atmete auf. „Ich merke, du willst einen Handel mit uns schließen und willst, daß wir klar und nüchtern miteinander feilschen. Gut!" Lächelnd schob er sich einen Stuhl zurecht und ließ sich nieder. „Das Erbgut deines Bruders soll an das Kloster fallen. Welche Bedingung stellst du?"

„Dem Bauer im Gottesleben sollt Ihr die Freiheit seines Besitzes nicht stören, solang er lebt, oder ein Erbe nach ihm. Aus keiner Ursach soll das Kloster ein Anrecht haben, Gericht zu halten über diesen freien Mann. Nur der kaiserliche Vitztum richtet über ihn, sonst keiner."

Verwundert blickte Wernherus auf. Doch er nickte, ohne sich zu besinnen. „Und weiter?"

„Von Stund an, bis dieser Sommer vergangen ist, bis zum Festtag aller Heiligen, soll mir das Kloster jede Freiheit gewähren, die ich verlange: Freiheit des Wortes, Freiheit in meinem Thun und Handeln, Freiheit meiner Wege."

Wernherus zog die Brauen zusammen, als läge hinter diesem Wort ein Sinn verborgen, den er erst noch erforschen müßte. „Freiheit? ... Auch wider deinen Eid als Chorherr?"

„Nein! Ich halte meinen Eid und bleibe, was ich bin: Chorherr zu Berchtesgaden."

„Nur Freiheit wider Hausgesetz und Regel?" Ruhig nickte Wernherus. „Gut! Und welche Bedingung weiter?"

„Noch eine letzte." Um Immhofs Lippen zuckte ein bitteres Lächeln. „Aber ich fürchte, Herr, sie wird Euch kränken."

„Rede nur!"

„Ich habe eure Gerechtigkeit gesehen, und habe an mir selbst erfahren, welche Wege euer Erbarmen geht. Ihr habt mich in die Mauer geworfen, weil ich Euch gefährlich und unbequem erschien. Ihr habt mich aus der Mauer gelöst, weil ich für euch zur Biene wurde, die ihren Honig geben soll. Gab sie ihn, so ist sie wertlos und kann zertreten werden. Ich will mich wahren vor euch . . . denn mir könnte geschehen, was ihr ein Unglück nennen würdet. Am Festtag aller Heiligen wird mein Vetter Wolfgang von Immhof aus der Hand des Propstes die Immenburg zu Lehen nehmen . . . wenn er mich an diesem Tage noch als lebenden Mann in eurer Mitte findet."

Wernherus antwortete nicht gleich. Dann sagte er, als begänne ihn die Sache heiter zu stimmen: „Dein Mißtrauen geht weit. Daß es mich nicht verletzen kann, das soll dir beweisen, wie wenig es begründet ist. Ich wünsche dir ein langes Leben. Aber unser aller Leben

steht in Gottes Hand. Wenn dir ein Unfall widerführe, gegen den wir machtlos sind, was dann?"

„Dann wäre die Immenburg für das Kloster verloren. Betet zu Eurem Gott, Wernherus, daß er mein Leben schützt."

„Ich hoffe, er wird mein Gebet erhören! . . . Und deine Entscheidung soll verbrieft werden? Noch heute?"

„Ja."

Mit raschen Schritten ging Wernherus auf die Thüre des anstoßenden Raumes zu und rief den Bruder Scriptor in die Stube.

Irimbert sagte dem Schreiber die Worte vor, die er aufzuzeichnen hatte.

Als die Urkund unterschrieben war, drückte der Bruder mit vergnügtem Schmunzeln das Siegel des Stiftes auf das Pergament. Und Wernherus fragte mit lächelndem Spott: „Willst du noch, daß ich den Handel vor Zeugen beschwöre?"



„Nein!" erwiderte Irimbert, und seine Augen maßen den Dekan mit ernstem Blick. „Der Vortheil, den Ihr für das Kloster seht, wird diesen Handel besser schützen als Euer Eid." Er wandte sich ab und ging aus der Stube. —

Schon am anderen Morgen wieder, bevor noch der Tag erwachte, verließ Irimbert im Jägerkleid und mit der Armbrust das Kloster. Spät am Abend kehrte er heim, mit dem heiteren Lächeln eines Träumenden. Da sagte ihm der Bruder Kämmerer, daß Herr Friedrich ihn erwarte.

Als Irimbert in das Gemach des Propstes trat, saß Herr Friedrich, den Falken schaukelnd, müd und verdrossen in seinem Sessel.

„Immhof? Du?“ Er schien sich nicht gleich zu erinnern, daß er den Chorherren hatte rufen lassen. Aber dann fiel es ihm ein, und die Hände ineinanderschlagend, sagte er: „Ums Himmelswillen, Immhof, erkläre mir . . . was ist das für ein Thorenstreich mit diesem Testament? Daß du dem Greimold eine Mauer baust zu seinem Schutz . . . gut, das versteh ich noch! Der Mann hätte sein eigen Gut auch für dich gegeben! Aber Freiheit für einen Sommer . . . was soll das bedeuten? Jeder andere an deiner Stelle hätte die Gelegenheit benützt, um sich jede Freiheit und Erleichterung zu sichern, die im Stifte möglich ist . . . nicht nur für kurze Zeit, sondern für das ganze Leben.“

„Ich glaube, das that ich!“ erwiderte Irimbert mit ruhigem Wort. „Man zählt doch das Leben nicht nach Nächten, die man verschläft, sondern nach Tagen mit heller Sonne, nach Stunden, in denen man fühlt und erlebt.

Mit Zeiten, deren Wert ich nicht kenne, will ich nicht rechnen. Dieser Sommer soll mir gelten als mein Leben. Und ich weiß, er wird so schön sein, daß er sich schöner nicht wiederholen könnte. Und zeitigt seine Blüte die Frucht, die ich vom Herbst erhoffe, so schuf ich ein Menschenglück und habe mein Leben ausgenossen. Was weiter kommt, soll sein, wie es mag."

Herr Friedrich schüttelte den Kopf. „Das versteh ich nicht."

„Um es zu verstehen, müßtet Ihr in Eure Seele fassen, was in der meinen ist!" Immhof lächelte. „Und bedenket, Herr: der Händler, mit dem ich feilschen mußte, heißt Wernherus! Hätt ich zu viel gefordert, ich hätte vielleicht die Grenzen seiner Habsucht erfahren und auch das Wenige nicht gewonnen. So hab ich erreicht, was ich brauche, um ein sehendes Glück zu bauen. Mehr will ich nicht! ... Doch eine Frage Herr! Habt auch Ihr gewußt, daß ich in der Mauer dort unten der Erbe meines Bruders wurde?"

Herr Friedrich fühlte den Vorwurf dieser Frage und wurde ein wenig verlegen. „Mein Schweigen war ein Theil des Preises, der deine Mauer fallen machte. Um dir das Leben wiederzugeben, dafür hätt ich noch Schlimmeres auf mich genommen, als nur die halbe Lüge dieses Schweigens. Du lebst! Jetzt schilt mich!"

Die müde Gutherzigkeit dieses Wortes löschte in

Irimberts Empfinden jeden Groll. „Nein, Herr! Jetzt dank ich Euch! Denn Ihr habt wahr gesprochen: jetzt lebe ich! Und mein Leben ist reich geworden!“ Den Propst in Sorge betrachtend trat er näher. „Doch Euch, Herr, seh ich verändert. Wo ist Euer Lachen? Eure Spottlust? Und auf Eurer Stirne liegt ein Kummer.“

Seufzend machte der Propst eine Bewegung mit der Hand. „Mein Falk ist heute schlecht geflogen. An solchem Tag, da fährt mir alle Widrigkeit meines Lebens durch die Sinne, wie einem Sünder nach der Beichte die vergessenen Laster! ... Oder fang ich zu altern an? Plötzlich? Hab ich den Arm nimmer, um den Falken richtig zu schwingen? Es könnte sein! ... Du bist genesen, Immhof! Und mich hat diese Zeit her krank gemacht. Wie ein Licht, das vor dem thränenden Erlöschen noch einmal heißer brennt, so hab ich's versucht, mich aufzuraffen aus meiner Schwäche. Aber man heuchelt alles, nur die Kraft nicht! Die Strenge, die ich zeige, strengt nur mich an, sonst keinen! ... Dazu noch das andere! Und mein Wölflein Wernherus scheint schon die Witterung zu haben, daß mir die Lehne hinter dem Rücken bricht.“

„Herr? Seht Ihr Gefahr für Euch?“

„Für mich? Und wenn auch! Was liegt an mir! Ein schwankender Strohhalm mehr oder weniger! Vor einem halben Jahr, da hab ich dich fallen lassen ... aus

Schwäche, in der Sorge um meinen eigenen unheiligen Leib ... und hab mich noch gerauft um Hut und Mantel!" Herr Friedrich lachte vor sich hin, wie in Erinnerung einer Thorheit. „Aber jetzt ... nein, Immhof! Jetzt ist Sorge in mir, die um besseres geht! ... Komm, setz dich her zu mir! Laß mich herausschwatzen, was mich drückt. Dein Aug hat einen Blick, der schließt verriegelte Herzen auf. Das macht: du bist ein Mensch! Bleib es, Immhof, bleib es! Ob dich die anderen auch erschlagen drum! Eine Stunde Mensch sein, und wär's in Schmerzen, das wiegt hundert Jahre eines käuenden Thieres in sattem Behagen auf! Mensch sein! Hätte man nur die Kraft, daß man's immer wäre! Dann könnte man alles andere missen ... den ganzen Plunder, mit dem man das Leben beschwert."

Ein Strahl wie helle Sonne brach aus Immhofs Augen; dann faßte er die Hand des Propstes. „Sagt mir, Herr ... welche Sorge bedrückt Euch?"

„Ich bin in Kummer um meinen Vetter Baiern. Ich hänge mit Liebe an diesem stolzen und kräftigen Geschlecht, von dessen Blut ein Tropfen auch durch meine Adern rinnt! Tapferkeit und Kaisertreue haben den ersten Wittelsbacher auf den Herzogsstuhl gehoben ... und das will der Enkel jetzt vergessen. Mein Vetter ist ein starker, guter und kluger Mann ... nur zu fromm, für einen Fürsten zu fromm! Ein Fürst soll mit klaren Augen sehen,

nicht mit Augen, die der Weihrauch umnebelt. Und da ist jetzt dieser Albert Behaim, dieses Passauer Pfäfflein, dieser Störenfried von ganz Baiern, der als Maulwurf des Papstes den Boden der eigenen Heimat unterwühlt ... der hat jetzt das Ohr des Herzogs, reißt ihn vom Kaiser los und führt den Bethörten segnend in die Arme des Papstes. Ich hab meinen Vetter gewarnt, hab ihn beschworen, seiner Treu nicht zu vergessen ... aber der Behaim hat mir grobe Antwort geschickt und droht mir mit dem Bann."

„Diese Drohung fürchtet Ihr?"

Herr Friedrich lächelte. „Der Bannbrief hinge mir gut am Thor meines Stiftes ... wenn nur das andere nicht wäre! Da haben sie jetzt auf des Behaim Rat einen Bund geschmiedet. Der Babenberger, Wenzel von Böhmen und mein Vetter ... und den Herzog Abel von Schleswig wollen sie zum Gegenkönig erheben. Das bringt üble Zeiten über das Reich. Ich bin in Sorg um meinen Vetter ... und sorg mich um unser schönes deutsches Land. Ach, Immhof, diese Fürsten! Diese deutschen Fürsten! Wenn sie nur Augen hätten! Wenn sie nur sehen möchten, daß jeder an seinem eigenen Haus den besten Stein zertrümmert, wenn er in Eigennutz die treulose Faust wider Reich und Kaiser hebt! Was könnten wir Deutsche sein, wenn unsere Fürsten einig wären! Die Herren der Welt! Aber wie ein Lamm,

das die eigenen Hirten im Rausch erschlugen, so liegt das Reich in seinem rinnenden Blut, und rings herum, da sitzen schon die hungrigen Aasvögel . . . und der große Kuttengeier . . . und die warten alle, jeder will seinen Brocken haschen! Und da läßt sich noch mein Vetter Baiern von dem großen Geier unter die schwarzen Flügel nehmen! Ich sage dir, Immhof . . .“

Herr Friedrich verstummte.

Reinold der Falkner war in die Stube getreten, mit bleichem Gesicht und scheuen Augen.

„Bub? Was bringst du?“

„Nichts gutes, Herr!“

„Das seh ich dir an! Heraus damit!“

„Der neue Sakerfalk, der zur Osterzeit gefangen wurde . . .“

„Was ist mit dem Vogel?“

„Ich weiß nicht, was er hat . . . er weigert den Fraß, pludert die Federn auf und hat das weiße Häutlein über den Augen.“

In Ärger begann der Propst ein Jammern und Schelten, als wäre der ernste Mann, den die Sorge um Großes drückte, plötzlich verwandelt in ein greinendes Kind, das ein Spielzeug zu verlieren fürchtet. Er nahm den Weißfalken auf den Arm, denn er wollte seinen Liebling nicht unbehütet in der Stube lassen — und ohne sich um Immhofs Gegenwart zu kümmern, ohne ihm noch ein Wort zu

sagen, eilte er mit Reinold davon, hinunter in die Falkenkammer. —

Der erkrankte Sakerfalk verendete noch in der Nacht — desiderio libertatis, aus Sehnsucht nach der Freiheit, wie der Medikus behauptete, den man in die Falkenkammer gerufen hatte. Dieser Verlust verdoppelte die Sorge, die Herr Friedrich seinem Liebling, dem Weißfalken, widmete. Auf jedem Schritt und Tritt im Stifte mußte ihm der Beizvogel nachgetragen werden, ins Refektorium, in den Kapitelsaal und in den Münster. Und jeden schönen Tag benützte er, um zur Beizjagd auszureiten. Das wurde schließlich in ihm wie ein Fieber, dessen Durst kein Trunk zu stillen vermag, und mit jedem neuen Ritt genoß er diese Freude — „wie ein verblühendes Weib," sagte Linhart Scharsach eines Abends in der Kellerstube mit lachendem Spott, „das bei jedem Kuß des Geliebten fürchtet, es könnte der letzte sein."

So erfüllte sich die Prophezeiung des Dekans: Herr Friedrich hatte Wichtigeres zu thun, als seinen Chorherren die Freiheit zu beschneiden und den Wein zu messen. Im Kloster ging das Leben wieder seinen alten, lärmenden Gang, und während der Propst wie ein lebenslustiger Junker hinter seinem Falken ritt, schaltete Wernherus als ungestörter Herr im Stift. Nur die äußerlichen Ehren fehlten ihm, alle Macht besaß er. Und er übte sie mit milder Hand — als hätte er gute Ursach,

sich die Chorherren zu Freunden zu machen. Jede Freiheit, die sie verlangten von ihm, gewährte er — und sie hatten reichliche Zeit, diese Freiheit auch gründlich auszunützen. Denn am Himmelfahrtstage war zu Berchtesgaden ein päpstlicher Diakon erschienen, um die Leutkirche zu versiegeln und den Bannbrief an das Thor des Klosters zu nageln, weil das Stift dem Willen des Papstes nicht gehorchen und dem Kaiser die Treue nicht künden wollte. Doch dieser feierliche Akt hatte keine andere Wirkung, als daß die Chorherren ausgiebige Muße für das Weidwerk, für die Kellerstube und für andere Wege gewannen. Und die Bauern nahmen es nicht übel auf, daß sie in der Heuernte durch keine Kirchenpflicht gestört waren.

Die Glocken schwiegen, man las keine Messe, man spendete kein Sakrament — und damit die gläubigen Bürger und Bauern ihr Tröpflein Himmelstrost, wenn sie es gerade nötig hatten, trotz allem nicht entbehren sollten, wurde der jüngste der Münsterkapläne zum „Zwingpfaffen“ ernannt. Auf einem Maulthier mußte er täglich durch die Bürgergasse und in die Dörfer reiten — und wo ein Kind zu taufen war, einem Toten das letzte Gebet zu sprechen oder ein junges Paar zu segnen, da wurde der Kaplan vom Maulthier gehoben und mit Gewalt gezwungen, die heilige Handlung vorzunehmen. Das war nun freilich ein arger Frevel, und jene, die sich solcher Gewaltthat unterstanden, wurden in harte Buße genom-

men: sie mußten für jeden Fall eines Zwanges, den sie ausgeübt, fünf süße Käse an das Kloster zahlen.

So hätten sich die Chorherren in ungetrübter Muße diesen Sommers freuen können, wären nicht jene Tage gewesen, an denen Irimbert im Kloster blieb. Von dem Testamente, das in der Stube des Dekans verwahrt lag, wußten sie längst. Als sie davon erfahren hatten, das war für sie alle eine lachende Stunde gewesen. Das Lachen aber verging ihnen, als sie merken mußten, welchen Sinn die Bedingung hatte: „Freiheit des Wortes"! Wie eine Geißel führte Irimbert dieses freie Wort und schleuderte ihnen mit rächender Freude ins Gesicht, was sich in seinem Herzen an Zorn und Verachtung gesammelt hatte. Klatschend fielen die Peitschenhiebe seines Spottes auf ihre Köpfe nieder, und keine Wahrheit, die er an ihrem Leben und an der Heuchelei ihres Denkens erkannte, blieb ihnen zu hören erspart.

Eine Zeit lang machten sie gute Miene zu dem bösen Spiel, das sein freies Wort mit ihnen trieb, und versuchten den Ernst seines Zornes heiter zu nehmen. Lachend sagte der Eschelberger bei solch einem Auftritt, der im Kreuzgang spielte: „Laßt ihn schwatzen! Wir müssen halt denken, daß wir sind wie gefürstete Herren, die ihren Hofnarren halten. Ab und zu ein Pritschenschlag, das ist gesund und macht die schläfrige Haut wieder munter."

Herr Pabo aber meinte in heißem Ärger: „Wie er

es treibt, das ist gefährlich! Bliebe seine üble Weisheit zwischen unseren Mauern . . . meinetwegen, ich möchte sie noch ertragen wie Bienenstiche, ohne die man keinen Honig schöpft. Aber ich fürchte, er trägt sie auch hinaus auf seine heimlichen Wege, hetzt die Bauern gegen uns und macht das hörige Volk in seinem Glauben irr. Und das Volk, das braucht den Glauben . . ."

„Nein, frommer Pabo," unterbrach ihn Irimbert, „das ist ein verkehrtes Wort. Das Volk braucht euren Glauben nicht. Ihr aber braucht den Glauben des Volkes, um euch zu mästen. Was das Volk braucht, du Frommer, das ist Freiheit, gesundes Blut und Kraft der Arme. Aber seine Freiheit erwürgt ihr, weil ihr Knechte braucht, sein gesundes Blut verderbt ihr mit euren Lügen und Lastern, und die Kraft seiner Arme entnervt ihr im Dienst für eure Schüssel."

Herr Pabo wurde bleich vor Zorn. Doch der Eschelberger lachte noch immer. „Nur Ruh, ihr Herren! Das geht nicht auf uns. Er hat sich in der Mauer das Nagen abgewöhnt, und da rechtet er jetzt mit unserem Gott, der uns hungrigen Menschlein die Zähne gab und uns gemacht hat, wie wir sind."

„Und daß ihr nicht anders wurdet, kann mich nicht wundern. Weil euer Gott sich selbst nicht genug war, deshalb erschuf er eure Welt und euch. Wie hätte ein Werk gelingen können, das ein Unzufriedener schuf?"

„Luzifer!“ schrie Herr Pabo. „Er redet wie Luzifer!“

„Der Lichtbringende?“ Immhof atmete tief. „Ich wollte, der wär ich! Euch aber würd ich das Licht nicht bringen. Aus Barmherzigkeit. Ihr seid gewöhnt an dumpfe Dämmerung und fühlt euch wohl in ihr wie das schmatzende Thier im dunklen Stall . . . ihr würdet erblinden vor jedem hellen Strahl.“

Da schwand auch dem Eschelberger das Lachen. „Das schmatzende Thier? Vergleichst du uns mit Schweinen!“

„Das ist dein Wort, nicht das meine,“ erwiderte Irimbert und kehrte dem Eschelberger den Rücken.

„Luzifer!“ schrie ihm Herr Pabo noch einmal nach.

Und dieser Name blieb ihm: Pater Luzifer! Sie nannten ihn nicht mehr anders.

Je häufiger ihr Thun und Reden seinen Zorn zu einem Ausbruch reizte, desto schärfer und rücksichtsloser wurde die Wahrheit, die er ihnen zu kosten gab. Und den unversöhnlichen Haß, den er aus ihren Augen funkeln sah, empfand er wie eine wohlige Befriedigung, wie eine Freude, die ihn reinwusch von aller Gemeinsamkeit mit ihnen.

Was sie dulden mußten, wurde ihnen unerträglicher von Tag zu Tag, und es sammelte sich in ihnen eine knirschende Wut gegen Immhof. Wäre nur nicht die schöne, stolze Burg mit Thürmen und Mauern gewesen, mit Wäldern und Feldern, mit Höfen und Dörfern! Freilich, die Hoffnung,

die ihnen winkte, mußten sie um bitteren Preis erkaufen. Aber Linhart Scharsach, der in der letzten Zeit gar viel in der Stube des Dekans zu schaffen hatte, tröstete sie: „Die zahlende Zeit wird kommen! Geduldet euch bis zum Festtag aller Heiligen!“ Und dann hatten sie doch auch den Trost der armen Schelme, die gemartert werden: immer nach der schlimmsten Qual, die ihre Geduld beinah erschöpfte, war ihnen Ruhezeit vergönnt, um aufzuatmen — das waren die Tage, an denen Irimbert das Stift verließ, um die ‚Freiheit seiner Wege‘ zu nützen.

Und Immhof selbst — wenn er an klarem Morgen, der einen sonnenschönen Tag versprach, im Jägerkleid aus dem Thor des Klosters hinausstrat, schien er beim ersten Schritt auf die offene Straße in einen anderen Menschen verwandelt, als hätte er mit dem Kleid sein ganzes Wesen vertauscht. Er atmete auf wie einer, der aus dumpfem Kerker in reine Luft und strahlende Helle tritt, wie Röte frischen Lebens stieg es ihm in die abgezehrten Wangen, und mit dürstenden Zügen trank er allen Duft des Morgens.

Die hörigen Bauern, deren Hütten auf seinem Wege standen, lernten ihn kennen, sie verloren die Scheu vor seinem weißen Haar und seinem jugendlichen Greisengesicht — und sie wurden ihm gut, denn er wußte freundlichen Trost für ihre Sorge und linderte gar häufig einen Kummer ihres engen Lebens. Ihr Handschlag, ihr

dankender Gruß war eine Freude für ihn, die ihm hell aus den Augen glänzte.

Und stieg er dann aufwärts durch die grünen, von leisem Rauschen und Geflüster erfüllten Hallen des Bergwaldes, so flogen seine Blicke dem steilen Wege voraus, in Sehnsucht und Ungeduld.

* * *

Im Gotteslehen war stille Sommerzeit. Die Ställe leer, das Vieh zu den Hochalmen aufgetrieben, und Greimold mit den Sennleuten droben bei der Herde. Außer dem Geplauder des Brunnens hörte man in der Hofreut nur selten einen anderen Laut, als das Gebell der weißen Zenta und den trällernden Liedersang der Helgard.

War Jutta allein, so saß sie mit ihrem Flechtwerk oder mit der Spindel im Schatten der Ulme, mit ihrem glücklichen Lächeln vor sich hinträumend, bis der laue Abend dämmerte und Helgard kam, um die Blinde ins Haus zu holen. War aber „Irmi der Jäger‘ zu Gast im Gotteslehen, dann verbrachte sie die langen Sonnenstunden an seiner Seite auf dem Lugaus, droben in der Krone des Baumes, oder sie wanderte mit ihm, von seiner Hand geführt, auf die Wiesen hinaus, in den schattigen Wald oder zu den kühlen Schluchten der Bergbäche.

An Tagen, für welche Irimbert sein Kommen versprochen hatte, kam manchmal auch Greimold von den Almen herunter, um mit den ‚Kindern‘ das Mahl zu theilen und ein Stündlein mit ihnen zu verschwatzen. Stieg er dann wieder hinauf zur Herde, so blieb er, wenn ihm der Wald nicht den Ausblick sperrte, alle paar hundert Schritte stehen und schaute mit dem lachenden Blick eines Glücklichen auf sein Heimwesen hinunter, dessen Dächer in der Sonne leuchteten. —



Zwei Tage vor dem Johannisfeste kam der Steinhauser von den Almen heim und verließ das Haus nicht mehr. Das hatte seinen guten Grund. Und da hörte man ihn den ganzen Tag zwischen Haus und Tenne schaffen, immer mit einem lustigen Lied.

Am Abend vor dem Feste, während überall auf den Almen die Sonnwendfeuer leuchteten, lief er in keuchender Hast davon, um Mutter Hanna zu holen. Und als er wieder heimkehrte, allein — denn die alte Frau hatte minder flinke Füße, als er, und war auf dem Wege zurück geblieben — da sah er, daß sich neben der Schwelle seines Hauses etwas Graues bewegte.

Erst erschrak er; dann aber, als er den traurigen Jacho erkannte, lachte er hell hinaus in die graue Mondnacht. „So, du? Bist auch schon da? Hast dir die Narrenaugen schon gesalzen, daß du weinen kannst zu meiner Freud?“

Der Irrsinnige erwiderte keinen Laut. Er hob nur das Gesicht — und da sah der Steinhauser im Mondlicht die Augen des armen Narren flimmern und hörte das leise Klirren der Kette.

Lachend trat der Bauer ins Haus. Eine Weile später kam Mutter Hanna. Aber die Nacht verging und es wurde Morgen, ohne daß die Freude, auf die der Steinhauser wartete, zum Leben erwachen wollte. Die Sonne stieg, und wie ein lebloser Klumpen hockte der traurige Jacho neben der Schwelle; seine Arme hielten an der Brust das Eisenkreuz umschlungen, und seine stumpfen, rotgeränderten Augen starrten unbewegt hinaus in den Glanz des erwachenden Tages.

Wieder kam der Abend. In später Stunde, als

das Mondlicht schon wie weiße Milch über alle Gehänge der Berge floß, wollte Helgard die Schlagbrücke beim Hagthor aufziehen. Da sah sie einen über die Wiesen herunterkommen. Es war der Bauer.

Sein erstes Wort, wie immer, war eine Frage nach Jutta.

„Die ist wohl und freudig. Der Jäger ist dagewesen, und zum Abend hat sie so viel Blumen heimgetragen vom Wald, daß man ein Duften spürt im ganzen Haus."

„Und sind die Buben daheim?"

„Was für Buben?"

„Meine Sennbuben. Weil Markt ist drunten in der Klostergaß und Feiertag, drum hab ich ihnen am Morgen Verlaub gegeben, daß sie hinuntergehen. Aber vor Abend hätten sie wieder droben sein müssen auf der Alben. Und noch allweil ist keiner da! Drum ist mir die Sorg gekommen . . ."

„Hauswirt! Ich mein', ich hör die Buben . . . sie steigen durch den Wald herauf."

Man hörte erregte Stimmen, die sich den mondhellen Wiesen näherten.

„Was sie nur haben mögen, daß sie gar so röhren?"

„Meth im Kopf!" meinte Helgard lachend und kehrte ins Haus zurück.

Unter dem Hagthor erwartete Greimold die Sennen. Als sie beim Mondlicht den Hauswirt erkannten, be-

gannen sie zu laufen und schrieen mit wirren Stimmen durcheinander. Greimold konnte nur verstehen, daß drunten in der Marktgasse etwas geschehen wäre, etwas Seltsames, wie ein Wunder. Er hieß sie schweigen, und dem Junghirten, der ihm unter den vieren der einzig nüchterne schien, befahl er, allein zu reden. Da hörte er eine Mär, die ihn selber heiß erregte, und die ihm doch so unglaublich vorkam, daß er immer wieder den Kopf dazu schüttelte.

Ein Salzburger Seidenkrämer, Walter Pfnüer mit Namen, der war am Abend vor dem Johannistag zum Markt nach Berchtesgaden gekommen und hatte dem Kloster die Budensteuer geweigert, weil er vom Salzburger Bischof einen Brief besaß, der ihm das Recht zu freiem Handel gab. Aber da hieß es: „Zahl die Steuer! Was der Salzburger sagt, das gilt in Salzburg, nicht bei uns!" Der Mann aber wehrte sich um sein Recht, und als ihm der Fronbot mit Gewalt das Täschlein vom Gürtel reißen wollte, schlug ihm der Pfnüer die Faust ins Gesicht. Die Schergen wollten ihn fassen, der Mann aber wurde flüchtig und rannte gegen den Untersberg hinauf.

„Und heut," erzählte der Junghirt, „um die Mittagszeit, ist der Walter Pfnüer gählings auf dem Markt gestanden, und hat geredet, so laut, daß wir's hören haben können über all die hundert Köpf weg . . . und hat das Wunder erzählt, das ihm begegnet ist. In der Mondnacht hätt er den Heimweg suchen wollen über den Unters-

berg, und da hat er sich in seiner Angst verlaufen, daß er nimmer aus und ein gewußt hat vor lauter Gestein und Klüften. Und wie er in seiner ärgsten Not ein Stoßgebetlein thut, da steht auf einmal ein frommer Bruder vor ihm da . . ."

„Die Leut," fiel mit erregter Stimme ein anderer von den Sennen ein, „die Leut sagen, der Bruder hätt ganz so ausgeschaut wie das Steinbild auf dem Gruftdeckel, unter dem Herr Eberwein begraben liegt."

„Ja, Bauer, so hat er ausgeschaut, und in aller Gütigkeit hat er zum Walter Pfnüer gesagt: ‚Mußt dich nicht fürchten, du bedrängter Mann, ich thue dir nichts zu Leide!' Und hat gesagt: ‚Bete zu Gott, zum ewigen Helfer in allen Nöten, und wenn dein Gebet christgläubig und fromm ist, so will ich dir zeigen, was kein Menschenaug noch gesehen hat!' So hat er gesagt . . . und derweil der Pfnüer in aller Inbrunst sein Beten anhebt, thut der fromme Bruder mit seinem heiligen Kreuzl an die Felsen rühren, und da thun sich die Felsen auseinander wie ein Thor . . ."

„Jetzt, Hauswirt," rief von den Sennen einer mit ersticktem Laut, „jetzt mußt lusen!"

„Und da ist in den Berg hinein ein Gang gewesen, großmächtig und tief, und der Bruder führt den Walter Pfnüer allweil tiefer und tiefer, durch hundert Kammern . . . und die Wänd, die haben geglitzert wie

von lauter Gold und Edelstein ... und zu allerletzt, da sind sie in eine Kirch gekommen ... die ist groß gewesen wie ein Bergthal mit dem Himmel drüber ... und schön, hat der Pfnüer gesagt, schöner als wie von den Salzburger Kirchen die allerschönste ..."

„Und Sonn und Mond und Stern," rief ein anderer dazwischen, „die haben droben im Kirchendach geschienen, all mit einander."

„Nein, du, das hat der Pfnüer nicht erzählt, das haben die Leut dazugemacht! Der Pfnüer hat bloß erzählt, daß in der Höh ein Singen gewesen ist, wie wenn die Engel singen thäten, und beim Altar, da haben lauter Bischöf die heilig Meß gelesen, und tausend Rittersleut in silbrigem Harnisch haben gebetet in der Kirch ... und zumittelst drin, da ist ein Tisch gewesen, und an dem Tisch, da ist der Kaiser gesessen ..."

„Der Kaiser?" Greimold schüttelte den Kopf. „Der König Wute, willst sagen?"

„Der Kaiser, Hauswirt, der Kaiser! Der Kaiser Rotbart, von dem sie lügen, daß er im Judenland versunken wär in einem reißenden Wasser!"

„Bub! Das ist unsinniges Zeug!"

„Wahr ist's, Hauswirt! Alles ist wahr! So heilig wahr, wie daß ich leb!" Dem Buben versagte vor Erregung fast die Stimme. „An dem steinernen Tisch da ist der Kaiser gesessen, und siebenmal ist sein roter Bart herum=

gewachsen um den Tisch. Den blauen, gestirneten Kaisermantel hat er an, gegürtet ist er mit seinem guten, gerechten Schwert, in Händen hat er den Kaiserstab und den goldenen Apfel ... und die Kaiserkron hat er auf ..." Die Augen des Hirten glänzten im Mondlicht, und schimmernde Tropfen liefen ihm über die Wangen. „Die Kaiserkron, die hat er auf ... und ein lichter Schein geht aus von jedem Zinken ..."

„Geh, du, was redest denn?" fiel der andere Senn wieder ein. „Der Pfnüer, der hat's doch anderst erzählt! Und der Bart, der ist bloß dreimal um den Tisch gewachsen! Wie du's jetzt machst, so hat's doch der Pfnüer nicht gesehen!"

„Aber ich seh's! Ich! Und mir, Hauswirt, mir mußt glauben! Und der Kaiser ... der ist wie schlafend gewesen, und wie im Schlaf, so hat er den frommen Bruder gefragt: ‚Fliegen die Raben noch allweil um den Berg?' ... Die Raben! Verstehst das, Hauswirt? Die schwarzen Raben! ... Und wie der Bruder sagt: ‚Noch allweil fliegen sie!' ... da hat der Kaiser die blitzhellen Zornaugen aufgethan, und ein Schildklingen und Schwerterklirren ist hingegangen durch die ganze Kirch. Da ist der Pfnüer erschrocken, schier auf den Tod! Aber der fromme Bruder hat ihn bei der Hand genommen und hat ihn fortgeführt ... und in Gütigkeit hat er geredet zu ihm: er sollt nur fromm und christlich

bleiben, er sollt auf Gott vertrauen und geduldsam in schiecher Zeit auf die gute hoffen ... die bleibt nicht aus, und ein Tag wird kommen, da steigt der Kaiser mit seinen tausend Rittern aus dem Berg herauf, und den goldenen Kaiserschild, den wird er aufhängen am Birnbaum, draußen im Walserfeld ... und Recht und Frieden wird sein in der Welt, und Glück und Freud ... und kein Schlechter soll den Tag überleben, kein Unchrist, der wider Gott und die heiligen Kirchen schreit, kein Vogt, der die armen Leut geschunden hat, und kein Klosterpropst, der ein Unrecht leidet und lieber hinter den Falken her ist, statt daß er den Christen heiligen Trost und Zuspruch bietet ..."

„Und solche Red," unterbrach der Gotteslechner den Hirten, „solche Red hat der Pfnüer auf offenem Markt unter allen Leuten thun dürfen? Und von den Fronboten hätt ihn keiner gefaßt?"

„Wart nur, Hauswirt, wart nur ein lützel! Wirst es ja hören gleich! ... Kein Klosterpropst! So hat er erzählt, der Pfnüer! Und eine Fürsag hat der fromme Bruder noch gethan ... es thät einen Wandel geben im Gademer Land, und ein neuer Herr thät kommen, der fromm ist und gerecht, und der es gut meinet mit den Gademer Leuten! Und der Pfnüer ... weißt, Hauswirt, weil ihm völlig gewesen ist, als thät er träumen ... der greift noch schnell auf den Boden hin und hebt ein

Steinl auf ... und da ist auf einmal ein Donnersausen gewesen, und der Pfnüer ist draußen gestanden im hellen Taglicht und hat keine Höhl und keinen Weg in den Berg mehr gesehen. Aber das Steinl hat er in der Hand gehabt ... und wie er's anschaut, ist's ein Goldpfennig, und dem Kaiser Rotbart sein Bild ist drauf! Den Goldpfennig, Hauswirt, den hab ich gesehen! Den hab ich selber gesehen!"

„Ja, Hauswirt, ja, den hat er hergezeigt!" betheuerten die Sennen. Und einer von ihnen erzählte weiter: „Schier zerrissen haben die Leut den Pfnüer... jeder hat den Goldpfennig sehen wollen! Aber da sind schon die Fronboten dagewesen, ein ganzer Haufen ... rauschig thät er sein, oder lügen thät er, hat's geheißen, und dem Kloster möcht er was anhängen, weil ihm der Vogt sein Maulthier und sein Seidengut gepfändet hat ..."

„So haben die Schergen geredet?" fragte Greimold. „Und sie haben den Mann gefaßt?"

„Aus allen Leuten haben sie ihn herausgerissen! Und wie ihn der Vogt im Klosterhof hat peitschen lassen, hat man den Pfnüer durch alle Thor durch schreien und jammern hören, bis über den Markt hinaus!"

„So muß es wahr sein! ... Und die Leut?"

„Die sind gewesen alle wie rauschig! Und viel hat nimmer gefehlt, so hätten sie das Klosterthor eingeschlagen.

Aber die einen, die sind gelaufen, daß sie heimkommen und daß sie's daheim erzählen können ... und die andern ..."

Da schrie der Junghirt mit erstickter Stimme: „Hauswirt! Hauswirt! Sell schau hinüber!" Er umklammerte den Arm des Bauern. „Auf dem Todtenmann, auf dem alten Richtberg, da geht ein Feuer auf! Und sell ... zum Wazmann schau hinaus! Und zum Untersberg!"



Überall, auf den vom Mondlicht grau umflimmerten Höhen, loderten die Feuer auf, als wär's eine zweite Sonnwendnacht.

„Kommet, Sennen, kommet!" Der Bub war wie ein Trunkener. „Zur Alben hinauf! Wir müssen's machen, wie die andern! Und müssen dem Kaiser ein Feuer zünden!"

Jauchzend sprangen sie davon und eilten über die Wiesen hinauf.

Greimold stand noch unter dem Hagthor und blickte über das Thal hinweg nach den lodernden Feuern. Immer wieder schüttelte er den Kopf, und dennoch begann der Glaube in ihm zu keimen.

„Das muß der Steinhauser hören!“

Als er hinüberging zum Haus seines Jurainers, vernahm er in der stillen Mondnacht ein bitterliches Schluchzen. „Um Christi Lieb! Was ist denn geschehen?“ rief er in Sorge. Aber da sah er neben der Schwelle den ‚traurigen Jacho‘ sitzen. „Du?“ Er lachte. „Du bist da! Und weinest ein neues Leben an! Da komm ich ja grad von einer Freud zur andern!“ An dem schluchzenden Narren vorüber trat er in den Hausflur, um der erste zu sein, der dem Steinhauser zu seinem neugeborenen Glück einen guten Wunsch und ein Wort des Segens bietet. Doch erschrocken blieb er stehen. Aus der Stube vernahm er einen dumpfen Schrei — wie den Aufschrei eines Mannes, dessen Leben ins Herz getroffen ist, und unter Schluchzen eine erwürgte Stimme: „Ich kann's nicht sehen . . . laß mich hinaus, Mutter Hanna, ich kann's nicht sehen!“

Greimold wollte die Thüre öffnen, aber da wurde sie von innen aufgerissen, und schluchzend taumelte der Steinhauser über die Schwelle heraus. Mit beiden Fäu-

sten stieß er den Gotteslechner von sich und stürzte hinaus in die Mondnacht. Die Thür der Herdstube war offen geblieben. Mit zitterndem Schein erleuchtete eine rußende Talglampe den Raum, und Greimold sah das Weib des Hilpot am Tische stehen und ein regungsloses Körperlein in weißes Linnen hüllen. „Mutter Hanna! Du Jesu mein, was ist denn geschehen?“

„Sein Kindl,“ sagte die Greisin mit stumpfer Ruhe, „das ist tot gekommen. Es wär ein Büblein gewesen.“

„O du lieber Gott . . . die armen Leut!“

Dem Gotteslechner waren die Augen naß, als er hinaustrat in den Mondschein, um den betrogenen Vater in seinem Leid zu trösten.

Schluchzend lag der Steinhauser auf der Erde, das Gesicht in die Arme gedrückt. Unter freundlichem Zuspruch hob ihn der Gotteslechner auf und führte ihn zu einer Bank, die im Garten unter einem Birnbaum stand. Hier saßen sie, und während der Schluchzende an der Brust des Bauern hing, streichelte ihm Greimold das struppige Haar. Draußen in weiter Nachtferne sah er die Freudenfeuer des hoffenden Volkes leuchten — und seufzend murmelte er vor sich hin: „Das Leben hat Nöten, für die kein Kaiser hilft, und thät er auch kommen mit hunderttausend Rittern!“ Er blickte hinauf zum mondhellen Himmel, an dem nur wenige Sterne wie matte, winzige Feuerpünktlein sichtbar waren. Und wie-

der seufzte er. Dann aber begann er laut und hastig zu reden, damit der Steinhauser die Schritte der Mutter Hanna nicht hören sollte, die das Haus und den Hag verließ, mit einem grauen Ding auf den Armen.

Von allen Trostworten, welche Greimold suchte und fand, wollte der Steinhauser keines hören. „Für was denn soll ich noch leben? Für was denn? Sag mir's Bauer! Für was denn?"

„Für eine neue Freud, auf die du hoffen mußt! Schau den Birnbaum an! Im letzten Jahr hat ihm der Maienreif die Blüten verbrannt, und taub und tot sind ihm die Knospen abgefallen. Heuer im linden Mai, da hat er blühen dürfen ... und heuer wirst ernten können und Most haben! So geht's uns Menschen auch. Hinter allem Reif scheint wieder gute Sonn. Geh, komm, ich führ dich hinein in die Stub ..."

„Ich kann's nicht sehen! Ich kann's nicht sehen!"

„Siehst es auch nimmer! Die Mutter Hanna hat's fortgetragen."

Da streckte der Steinhauser seine Arme in die Nacht hinaus.

„Komm, laß dich hineinführen zu deinem armen Weibl! Hättest doch alle Freud mit ihr theilen mögen... so mußt ihr auch helfen allen Kummer tragen!"

„Ja, Bauer, hast recht! Hast recht! Das arme Weibl!"

Als sie zur Hausthür kamen, saß der traurige Jacho noch immer neben der Schwelle. Doch er weinte nicht mehr; mit aufgerissenen Augen, die im Mondlicht flimmerten, glotzte er wie ein erschrecktes Thier die beiden Männer an.

Beim Anblick des Irren überfiel den Steinhauser eine sinnlose Wut. „Du! Du! Narr, du verfluchter! Wo hast denn deine Narrenaugen, du? So schrei doch und lach! Bei mir ist der Tod daheim! Warum denn hast weinen müssen? Und hast mich hoffen lassen auf eine Freud! Du Narr, du verfluchter! Fort mit dir! Fort, oder . . .“

Er wäre mit seinen Fäusten über den Irrsinnigen hergefallen, wenn es Greimold nicht verhindert hätte. „Geh, laß doch den armen Narren in Ruh! Schau, aller Verstand im Leben geht irr . . . da darf doch auch die Narrheit einmal daneben greifen! Geh, komm ins Haus!“

Der traurige Jacho hatte sich erhoben, stumm und scheu. Während er davontrollte, wie ein Betrunkener, klirrte bei jedem Schritt die Kette an seinen Lenden.

Und der Steinhauser, der sich von Greimold in die Stube führen ließ, ging einem neuen Schmerz entgegen: zwei Tage später starb sein Weib dem verlorenen Kinde nach.

Als man die Tote auf dem Brett hinuntertrug ins Thal, schleppte der Steinhauser auf seinem Rücken einen

schweren Pack — die fünf süßen Käse für den „Zwingpfaffen". Denn das arme Weib, das im Leben keine gute Stunde genossen hatte, sollte den Himmel und seine Seligkeit nicht verschlossen finden, „weil der Papst mit dem Kaiser rauft und die Kirchen versiegelt".

Der stille Zug ging durch den leuchtenden Sommerwald. Kein Jauchzer und kein Jodelruf des traurigen Jacho. Auf Steinwurfweite kam der stumme Narr hinter dem Zuge hergeschlichen. Mit beiden Armen drückte er das Eisenkreuz an seine Brust, und aus den starren, rot geränderten Augen tropften ihm große Thränen über den weißen Bart.

* * *

Gleich einem ahnungslosen Kinde, das eine sicher schützende Hand an gähnender Tiefe vorüberführt, und dem die Augen verbunden wurden, damit es den Schauer der dunklen Tiefe nicht fühlen und nicht erschrecken möchte — so wandelte Jutta mit dem träumenden Lächeln ihres blinden Glückes an dem schweigenden Schmerz vorüber, der Haus an Haus mit ihrem Vater wohnte.

Ihre feinen Sinne, die sonst auf jeden Laut und jeden Schritt geachtet, jedes Geräusch und jede Stille ge-

deutet hatten, schienen nur noch auf ein einziges gerichtet, als wäre rings um sie her alle Welt versunken und nur noch Leben in der Tiefe ihres Herzens. Ewiger Mai und Blumen, die nicht sterben können, nur schlummern — für anderes war nimmer Raum in ihrer Seele. Die Zeit, welche „Irmi der Jäger‘ an ihrer Seite verbrachte, das war ihr sonnenheller Tag — und die Einsamkeit, in der sie sein Kommen erwartete, das war ihre dunkle, träumende Nacht.

Je näher der Sommer dem Herbste rückte, desto häufiger kam Irimbert vom Thal heraufgestiegen zum Gotteslehen. Und als das Grün der Buchen schon zu welken und sich zu färben begann, da kam er jeden und jeden Tag.

Wie ein wunschlos Glücklicher, dem der weilende Augenblick genügt und der nicht fragen will nach einer kommenden Stunde, so hatte er die blühende Schönheit dieses Sommers an Juttas Seite genossen, die stillen Plauderstunden im Schatten der Ulme, droben im Lugaus und im Dämmerspiel des Waldes.

Aber je näher die Tage des Herbstes kamen, desto mehr befiel ihn sorgende Unruh. Was aus ihm selbst, aus seinem eigenen Leben werden sollte — das fragte er sich mit keinem Gedanken. Sein Leben war dieser Sommer, sein Leben erschöpfte und erfüllte sich mit all der zärtlichen Sorge seines Herzens für dieses holde

Kind, dem er das Glück der sehenden Augen zu bringen hoffte. War diese Hoffnung erfüllt, dann mochte sein eigenes Leben versinken oder dauern, wie es wollte.

Doch was mit verschwiegener Sehnsucht in seiner Seele zitterte, Tag und Nacht — ob sich das auch erfüllen würde? Ja, ja und ja! Er duldete in sich keinen Zweifel an diesem Glauben. Die Kunst des Arztes durfte nicht versagen, das Wunder dieser Heilung mußte sich erfüllen! Doch war es erfüllt ... würde dann auch alles andere so kommen, wie es sein erster Gedanke ihm gezeigt hatte? Wird sie allen Rausch der Freude, die im Sehen liegt, so tief und reich empfinden, wie er selbst ihn fühlte? Wird ihr alle Flut des Lichtes, alle Wahrheit des Lebens und der Erde, die sie nun schauen durfte mit eigenen Augen, so schön und wertvoll gelten, daß sie für so leuchtenden Gewinn das kindliche Dämmerglück ihrer Blindheit geben konnte, lächelnd, ohne zu verlieren? Wird ihr dieses neue, helle Leben so vieles bringen, daß sie ohne Schmerz vergessen konnte, was sie sonst besaß? Auch jenen vergessen, der ihr Freund und Bruder war, und mit dessen irrendem Bilde sich jetzt doch all ihr Sinnen und Fühlen, jede tastende Regung ihrer Maienträume verwebte? Ja, ja und ja

Wenn aber nicht? — Was dann?

Diese zweifelnde Sorge, einmal erwacht in seinem Herzen, wollte nicht mehr zur Ruhe kommen. Denn eine Enttäuschung hatte er schon erfahren müssen — und

sie hatte diese Sorge in ihm geweckt. „Meine Augen sollen die deinen sein! Ich will dich sehen lehren, will dir Wahrheit geben!“ Mit diesem Gedanken war er von ihr gegangen, damals bei jenem ersten Wiedersehen im blühenden Frühling! Und dann hatte er sich gesagt: „Ich muß sie vorbereiten auf den sehenden Tag ... der darf ihrem erschlossenen Auge nicht plötzlich kommen, unvermittelt und erschreckend!“ So hatte er begonnen, die unklar durcheinander fließenden Begriffe ihrer träumenden Blindheit aller Wirklichkeit des Lebens allmählich näher zu bringen. Doch auf jedem Wege der Erkenntnis, den er sie führen wollte, begegnete er immer wieder einer Schranke ihres kindlichen Glaubens, der sich nicht erschüttern ließ. Sie konnte den Tod nicht begreifen, nur das Leben; nicht den Schatten, nur die Helle; nicht die schreiende Not der Menschen, nur die stille Freude! Und sie wollte nicht verstehen. Was galt ihr alles andere — was sie wollte, war nur dieses eine: sich der Stunde freuen, in der ihre Hand in der seinen lag; den Duft der Blumen atmen, die er brach für sie; dem Klang seiner Stimme lauschen und bei jedem schönen Bild des Lebens, das im Strom seiner Rede gleich fließendem Wasserglanz an ihr vorüberglitt, mit einem Lächeln sagen: „Das seh ich, Irmi! Das seh ich alles! Aber wie du es siehst, so muß es noch viel, viel schöner sein! Wenn ich 's nur sehen könnt wie du!“

Alles Schöne verstand sie so gut! Doch wollte er sie über das Blumenfeld ihrer Träume hinübertragen zur Erkenntnis einer schmerzlichen Wahrheit, dann sah er auf ihrem Gesichtlein jenes scheue Erschrecken — und da ließ er schweigend die Arme sinken, denn er brachte es nicht übers Herz, ihr weh zu thun. Und sprach er wieder, so ließ er sie die schönen Bilder schauen, die sie sehen konnte, sehen wollte. Da wurde er für ihre gläubig lauschende Seele zum Schöpfer einer Welt von makelloser Schönheit, in der kein Schatten war, nur lächelnde Freude. Und diese Welt bevölkert mit guten Menschen! Und über dem Himmelsblau ein freundlich-waltender Gott, der seinen Sohn auf die Erde schickte, um den Menschen die Liebe zu bringen, die sie fühlen und erkennen auf jedem Schritt ihrer Wege! Und sprach er so, und sah er das glückliche Leuchten ihrer Wangen, hörte er sie mit flüsterndem Stimmlein sagen: „Ach, Irmi! Wie viel Freuden bringt das: leben dürfen in so schöner Welt!“ . . . dann überkam es ihn, als könnte er selbst an all die schattenlose Schönheit glauben, die seine Zärtlichkeit vor ihrer schauenden Seele erstehen ließ.

Und als es Herbst geworden, erkannte Irimbert mit ratloser Sorge, daß seine Liebe ihn selbst und dieses vertrauende Kind betrogen, und daß er, statt sie vorzubereiten für den sehenden Tag, in ihrem Herzen ein Glück erbaut und einen Glauben erzogen hatte, die nicht

bestehen konnten, wenn ihre Augen sehend wurden für alle Wahrheit des Lebens. —

So kam der Michelstag. Mit einem Morgen in Glanz und Farben.

Die Sonne flutete nur erst um die Zinnen der Berge und um die höchsten Wälder. Sie leuchtete noch nicht hinunter in das Klosterthal, als Irimbert schon wartend bei der Achenbrücke saß, dort, wo Herrn Wietings Zelt gestanden. Mit brennenden Augen, von wühlender Sorge erfüllt, spähte er über die Straße hinaus. Stunde um Stunde.

„Wenn er nicht käme?"

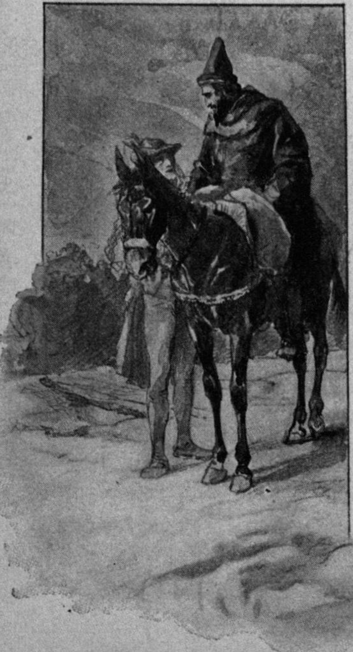
Diesen Gedanken empfand er wie eine Freude, die er sich doch nicht eingestehen wollte.

Mittag war schon vorüber, als er einen Reiter auf staubigem Maulthier erscheinen sah.

„Ob der es ist?"

Und wie in einer Gewitternacht beim zuckenden Strahl eines Blitzes mitten in allem Dunkel plötzlich eine schöne Landschaft in klaren Farben aufleuchtet, so zuckte es ihm mit hellem Trost durch alle Nacht seiner Sorge: „Sie wird sehen! Und Licht ist Glück und Freude! Und der schöne, reine Glaube, der ihre Seele erfüllt, ist so fest und unerschütterlich, daß ihn keine Wahrheit des Lebens zerstören kann! Sie wird sehen . . . und kann nur gewinnen, nicht verlieren!"

Der Reiter war über die Brücke gekommen, verhielt das Maulthier und blickte wie suchend umher. Es war ein Mann in der Reife des Lebens, mit bleichem und ernstem Gesicht, das ein schwarzer Bart umkräuselte. Seine Augen waren klar und klug, doch sie hatten einen seltsam scheuen und unstäten Blick; und sein Rücken war gekrümmt, als wäre ihm die Demut in den Knochen erstarrt. Er trug eine hohe Pelzmütze und einen langen braunen Rock mit dem gelben Judenfleck. Vor seinen Knieen hing ein Zwerchsack über den Sattelknauf.



Irimbert war auf den Reiter zugetreten. Die Erregung erstickte ihm fast die Stimme, als er fragte: „Bist du Josephus, der Arzt aus Regensburg?"

Der Fremde nickte und betrachtete den Jäger mit mißtrauischem Blick. „Seid Ihr Herr Irimbert von Immhof?"

„Der bin ich."

Der Mann wollte aus dem Sattel steigen. Doch Irimbert

faßte den Zügel des Maulthiers. „Bleib nur! Ich führe dein Thier." Da sah er, daß das Gewand des Mannes beschmutzt und zerrissen war. „Bist du gestürzt?"

Josephus schüttelte den Kopf, und ein bitteres Lächeln irrte um seinen Mund. Statt zu antworten, blickte er nur auf den gelben Fleck an seinem Rock.

Dunkle Röte stieg in Immhofs Stirne, und hastig reichte er dem Juden die Hand. „Ich dank Euch, Josephus, daß Ihr gekommen seid!"

„Dank? Wozu? Bin ich doch bezahlt! Und wie ein Fürst hat er gezahlt, Euer Sendmann . . . besser wie ein Fürst, denn ich kenn Fürsten, die schuldig bleiben."

„Hat Euch Herr Wieting alles gesagt?"

„Er hat mir viel gesagt."

„Und hofft Ihr das Mädchen heilen zu können?"

„Erst muß ich sehen die Augen."

„So kommt!"

Das Maulthier führend, eilte Irimbert mit ungeduldigen Schritten dem Bergwald zu. Immer hastiger steigend, schleppte er das träge Thier am Riemen hinter sich her, bis er selbst eine Weile rasten mußte, weil ihm der Atem versagte und sein Gesicht in Schweiß gebadet war.

Als sie die Wiesen vor dem Gotteslehen erreichten, begann sich die flutende Sonnenhelle mit abendlichem Glanz zu färben. Glitzernde Fäden, gleich Schimmer gewordenen Traumgedanken, schwammen in der klaren Luft.

Am Hagthor war die Schlagbrücke aufgezogen. Während Josephus aus dem Sattel stieg, pochte Irimbert mit dem Kolben der Armbrust an die Bohlen. Man hörte die trällernde Stimme der Helgard, dann senkte sich die Brücke mit rasselnden Ketten. Beim Anblick des Fremden machte die Dirn verwunderte Augen.

„Helgard ..." Irimbert vermochte kaum zu sprechen. „Führe das Maulthier in den Stall! Dann steig hinauf zu den Alben und hole den Hauswirt heim!"

„Der ist drunten im Wald. Heut ist Michelstag, am Morgen haben sie hinuntergetrieben zur Waldhut!"

„Hole den Hauswirt! Schnell!"

„Was ist denn?" fragte Helgard, die zitternde Erregung des Jägers erkennend. „Wird doch kein Unglück sein?"

Irimbert hörte nicht. Er eilte schon mit Josephus dem Thor der Mauer zu.

Da gewahrte Helgard den gelben Tuchfleck am Gewand des Fremden. Sie spuckte auf den Weg, den er gegangen, und um den Zaum des Maulthieres zu fassen, hüllte sie die Hand in eine Falte ihres Rockes.

Im Haus begann die weiße Zenta zu bellen, immer lauter, je näher die beiden der Thüre kamen.

Irimbert trat in die Herdstube, während Josephus auf der Schwelle stehen blieb.

Mit glücklichem Lächeln, von der Sonne umflossen,

die durch das offene Fenster strahlte, kam Jutta dem Jäger entgegen. Sie hielt die eine Hand in das Halsfell der weißen Hündin vergraben und hatte die andere suchend ausgestreckt.

„Irmi! Du! Ich hab schon dein Pochen gehört! Wie lang das gedauert hat, vom Hagthor bis zu mir!“

Wortlos umfaßte Irimbert die Hand des Mädchens.

Zenta lärmte noch immer, als wäre ein böser Störenfried ins Haus getreten. Und lachend begann die Blinde zu schelten. „Weiße! Was willst denn nur! Das ist doch der Irmi! Bist denn du blind und ich hab Augen! Geh doch und leg dich!“ Während die Hündin knurrend zum Herd hinüberschlich, hob Jutta lauschend das Gesicht. „Irmi! . . . Da muß noch einer sein!“

„Ja . . .“ Das Wort erstickte ihm in der Kehle.

Sie war erschrocken. „Was hast? Und deine Hand, die zittert ein lützel!“

„Nein, Juttula, meine Hand ist ruhig.“

„Aber wie du redest . . .“

„Das ist nur, weil ich so rasch gegangen bin.“

Da nickte sie und lächelte, als verstünde sie das. Die großen stillen Augen nach der Thüre richtend, fragte sie: „Und wer ist das . . . dort?“

„Ein Freund, den ich brachte . . .“

„Gottes Gruß, lieber Mann!“

„Und denk nur, Juttula . . . ich hab ihm so viel

erzählt von dir ... und neulich, da sah er dich im Wald ... und nun will er gar nicht glauben, daß du blind bist!"

Diesen Zweifel schien sie nicht zu begreifen. „Wenn du es ihm gesagt hast, da muß er glauben!" Sie nickte gegen die Thüre. „Ja, Mann, ich bin völlig blind, schon seit ich ein Kindl gewesen!"

„Darf er deine Augen sehen?"

„Aber gern!" Sie lachte. „Komm nur, Mann, und schau!"

Die weiße Zenta fing wieder zu knurren an, als Josephus von der Thüre kam. In lateinischer Sprache sagte er leis zu Irimbert: „Puella veluti verna dei cogitatio!" — Ein Kind wie ein Frühlingsgedanke Gottes!

Und völlig ein anderer schien er geworden. Sein Gang war aufrecht, sein Auge ruhig, und freundliche Milde hatte den herben Ernst seiner Züge gelöst.

Irimbert atmete auf, als hätte der veränderte Anblick des Arztes die Hoffnung, die ihn erfüllte, noch gesteigert. Schweigend trat er zurück — was hier geschah, erschien ihm wie heilige Handlung, die keine Störung duldete.

Mit beiden Händen hatte Josephus sanft das Gesichtlein der Blinden umschlossen und gegen das Licht gewendet. Lange, lange betrachtete er diese matt verschleierten Augen. Nun machte er mit beiden Daumen

eine rasche Bewegung. Die Blinde zuckte unter leisem Schmerzenslaut zusammen. Aber sie sagte gleich: „Es hat gar nicht weh gethan!“

Josephus lächelte. „Es hat gethan sehr weh! Und das ist gut!“ Er nickte zu Irimbert hinüber und sagte ruhig: „Sanari potest!“ — Ihr Leiden ist heilbar!

Irimbert erblaßte. Immer und immer hatte diese Hoffnung in seinem Herzen gewohnt wie fester, unerschütterlicher Glaube. Und dennoch stürmte dieses erlösende Wort jetzt so mit Schreck und Freude auf ihn ein, als sollte geschehen, was ihm unmöglich erschienen. Er stand einen Augenblick wie gelähmt. Dann aber, mit jubelndem Laut und mit Thränen in den Augen, eilte er auf die Blinde zu und umschloß sie mit zitternden Armen.

„Irmi!“ stammelte sie erschrocken. „Um Christi Lieb! Was ist dir denn?“

„Wie soll ich es sagen! Ich finde das Wort nicht! ... Nein, nein, nicht erschrecken sollst du! Was dieser Tag dir giebt, ist Freude, namenlose Freude! ... Dieser Freund, den ich brachte ... das ist Josephus, ein Arzt ... er wird dich heilen, wird deinen Augen das Licht erschließen! Du wirst sehen, Juttula! Sehen! Sehen!“

Ihr Gesichtlein war so weiß wie ein Linnen. Von heftigem Zittern befallen, klammerte sie sich an seinen Arm. Erst allmählich erwachte in ihr das volle Verständnis

seiner Worte, deren Strom ihre lauschende Seele überschüttete wie mit einem Rausch der zärtlichsten Freude. Ihre Wangen färbten sich, sie begannen zu brennen, und aus den groß geöffneten Augen drang ein Leuchten, als hätte sich der Schleier dieser verdunkelten Sterne schon jetzt gelöst und dem Licht erschlossen.

„Sehen! . . . Dich sehen! Dich!“ Alle Seligkeit eines menschlichen Herzens zitterte aus diesem hauchenden Laut. „Dich sehen! Dich! Und den Vater! Und die guten Menschen all! Das blaue Himmelsdach und den grünen Wald . . . und all die schöne, schöne Welt! . . . Irmi, hilf mir! Ich kann 's nicht tragen alleinig . . . so viel Freud ist das!“ Und schluchzend vergrub sie das Gesicht an seiner Brust.

Schritte klangen in der Hofreut.

„Vater!“ Mit hellem Schrei fuhr Jutta auf. „Der Vater! Das ist der Vater!“

Greimold, der in Schreck diesen Schrei vernommen hatte, erschien mit blassem Gesicht in der Thüre. Aber da sah er sein Kind mit lachendem Jubel die Arme nach ihm strecken. Und als er die Blinde umschlungen hielt, als er die Botschaft des Glückes hörte, das dieser Tag dem Leben seines Kindes und seinem eigenen Herzen versprach, da wußte er sich vor Freude kaum zu fassen. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, während er den Jäger in seine Arme zog. „Bub! Lieber Bub! Das

hast mir du gebracht! Du! Allen Sonnschein in meinem Haus . . . den allen hast mir du gegeben! Und meinem Kindl hast ein neues Leben geschenkt!"

Irimberts Augen leuchteten auf, als ihm Greimold diese Worte sagte, und mit heißer Flamme schlug ihm die Freude über das Gesicht. Aller Zweifel war gelöst in ihm, alle Sorge beschwichtigt, und Ruhe war in seinem Herzen, schöne, glückliche Ruhe.

Greimold aber, in seinem Jubel, geberdete sich wie ein Berauschter. Dem Josephus zerquetschte er fast die Hände, und die Helgard schickte er gleich wieder hinunter zur Waldhut. „Sag den Sennleuten, daß sie heimtreiben, morgen in aller Früh! Wenn das Hauskind den sehenden Tag erlebt, da müssen die Heimleut dabei sein! Alle müssen dabei sein, die meinem Kindl gut sind."

Aber es galt auf diesen Tag noch ein Warten in heißer Ungeduld. Josephus brauchte eine Woche, um die kranken Augen für die Heilung vorzubereiten. Auch war ihm die Zeit zu hell und sonnig; man mußte einen Morgen mit trübem Himmel und schwachem Licht erwarten. Und dann war es Greimold selbst, der die Stunde der Heilung in abergläubischer Sorge verzögerte. „Jetzt ist der Mond im Schwinden. Es kann doch in solcher Zeit ein Heilwerk nie gelingen. Wartet, bis der Mond im Wachsen ist!" Und lächelnd fügte sich Josephus.

Inzwischen war es auf dem Vordereck schon von

einem Gehöft zum anderen gedrungen: „Ein Jud ist da! Der will dem Kindl im Gotteslehen das Augenlicht wieder geben!“ Auch drunten im Jägerhause wußten sie es längst. Und eines Tages, als Mutter Hanna mit Hilpot von der Sache schwatzte, sagte er: „Da muß ich hinauf! Wenn das gute Kindl zum Licht erwacht, da muß ich dabei sein, das muß ich sehen!“

Mutter Hanna aber, während sie die Spindel drehte, schüttelte den Kopf. „Bleib lieber daheim! Da thätest nur sehen, wie ein neues Weh für das Kindl anhebt!“

Das wollte der Alte nicht verstehen. „Neues Weh? Warum meinst denn das?“

„Weil die Freud ein selten Ding ist! Und weil ich weiß, was ich weiß! . . . Bleib lieber daheim! Und vergiß nicht, gelt, daß du ein Mann des Klosters bist! Was geht dich der Gotteslechner an!“

„Geh, was willst denn allweil? Zwischen dem Kloster und dem Gotteslechner ist doch alles in Fried.“

„Wie lang?“ Mutter Hanna hob die tanzende Spindel. „Der Faden, den ich zieh mit meiner müden Hand, wird länger heben als der Fried im Lehen droben. Sei gescheid, Mann! Und thu mir das eine, gelt: verhehl's vor unserem Buben, was droben geschieht! Er soll der unsrig bleiben!“

„Ja, ja, meintwegen, ich thu schon alles!“

Dieses Wort aber hinderte den Alten nicht, auf dem

Heimweg von jedem Birschgang in theilnehmender Sorge an das Hagthor des Greimold zu pochen. Nur das Versprechen, vor seinem Buben zu schweigen, das hielt er; und dieses Schweigen wurde ihm leicht; wenn Reinold daheim bei den Eltern war — und er kam in der letzten Zeit fast jede Woche einen Tag, denn die Falken waren in der Mauser und Herr Friedrich hielt sich wie ein Gefangener seiner selbst in die Stube eingeschlossen — so ging Mutter Hanna ihrem ausgewachsenen Sorgenkind kaum einen Schritt von der Seite.

Doch eines Tages — der Oktober ging schon in die vierte Woche — kam Reinold atemlos und erregt aus dem Thal heraufgestiegen. Am Waldsaum traf er den Vater, und fand keinen Gruß, nur gleich die Frage: „Vater? Ist das wahr, daß im Gotteslehen ein Jud ist, der dem lieben Hauskind droben das Licht wieder geben will?"

„Woher weißt denn das?"

„Drunten im Kloster sagen sie's. Der Bruder Medardus hat's heimgebracht von einer Zinsfahrt."

„Der, freilich, der kommt hinter alles!" brummte der Alte. „Und daß hinter dem Gotteslechner ein Erbkind bleiben soll, das lichte Augen hat und für das Leben einen jungen Hausmann suchen kann . . . gelt, das taugt ihnen nicht, denen im Kloster?"

„Ist's wahr, Vater?"

„Ich soll nicht reden drüber, die Mutter will's. Aber weil du's eh schon weißt . . . ja, es ist wahr."

Die Augen des jungen Falkners glänzten auf, als wäre diese Wahrheit auch für ihn eine Hoffnung.

„Und wann, Vater . . . wann soll das sein?"

„Von heut an in drei Tag, wenn der Mond ins Wachsen kommt."

Da klang vom Haus herüber die Stimme der alten Hanna: „Bub! Was ist denn, Bub? So komm doch! Die Mutter ist auch noch da!" Und als sie die Hand des Sohnes in der ihren hielt, fragte sie mißtrauisch: „Was hast denn geredet mit dem Vater?"

„Vom Kloster halt! Und daß ich harte Zeit hab, drunten. Der Herr ist so übellaunig, wie er nie gewesen!"

Zärtlich strich ihm die Mutter mit der welken Hand über das Blondhaar, und sie that ihm an diesem Tag zuliebe, was ihre Sorge nur ersinnen konnte. Als er am Abend ging, ein wenig angeheitert vom Meth und satt für eine Woche, fragte sie ihn: „Wann hast denn wieder freien Tag?"

„So bald nimmer!" sagte er und lachte dazu, als wäre eine heimliche Freude in ihm. „Der Weißfalk hat bald ausgemausert . . . Herr Friedrich kann's eh schon nimmer erwarten . . . und da geht's noch hinter den wilden Enten her, bis der Schnee fallt!"

Als er hinunterstieg durch den roten Herbstwald, hörte Mutter Hanna noch lang seine singende Stimme.

„Heut ist er gern bei mir gewesen!" —

Drei Tage später, ‚als der Mond im Wachsen war,' machte sich Hilpot schon am frühen Morgen zu einem Bergweg fertig. Mutter Hanna ließ ihn ziehen, ohne ein Wort zu sagen; sie wußte, wohin er ging — aber sie wußte auch, daß ihn keine Widerrede halten würde. „Soll er halt gehen!" dachte sie. „Weil nur der Bub nichts weiß und weit davon ist!"

Der Morgen war trüb, mit grauer Ruhe hing der Herbstnebel über dem Bergwald — so recht ein Morgen, wie ihn Josephus sich gewünscht hatte.

Als Hilpot zum Gotteslehen kam, stand Helgard als Pförtnerin bei der Schlagbrücke. Den Jäger ließ sie unter den Armen durchschlüpfen, aber den Männern und Weibern — Nachbarsleuten, die das ‚Wunder des Juden' gerne gesehen hätten — denen wehrte sie den Eintritt in den Hag.

Hilpot eilte dem Haus entgegen. Aber da sah er drüben bei der Ulme einen sitzen, grau, ganz vom Nebel umflossen — kaum daß die scharfen Augen des Alten noch zu unterscheiden vermochten: der trägt das Jägerkleid und hat weißes Haar! Da lief er in Freude hinüber. „Herr! Du!"

Die Stirne auf die Hand gestützt, saß Irimbert so

tief versunken in Gedanken, daß er den Schritt und die Stimme des Alten gar nicht hörte.

Verwundert betrachtete ihn der Jäger und meinte auf seinen bleichen, hageren Wangen einen glitzernden Schimmer zu sehen. „Ja lieber Herr, was ist dir denn?“

Wie ein Erwachender blickte Irimbert auf, und schweigend drückte er eine Weile die beiden Hände über die Augen.

„Ja sag nur, Herr! Warum sitzest denn alleinig unter dem Baum da? Und so! ... Du, der dem Greimold und seinem Kindl den heutigen Tag gegeben hat... du solltest ja doch in Freuden dabei sein, wenn's geschieht! Warum denn trauerst jetzt?“

Irimbert hob das Gesicht, und während er die Hand des Alten faßte, glitt ihm ein müdes Lächeln über die zitternden Lippen. „Hast du nicht auch den Frühling lieb? Und den leuchtenden Sommer?“

„Freilich, wohl!“

„Und ist dir nicht auch in tiefster Seele bang, wenn all das Schöne für dich versinkt, und es kommt der Winter, kalt, alles zerdrückend, was dir geblüht hat?“

„Freilich, wohl! Das ist harte Zeit! Aber wirst sehen, Herr, der Nebel von heut, der schadet nicht. Weit ist der Winter freilich nimmer. Aber ein paar sonnschöne Tag, die kommen allweil noch! Und wie magst denn heut an Wetter und Winter denken!“

„Ja, guter Hilpot, da hast du recht! Und geh nur! Laß mich, wo ich bin! Und willst du mir was zu lieb thun . . .“

„Alles, Herr!“

„So bleib im Hause, bis Josephus sagt: es ist gelungen . . . dann komm . . . und sag es mir!“ Irimberts Stimme drohte zu erlöschen. „Und gleich mußt du kommen! Hörst du! Gleich! Noch bevor es mir der Greimold sagen will.“

„Ja, Herr,“ stammelte der Alte. „Ich lauf schon, was ich laufen kann!“

An den Stamm der Ulme gelehnt, blieb Irimbert allein und blickte hinaus in den grauen, unbeweglichen Nebel.

All die schöne und glückliche Ruhe, die jene beiden Worte des Arztes ihm in die Seele gegeben: Sanari potest! . . . wo war sie hin? Nur schmerzvoller Sturm noch in seinem Herzen. Jetzt, da dem geliebten Mädchen das helle Leben gewonnen und gesichert war, jetzt mußte er auch des Lebens denken, das ihn selbst erwartete, einsam, geschieden von Glück und Freude!

Nicht in der Nacht seiner Mauer, nicht im Jubel des Wiedersehens und in keiner von all den träumerischen Sonnenstunden dieses glückblühenden Sommers hatte er es so tief und klar empfunden, wie in dieser letzten Stunde: daß jede Fiber seines Lebens an diesem holden Geschöpfe

hing, nicht wie das Herz des Bruders am Glück der Schwester hängt, sondern mit der heißen und dürstenden Liebe des Mannes. Jetzt war es auch in ihm, dieses ‚einzig Göttliche im Menschen', diese Flamme, aus der die Ewigkeit des Lebens steigt! Und diese Flamme schon gefesselt und gebrochen — Feuer, das nicht wärmen durfte, nicht Leben schaffen, nur brennen noch, genährt von Sehnsucht, die sich nie erfüllen konnte! Nie und nimmer! Zwischen seiner Liebe und allem Glück, nach dem sie dürstet, liegen tiefe Wasser, die nie verlaufen, hohe Berge, die nicht fallen. ‘

Nur bleiben noch und diese letzte Freude hören: „Ihre Augen sind sehend geworden, ihr neues Leben hat begonnen!" Und dann ohne Abschied fort, hinunter ins Thal, von der Höhe seines Sommerglückes hinunter in den Winter seines Lebens, der atmender Unzweck sein wird, Frieren und Dürsten! —

Drüben am Hagthor rasselten die Ketten der Brücke. Mit grobem Schelten — weil gütliche Worte nicht helfen wollten — hatte Helgard die Neugierigen fortgeschickt. Und als sie wieder einen mit langen Sprüngen vom Wald heraufkommen sah über die nebeligen Wiesen, trat sie flink an den Kettenhaspel und zog die Brücke auf. Aber da rief eine atemlose Stimme: „Thu auf! Ich bitt dich, Gardli, thu auf und laß mich ein!" Als Helgard die Stimme erkannte, wurde sie blaß und wieder

rot. Sie zögerte, als ginge ihr die Frage durch den Kopf: „Warum kommt er? Heut?“ Zornig lachte sie auf und wollte schon an der Kettenwinde den Riegel schließen. „Gardli,“ bettelte die Stimme draußen, „thu auf, thu's mir zulieb!“ Da warf sie den Riegel zurück und ließ die Kettenwinde laufen, daß die Brücke fiel.

„Vergeltsgott!“ Mit diesem kurzen Danke wollte Reinold an Helgard vorüber eilen. Aber sie haschte seine Hand. Sprechen konnte sie nicht, doch ihre heißen Augen redeten deutlich. Es hätte für ihn nur eines Blickes bedurft, um zu verstehen. Reinold aber schien es eilig zu haben. „Was willst denn von mir? Laß aus!“ Unwillig befreite er seine Hand und eilte dem Haus entgegen.

Helgard ballte die Fäuste; doch was aus ihren Augen redete, war alles andere, nur nicht Zorn. Sie konnte dem schmucken Buben im Ernst nicht böse sein — er hatte ihr allzu gut gefallen, heute noch mehr als je!

Wie er sich aufgeputzt hatte! Sein bestes Gewand, und auf der Kappe ein Sträußlein neben der Schwanenfeder! Gleich bunten Flügeln wehten die gezahnten Prunkärmel hinter ihm her und das lockige Blondhaar flatterte wie ein kleines leuchtendes Mäntelein um seinen Nacken.

Als Reinold in den Hausflur treten wollte, kam der Gotteslechner aus der Thüre gestürzt. Mit dem Ellbogen schob er den Falkner beiseite — er schien ihn gar nicht zu kennen, nur freien Weg wollte er haben. „Irmi!

Irmi!“ rief er mit erwürgter Stimme und rannte über den Hof, hinüber zur Ulme. „Irmi! Irmi!“

Als Irimbert diese Stimme hörte, sprang er auf, erschrocken. „Greimold? Die Heilung ist mißlungen?“

„Nein, nein, Bub! Es ist ja noch gar nicht geschehen. Aber ich bitt dich, komm herein! Ich weiß ja, es muß dir sein wie mir ... gelt, kannst es halt auch nicht sehen, wie er das Messer nimmt! Aber ich bitt dich, thu's dem armen Kindl zulieb! Allweil fragt sie nach dir, allweil suchen ihre Händ. Ich bitt dich, schau ... und der Josephus meint, sie thät ruhiger sein, wenn du bei ihr bist!“

„Komm!“

Sie eilten ins Haus. Dem Gotteslechner voran, trat Irimbert in die Herdstube. Bei Juttas Anblick überkam es ihn, als wollten ihm die Sinne schwinden.

Am Erker waren die Läden geschlossen und noch mit dunklen Tüchern verhängt. Nur ein einziges kleines Fenster stand offen — aber Hilpot und der Altsenn waren schon mit einem Tuch bereit, um auf einen Wink des Arztes auch hier das Licht zu dämpfen.

Umflossen von dem matten Nebelschein des Morgens, der durch das kleine Fenster in die Stube drang, saß Jutta mit zurückgelegtem Köpfchen in einem Lehnstuhl, Brust und Schultern von weißem Linnen umhüllt. Und fast so weiß wie dieses Tuch war ihr Gesichtlein, aus



dem ein zitterndes Spiel von Angst und Hoffnung redete. Aber beim Klang des Schrittes, der sich von der Thüre näherte, schien alle Angst in ihr zu schweigen. Und als sie die Hand des Freundes gefunden, da war sie ruhig und konnte lächeln.

Mit Sorge sah Irimbert die vielen Menschen in der Stube. Außer Greimold und den beiden Männern am Fenster waren noch die vier Sennen und Ruglind da, der Steinhauser im Herdwinkel, die Helgard bei der Thüre und neben Hilpot der junge Falkner. Ob die nicht stören würden?

Josephus, der ein Stücklein Linnen zu einem Bausch zusammendrückte und in Wasser tauchte, schüttelte den Kopf. „Sie sollen nur bleiben,“ sagte er. „Das macht uns schwache Menschen tapfer, wenn wir wissen: wir werden gesehen.“ Er legte das nasse Leinen auf die Lehne des Sessels, in welchem Jutta ruhte, trocknete die Hände, faltete aus schwarzem Tuch eine Binde, und begann in einem Kästlein zu kramen, das er aus dem Zwerchsack genommen.

Irimbert meinte in der Hand des Arztes ein blitzendes Ding zu sehen — und da rann es ihm wie Eis durch Herz und Adern. Doch als Josephus jetzt mit ruhigem Lächeln zum Sessel kam, da schienen seine Hände leer zu sein.

„Bist ein tapferes Mägdlein, du! So tapfer hab

ich gesehen noch keine!" sagte er wie scherzend. „Komm, laß mich noch einmal sehen in deine Augen! Brauchst dich gar nicht fürchten ... jetzt noch nicht, nein ... jetzt thu ich dir noch nichts ... will nur sehen ..."

Er beugte sich über die Stirne der Blinden, hob mit den gespreizten Fingern seiner linken Hand die Lider von ihren Augen — und da blitzte es in seiner Rechten.

Ein Seufzer — ein leiser Schrei —

Und während Josephus hastig das feuchte Tuch über Juttas Augen legte, rief er mit erregter Stimme den Männern beim Fenster zu: „Decket das Tuch übers Licht!"

Das Fenster war verhängt; nur ein leiser Schein noch stahl sich durch das Netz der Fäden. Sanftes Zwielicht in der Stube — und Schweigen ohne Laut.

Jutta atmete schwer und die Hände zitterten in ihrem Schoß.

Da fragte Josephus: „Hat es gethan sehr weh?"

Sie wollte sprechen, doch nur ihre Lippen bewegten sich.

„So sag doch, Mägdlein ... wie ist dir denn?"

„Mir ist ... mir ist gewesen ... als wär mir die Sonn ins Herz gefallen."

Da wandte Josephus lächelnd das Gesicht über die Schulter und sagte zum Gotteslechner: „Mann! Dein Kind ist nimmer blind!" Er löste das Tuch von Juttas Augen und strich ihr mit dem Leinen sanft über die Wange, wie um eine Thräne fortzuwischen.

Eine Weile saß sie unbeweglich, wie in namenlosem Staunen — dann schloß sie tiefatmend die Lider, als hätten ihre Augen das matte Zwielicht der Stube empfunden wie strahlende Helle.

Wieder öffnete sie die Augen und ließ den zögernden Blick über alle die Menschen gleiten. Da ging ein Leuchten über ihre Wangen — ein erstickter Jubelschrei — und die Arme streckend, taumelte sie auf den jungen Falkner zu. „Ich seh dich, Irmi ... ich seh dich ...“

Reinold wurde rot übers ganze Gesicht, und bei der Thüre machte Helgard eine Bewegung, als möchte sie schreien: „Der ist es ja nicht!“

Aber da klang in Freude eine schluchzende Stimme: „Kindl! Mein Kindl, mein liebes!“

„Vater! Vater!... Wo bist du?“

Jutta wandte sich. Da stand ein Mann vor ihr, mit altem Gesicht und grauem Haar. Den kannte sie nicht. Sie wollte den Vater sehen.

„Vater! Vater!“

Ihre Augen suchten, und plötzlich stand sie wie erschrocken in tiefster Seele. Sie sah ein bleiches, abgezehrtes Gesicht, von weißem Haar umhangen, mit Augen, in denen der Gram wie Feuer brannte. Wehrend streckte sie die Hände und stammelte ein leises Wort.

„Der Schmerz ...“

Da legte ihr Josephus die schwarze Binde um die

Augen. Sie atmete auf, als wäre ihr wohl in diesem Dunkel. Die Arme des Vaters fühlte sie, der sie umschlang und herzte! ... „Irmi?“ ... Sie fühlte seine Hand, sie hörte seine Stimme: „Ich bin bei dir!“ Aber wie diese Stimme klang! So ganz erloschen! „Bist auch erschrocken? Hast du ihn auch gesehen?“ Sie hörte keine Antwort. Nur den Josephus hörte sie sagen: „Mägdlein, jetzt mußt du dich ruhig halten! Komm!“ Er führte sie zum Sessel und reichte ihr einen Trank, der ihr den Schlummer bringen sollte. Dann schickte er die Leute aus der Stube; nur der Vater und Irimbert, die beiden durften bleiben.

An dem Fenster, das nur verhängt war mit dem Tuche, wurde der Laden geschlossen, und vor den Eingang hängte man dicken Loden, damit kein Schimmer von Licht, wenn die Thür geöffnet wurde, in die Stube dringen könnte. In diesem Dunkel sollte Jutta eine Woche bleiben, immer mit der Binde vor den Augen. Kein Tageslicht durfte zu ihr in die Stube dringen, sollte die Heilung nicht gestört werden. Schon die trübe Dämmerung, in der sie sehend geworden, war schmerzende Helle für sie gewesen — ein Sonnenstrahl, der vorzeitig ihre Augen träfe, würde sie blenden für Lebenszeit.

Das schärfte Josephus dem Gotteslechner ein, und dann verließ er die Stube.

Drüben bei der Tenne schürte er, wie seit Wochen

an jedem Tag, ein kleines Feuer an, setzte einen Dreifuß über die Flamme und kochte in irdenem Topfe sein Mahl.

Die Heimleute, der alte Jäger und Reinold, die unter erregtem Schwatzen noch immer in der Hofreut beisammen standen, spähten immer wieder zur Tenne hinüber. Und der Altsenn meinte: „Ich glaub's nicht, der ist kein Jud! So ein Heilwerk, das ist ja wie ein Wunder. Das bringt doch nur ein guter Christ mit Gottes Beistand fertig!" Dann wieder schwatzten sie von der ‚lieben sehenden Zeit', der das Hauskind jetzt entgegenging. Sogar dem Steinhauser huschte ein Lächeln über die vergrämten Züge. „Die wird eine Zeit jetzt haben, daß sie meinen könnt, es wär der Kaiser schon aufgestiegen aus seinem Berg!"

„Und du," sagte der Junghirt zu dem Falkner, „du kannst dir was einbilden, weil du der erst gewesen bist, den sie sehen hat mögen."

Reinold lächelte stolz, und es schien seine Freude nicht zu stören, daß ihm Helgard mit höhnischem Blick und heiserem Gelächter den Rücken kehrte.

Da trat der Gotteslechner aus dem Haus. Seine Sennen drückten ihm die Hand, einer nach dem andern. Er war noch bleich von all der überstandenen Erregung. Aber es war das Lachen eines Glücklichen, mit dem er sagte: „Dank schön, ihr guten Leut! Ich weiß, meine

Freud ist die eurig, wie's meine Not gewesen ist! Schauet nur, in meinem Haus ist's worden wie heut am Tag: aller Nebel vergeht, und liebe Sonn ist über uns! ... Aber lasset mich, Leut, jetzt muß ich hinüber und muß dem Josephus mein Vergeltsgott sagen!" Er ging zur Tenne.

Reinold hatte den Vater beiseite gezogen und flüsterte ihm zu: „Ich geh, Vater, und muß mich tummeln, daß ich hinunter komm. Aber gelt ... ich mein', du sollst es der Mutter nicht sagen, daß ich dagewesen bin ... weißt, sie könnt sich sorgen."

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ich lüg nicht. Jetzt bist dagewesen, jetzt soll sie's wissen. Warum denn Sorg? ... Hast doch von deinem Herren Verlaub gehabt, daß du gehst?"

Reinold wurde verlegen. „Freilich, freilich!" lachte er und eilte davon.

Beim Hagthor stand die Helgard, mit dem Rücken die Kettenwinde deckend. Wie eine zehrende Flamme hing ihr Blick an dem schmucken Buben.

„Thu die Schlagbruck nieder," sagte er. „Ich muß mich eilen." Sie schwieg und rührte sich nicht. „Hörst nicht, du? Meinen Weg thu auf!"

Da lachte sie. „Wie er herrisch redet, schau nur! Bist denn gar so stolz ... weil dich das Hauskind in seiner Irrnis zwischen Licht und Nacht verwechselt hat mit einem andern?" Wieder lachte sie.

Er wurde vor Ärger rot bis über die Stirne. „Da bist du blind gewesen, weißt!“

„Hat sie nicht Irmi zu dir gesagt?“

„Was geht das mich an! Den sie gesehen hat in Freud, der bin ich gewesen.“

„Den sie lieb hat, das ist der ander! Und ich thu ihr die Augen auf! Das thu ich! Heut noch!“

„Thu, was du magst! Wenn mich die Juttla wieder sieht, dann wird sie schon Reini sagen, und nimmer Irmi!“ Er lachte. „Daß mir der ander den Weg nicht verlegt, da ist was gut dafür! Und du! Geh lieber ins Haus und bleib in der schwarzen Stub! Die Sonn scheint ... da wachsen die Rosmucken!“ Unsanft schob er die Dirn beiseite und schlug an der Kettenwinde den Riegel zurück.

Laut rasselnd stürzte die Brücke nieder und fiel mit dumpfem Schlag über den Graben hin.

Das machte einen Lärm, der durch Mauer und Haus bis in die dunkle Stube drang. Jutta erwachte aus ihrem unruhigen Schlummer. Und als hätten böse Träume ihren Schlaf gequält, so gepreßt und angstvoll klang ihre Stimme.

„Irmi ... Irmi ...“

„Ich bin bei dir!“ Er fühlte ihre suchende Hand an seiner Wange und hielt sie fest.

„So hab ich's nur geträumt? ... Einen Berg, den

hab ich gesehen, und der ist gefallen und hat die Alben zugedeckt und die Blumen alle ... und unser Haus ... und dich und mich ... und das ist ein Lärmen gewesen, als ob es wettern thät."

„Du hast geträumt! Sei ruhig! Und was dich weckte, das war nur der Lärm, den draußen am Thor die Brücke machte."

Da fragte sie hastig: „Ist er fortgegangen?"

„Wer?"

„Der mir so weh gethan hat in den Augen."

„Meinst du ..." Die Stimme brach ihm. „Meinst du den Josephus?"

„... Ich weiß nicht, wen ich mein'!" Wie Hilfe suchend schlang sie den Arm um seinen Hals, und er fühlte, daß sie zitterte an allen Gliedern. Dann plötzlich fragte sie: „Wo ist denn der Vater gestanden?"

„Er stand vor dir und streckte die Arme ..."

„Nein, du! Der mich nehmen hat wollen, den kenn ich nicht! Wer sind denn alle die fremden Leut gewesen? Warum ist denn keins gekommen, das mir gut ist und das ich kenn? Von denen hab ich keins gesehen! ... Nur dich! Nur dich!" Ihr zitterndes Stimmlein wurde klar, und jeder Laut war Jubel. „Dich hab ich gleich gesehen! Und das ist Freud gewesen, ich kann's nicht sagen!" Ihre Stimme erlosch, und zitternd schmiegte sie sich an seine Brust. Allmählich wurde ihr heißer Atem

ruhig, und sie lag so still in seinem Arm, daß er meinte, sie wäre in Schlummer gesunken. Aber da begann sie wieder dieses zögernde Geflüster. „Wie das nur sein hat können: daß ich d i ch gesehen hab ... und den anderen auch? Kann er denn sein, wo Freud ist? Seit der Eisblumenzeit und seit ich dich wieder hab ... da ist er nimmer vor mir gestanden.“

„Wer ...?“

„Der Schmerz! Du mußt ihn ja doch gesehen haben?“

„... Ja!“

Das war ein Laut, so weh und bitter, daß Juttula erschrocken fragte: „Fürchtest ihn a u ch?“ Und seinen Hals umklammernd, stammelte sie: „Wie hat er denn kommen dürfen? Hat ihn denn eins gerufen?“

„Den Schmerz? ... Der ist immer da, wo Augen zum Licht erwachen. Er wohnt im Leben und wir können ihn nicht verscheuchen. Das ist Wahrheit, die ich dir nimmer hehlen darf! Aber alle Schönheit und Freude des Lebens, die du sehen wirst ... die werden dich trösten, und du wirst vergessen ...“

„Nein! Nein! Vor dem erschrickt die Freud! Sein weißes Haar und sein weißes Gesicht, die sind so traurig! Und seine Augen, die haben mir weh gethan! Ich bitt dich, Irmi, laß ihn nimmer zu mir! Den fürcht ich! Den mag ich nimmer sehen! Lieber blind sein! Spür nur, wie ich zittern muß ... nur weil ich denk an i[illegible]!“

„Sei ruhig ... ich sorge dafür, daß du ihn nimmer siehst! Niemals wieder!“

Er fühlte den Druck ihrer Arme, fühlte ihre Wange an der seinen und hörte in der Finsternis, die ihn umgab, ihr selig ersticktes Lachen.

„Nimmer! Nimmer! Das sagst ... und ich me n' schon: er ist's gewesen, der zum Thor hinausgegangen! Und du allein bist da! Nur du und meine Freud ...“

Unter dem Loden, der den Eingang verhüllte, hatte jemand die Thür geöffnet. „Greimold? Du?“

„Ich bin's, die Helgard.“

Irimbert hörte, wie sich die Magd zum Herdwinkel tastete. Jutta aber hatte das Geräusch der Thüre nicht vernommen und nicht die flüsternden Stimmen. Nur Einer war bei ihr! Nur der allein! Und all der selige Taumel, der ihre Seele füllte, hauchte aus ihren lispelnden Worten: „Nur du und meine Freud! Und allweil, Irmi ... ich seh dich allweil und allweil! Das ist ... ich weiß nicht wie ... als wär's ein Trinken, ein süßes ... und doch wie ein Dürsten! Wenn nur der Tag schon wär, daß ich sehen dürft! Dich wieder sehen, so, wie heut! Wenn ich nur denk: das wird kommen ... schau, Irmi, da ist mir ... ich kann's nicht sagen! So viel und allweil hab ich schon gesonnen drüber ... und nie hab ich's finden und denken können! Und jetzt auf einmal weiß ich's: so wie mir jetzt, schau, so muß einem sein, der das Glück

sieht ... seine Schwester, weißt, die schöne Frau! Nein, du, nein, die hauset nicht in der Umwelt! Die ist bei uns! Hätt ich die Augen nicht verbunden, ich müßt sie sehen! Aber ich spür's doch: sie ist da! Und alles an ihr muß sein wie Sonnschein und Glanz ... das geht mir ins Herz ... das ist in mir ... so hell und süß ..." Erschauernd drängte sie sich in seine Arme, an seine Brust, als möchte sie mit ihm verwachsen zu einem einzigen Leben.

In Rausch und Jubel, doch auch in Marter und trostloser Qual empfand er es: das war nicht mehr die stille, wunschlose Liebe einer Schwester — das war die Liebe eines Weibes, dessen Herz zu Glut erwachte! Was ihn erfüllte — es war auch in ihr! Und welche Stillung würde der sehende Tag dieser Sehnsucht bringen? Ihr erster Blick ist irrende Freude gewesen, und der zweite sah den bleibenden Schmerz. Ein Zwiespalt ist in ihre Seele geworfen, den der sehende Tag nicht lösen, nur verschärfen wird. Unselige Stunde, die ihm den Gedanken gab, ihre Augen sehend zu machen! Ihre Blindheit war treues Glück, das nicht entbehrte, so arm es war — ihr sehendes Erkennen wird Schmerz und Elend sein!

Ruhig atmend lag sie an seiner Brust, und ihre Arme begannen sich zu lösen. War es das Übermaß von Erregung und Freude, das ihre Kraft erschöpfte? Oder wirkte der Ruhetrunk, den ihr Josephus gereicht hatte?

Diesen Schlummer nützen? Und fort! Nur fort! Denn es erwachten Gedanken in ihm, die ihn erschrecken ließen vor sich selbst. Er wollte sie mit Gewalt verscheuchen, doch immer kamen sie wieder. Ob es nicht Wohlthat für sie wäre, wenn die Heilung mißlänge? Ob seine Liebe nicht das Recht hätte — noch mehr: die Pflicht, ihre Ruhe zu sichern, ihr Leben zu wahren wider allen Schmerz, ihr die Binde von den Augen zu lösen und das Fenster aufzustoßen für die Sonne — ihr das Glück der Blindheit wiederzugeben!

Aber da schrie es in seiner Seele: Gottesschänder! Willst du dich vergreifen am heiligsten! Ist Eines heilig an Welt und Leben, so ist es das Licht! Auch wenn es Schmerzen zeigt und Elend! Licht! Mit dem kleinsten Worte haben die Menschen das Größte genannt, dessen Inhalt tausend Bücher nicht sagen würden. Licht und Gott — zwei Worte für die gleiche Kraft und Größe, nach deren Quell und Wesen die Menschen mit blindem Schauen ewig forschen werden, ewig vergebens. Licht und Gott — sie geben und wir müssen nehmen: Schatten und Glanz, den Frühling und den Winter, Tod und Leben, den Schmerz und die Freude, das Grauen und die Schönheit!

Wie ein Betender das Heilige küßt, mit scheuer Lippe, berührte Jrimbert das Haar der Schlafenden und das schwarze Tuch.

Sanft ließ er sie aus seinen Armen in den Sessel gleiten.

„Helgard?"

Aus dem Dunkel kam eine erloschene Stimme. „Jäger . . . was willst?"

„Hüte ihren Schlummer!"

Lautlosen Schrittes ging er aus der Stube.

Als er hinaustrat ins Freie, mußte er eine Weile die Augen schließen — sie waren an die stundenlange Finsternis gewöhnt und ertrugen die Sonne nicht. „Menschenaugen!" Er hielt die Hände über die Lider gedrückt.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Es war der Gotteslechner. „Wie geht's ihr, sag?"

„Sie schläft, und die Helgard ist bei ihr." Jrimbert ließ die Arme sinken. „Greimold . . . ich habe mit dir zu reden."

Der Bauer lächelte, und stolze Freude glänzte in seinen Augen. „Ja, Bub! Ich hab mir's eh schon gedacht, daß du mir's heut noch sagen wirst. Komm, wir gehen hinüber zum Ulmenbaum . . . das ist ja euer Lieblingsplätzlein gewesen. Da sagst es mir!" Er wollte den Arm um die Schulter des Jägers legen, und nun sah er erst dieses verstörte Gesicht, diese gramvollen Augen. Und erschrocken stammelte er: „Ja Bub? Ums Himmelswillen, was ist dir denn? . . . So red doch!"

„Was ich dir zu sagen habe, ist anderes, als was du erwartest! . . . Komm!“

In wachsender Sorge blickte Greimold zu dem Jäger auf, während sie schweigend hinaustraten durch das Mauerthor und hinübergingen zur Ulme.

Von den Heimleuten war niemand mehr in der Hofreut. Auch Hilpot und der Steinhauser waren schon gegangen. Der weite Platz vor dem Hause lag still in der Sonne, deren Glanz wie schimmerndes Gold um die Balkenwände und um die Läden der geschlossenen Fenster spielte.

Nur drüben bei der Tenne saß Josephus neben dem erlöschenden Feuerlein auf der Erde, das Gesicht gegen Osten gewendet. Er hatte den Gebetriemen um die Hand gewunden, und während sich seine Lippen flüsternd bewegten, glitten seine schauenden Blicke in ruhigem Genuß über das traumhaft schöne Bild der Erde hin, über den roten, schon halb entblätterten Buchenwald, über die Almen, deren welkende Weidefelder in der Sonne wie braunes Kupfer glänzten, und über die trauerdunklen Fichtenwälder hinauf zu den steilen Wänden und Zinnen, die eine Wetternacht der letzten Woche schon mit silberweißem Schnee überschleiert hatte.

An den Schattenhängen der östlichen Berge zog in wandelsüchtigen Gestalten noch der graue Nebel hin, um sich in blaue Luft zu verwandeln, sobald ihn die Wärme

traf. Die Mittagshöhe des Himmels, wo die Sonne stand, war klar und rein. Doch über den westlichen Bergen, über dem Wazmann und seinen steinernen Kindern, wuchsen — wie dunkle Gedanken aus einer zum Sturm erwachenden Seele — die trüben Nebel wieder aus dem Blau heraus und sammelten sich über den Bergspitzen zu schweren, finsteren Wolkenhauben.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als aus der Herdstube der gedämpfte Laut zweier Stimmen herausklang in die Sonnenstille der Hofreut — ein Stimmlein dabei, das immer lauter wurde, das sich erregte wie in Qual und Angst.

Und drüben im Thorbogen der Mauer, erschienen Irimbert und der Gotteslechner, die von der Ulme kamen. Der Bauer ging gebeugt, mit dem Blick eines Menschen, dem eine Freude seines Lebens zerbrochen wurde. Unter dem Thor blieb Irimbert stehen und streckte dem Gotteslechner die Hände hin.

„Greimold? . . . Soll auf dem bitteren Weg, den ich habe, auch noch dein Vorwurf hinter mir gehen? Solltest du nicht verstehen können, wie alles kam und daß ich wider Willen zerstören mußte, wo ich das Glück deines Kindes zu bauen hoffte?“

Der Bauer hob das Gesicht. „Herr Immhof . . .“ Die Stimme brach ihm. Er schüttelte den Kopf, er suchte nach Worten, Erregung und Kummer wühlten in ihm,

und während er Irimberts Hände mit starkem Druck umklammerte, brach es aus ihm heraus: „Nein, schau, ich kann nicht ‚Herr‘ zu dir sagen! Laß mir das alte, liebe Wörtl: Bub! ... Mein Bub, hab ich mir allweil dazu gedacht! Aber ich seh's ja ein: da liegen tiefe Wasser dazwischen und hohe Berg.“ Er atmete, als läge ein Stein auf seiner Brust. „Ich seh's ja ein! Und versteh's, wie alles hat kommen müssen! Aber daß ich dir harb sein könnt ... wie magst nur so was denken! Was hast nicht alles gethan für mich und mein Kindl! Hast doch allweil nur Gutes in unser Leben gesät. Aber wie ein Samen aufgeht, das kann der Sämann nicht zwingen. Das macht ein anderer ... und der macht's halt wie er mag! Nein, Bub, ich bleib dir gut! ... Meinem Kindl, freilich, dem kommt ein sehender Tag, der härter ist wie jede Nacht! Aber schau ...“

Er konnte lächeln, obwohl ihm die Thränen in den Augen standen.

„Hast nicht selber einmal gesagt: ‚Was kann denn ein Blüml mehr, wie blühen? Hat's geblüht, so hat's gelebt!‘ ... So muß halt auch mein Kindl jetzt denken! Und daß ihr Herzl blühen hat dürfen, das hast ihr du gegeben! ... Aber gelt: so, wie jetzt gehen hast wollen, so gehst nicht fort? Gieb ihr noch einmal die Hand und laß ihr den Glauben: morgen, da kommt er wieder! Schau, das muß sie glauben können in der finsteren Stub!

Ich will schon finden, was ich ihr morgen sag . . . und einen Tag um den andern . . . bis die dunkle Zeit vorbei ist, und bis ihr der Josephus das Tüchl von den Augen nimmt. Dann muß ich ihr freilich alles sagen. Mit Lügen muß man einem Blinden die Schmerzen trösten . . . aber eins, das Augen hat, muß sehen und Wahrheit haben! Wenn's auch weh thut! Und schau . . ."

Erschrocken verstummte Greimold — und er hatte sich nicht getäuscht: aus der Herdstube klang die angstvolle Stimme seines Kindes. „Bub, sie schreit deinen Namen!" stammelte er. Da hörten sie es wieder, alle beide: „Irmi . . . Irmi . . ." In Sorge eilten sie dem Haus entgegen und vernahmen die Stimme Juttas, wie in Angst und Jubel: „Er kommt! Das ist er! Ich kenn seinen Schritt! Er kommt . . . und ich muß ihn sehen . . . laß mich, Gardli, um Christi Lieb, meine Händ laß aus . . . ich muß ihn sehen . . . ich muß, ich muß!"

Man hörte Lärm, als wäre ein Sessel gefallen, hörte das heisere Stammeln und Kreischen der Helgard — an einem Fenster des Erkers wurde der Laden aufgestoßen, und Jutta, mit der schwarzen Binde um das weiße Gesichtlein, stand in der flutenden Sonne.

„Kindl! Jesus Maria!" schrie der Gotteslechner. Und Irimbert, wie ein Verzweifelter: „Barmherziger Himmel! Juttula! Zurück! In die Stube zurück . . ."

Doch nicht seine Worte, nur seine Stimme schien sie zu hören — und jubelte: „Irmi, Irmi ...“ — und riß die Binde vom Gesicht. Da war Sonne vor ihren Augen, blendende Sonne, und unter leisem Wehlaut, der noch ein Lächeln war, taumelte sie zurück, mit der Hand nach ihren Augen greifend.

Der Gotteslechner und Irimbert, mit erblaßten Gesichtern, stürzten ins Haus. Als sie in die Stube kamen, sahen sie die Helgard bleich und zitternd an die Wand des Erkers gelehnt — und Jutta neben ihr, von der Sonne des offenen Fenstersumgossen, in der einen Hand die Binde, die andere wie suchend ausgestreckt.



Sie erkannte die Arme, die sie umschlangen und aus der Helle des Fensters zogen — und ihre Wange an die seine schmiegend, hauchte sie: „Du bist es! Du! Ich hab dich ge-

sehen . . . alles ist Glanz an dir gewesen . . . so kann kein anderer sein! Ich hab dich gesehen, ich selber! Und du bist es . . . du . . . du!"

Am Fenster hatte Greimold in Hast den Laden geschlossen. Jetzt rannte er aus der Stube, und draußen hörte man ihn schreien: „Josephus! Josephus!"

Während Irimbert mit zitternden Händen die Binde um Juttas Augen legte, fragte er tonlos: „Fühlst du Schmerz . . . in den Augen?"

„Nein, Irmi . . . nicht ein lützel! Mir ist so wohl, so gut . . . ich hab dich gesehen und seh dich allweil noch!"

Er führte sie durch die dunkle Stube zu ihrem Sessel.

Da kam Josephus. Schweigend hörte er, was geschehen war. Dann verlangte er einen brennenden Span, nahm die Binde von Juttas Gesicht und hielt ihr das zuckende Flämmlein nahe vor die Wimpern. Lang betrachtete er diese ruhigen Augen, die das Licht so gut ertrugen. Schweigend nickte er vor sich hin, legte die Binde über die Lehne des Sessels, gab dem Gotteslechner das Spanlicht in die Hand — und da schien er wieder jener erste Josephus geworden, mit gekrümmtem Rücken, mit scheuem Blick, der ängstlich von einem Gesicht zum andern glitt.

„Josephus?"

„Gleich, gleich . . . ich will nur holen, was ich brauche," sagte er demütig und mit unsicherer Stimme, „gleich komm ich wieder."

Hastigen Schrittes, immer schneller, ging er zur Thüre.

Irimbert stand wortlos, Juttas Hände an seiner Brust.

„Schau nur," stammelte Greimold, „jetzt hat er ganz vergessen, daß er dem Kindl das Tuch wieder umthut." Er nahm die Binde, löschte den Span, und zertrat auf den Dielen das glimmende Stücklein Kohle. „Helgard! Dirn! Ja um Christiwillen, sag ... du bist doch bei ihr in der Stub gewesen ... wie hat denn nur so was geschehen können!"

Noch immer stand die Magd im Erker an der Wand und rührte sich nicht.

„So red doch, Dirn!"

„Ich ... ich weiß nicht, wie's geschehen ist ... ich glaub, sie ist wach worden ... und da hab ich halt so geredet mit ihr, und ... und hab ihr sagen müssen, wie alles gewesen ist, wie der Jud das Wunder gethan hat... ... und wo ein jeds gestanden wär in der Stub ... der Hauswirt, und ... und ...... ich weiß nicht, wie's geschehen ist! Sie hat's auf einmal gethan, und gar nimmer halten hat sie sich lassen ..." Ihre furchtsam stotternden Worte erstickten plötzlich in Thränen, und schluchzend ging sie aus der Stube.

„So eine Dirn! Ist dabei! Und wehrt's dem Kindl nicht! ...... Was meinst denn, Bub? Weil sie das bißl Licht gesehen hat, das kann ihr ja doch nicht schaden, gelt! Oder meinst, sie muß drum leiden?"

„Nein!“

Die feste Ruhe dieses Wortes beschwichtigte im Gotteslechner die schlimmste Sorge. Er beugte sich über den Sessel und flüsterte: „Kindl? Mein Kindl, mein liebs!“

Da hörte er, daß sie im Dunkel aufatmete, als hätte er sie aus Traum und Schlummer geweckt.

„Sag Kindl! Wie ist dir denn?“

„Gut, Vater! So gut . . .“

„Gott sei Dank!“

Aber wo nur Josephus so lange blieb? Greimold ging zur Thüre, um zu horchen, ob er nicht käme. So stand er eine Weile, bis er in Ungeduld die Stube verließ.

In der Hofreut schrie er: „Josephus! Josephus!“ Weil alles still blieb, eilte er hinüber zur Tenne — und sah ein Häuflein Asche liegen, das noch ein wenig rauchte.

Von Sorge befallen, verstört und halb schon die Wahrheit erkennend, rannte er in den Stall.

„Josephus! Josephus!“

Der Platz, auf dem das Maulthier des Juden gestanden, war leer.



12.

Mittag war vorüber, und während über den Höhen des Wazmann und der Lattenberge die Wetterwolken immer dichter wuchsen, blinzelte die Sonne noch mit warmen Strahlen über die steilen Dächer in den Laienhof des Klosters. Hier war es stiller als sonst. Die Fronboten waren mit Bruder Medardus zu einer Zinsfahrt ausgezogen, und in den Stuben der Falkner hörte man keinen Laut. Nur die Mühlsteine polterten wie immer, und zwei gewaffnete Knechte, welche die Thorwache hielten, schwatzten mit Lachen von einer Dirn, über die „der wachsende Herbst" gekommen wäre. „Hat sich halt den Ellbogen an den Maibaum angestoßen!" Da verstummten sie und hoben lauschend die Köpfe. Es war Hufschlag, den sie hörten.

Ein dröhnender Klang des Schallbeckens weckte den Thorwärtl, der in seinem engen Gelasse neben der geleerten Kanne die Augen geschlossen hatte. Bevor er sich recht ermuntern konnte, wurde draußen vor dem Thor schon wieder mit grobem Ungestüm an das Becken geschlagen. „Ho, ho! Der hat's aber nötig!“ brummte der Alte. Kaum aber hatte er durch den Guckaus einen Blick auf die Straße geworfen, als er flinke Füße bekam. „Auf! Und die Schlagbruck nieder!“ rief er den Knechten zu und rannte zum Innenthor, um den Bruder Pförtner herauszupochen.

Auf erschöpftem Pferde, dem blutiger Schaum von den Nüstern tropfte, jagte Herr Linhart Scharsach in den Klosterhof. Sein Gewand war mit Staub bedeckt, sein Gesicht von Schweiß überronnen. Ohne sich um das Roß zu kümmern, das mit schöpfenden Flanken auf zitternden Beinen stand, eilte er durch das Thor des Stiftes und über die Treppe hinauf zur Stube des Dekans.

Hans Pütrich und Saaleck begegneten ihm. Sie sprachen erregt und mit halblauten Stimmen; doch als sie den Linhart Scharsach gewahrten, verstummten sie plötzlich. Er ließ sie vorübergehen, sah ihnen nach und lachte höhnisch.

Die beiden schienen dieses Lachen nicht zu hören. Aber als sie im Korridor um die Ecke waren, flüsterte Saaleck: „Sie wissen es! . . . Komm! Wir reiten!“

„Wohin?"

„Zum Herren!"

„Warum sollen wir thun, was zwecklos ist? Ob heut oder morgen ... erfahren mußten sie es. Und was sie kochen, das weiß Herr Friedrich. Und will's nicht ändern. Er giebt sich selber auf ... wie sollten wir ihm helfen? Und daß er uns heute daheim ließ, als er hinaus ritt ... zu seiner ‚letzten Freude', wie er am Morgen lachend zu mir sagte ... und daß er uns seit Wochen so von sich wegschob, das hat seinen guten Grund. Er will nicht, daß wir unter dem neuen Herren noch übler sitzen sollen, als es ohnehin schon der Fall sein wird. Sei ruhig und laß kommen, was kommt! Wir können's nicht ändern. Wernherus will, und ..."

Er sprach nicht zu Ende.

Auf der Treppe hatte Linhart Scharsach hinter den beiden die Faust erhoben. „Zahlende Zeit ist gekommen! Für euch ... und für einen andern noch!"

Als er die Stube des Dekans erreichte und mit Lärm über die Schwelle trat, erhob sich Wernherus vom Tisch, an welchem drei Schreiber bei der Arbeit saßen. „Linhart?" Erregt, mit einer ungestümen Handbewegung, schickte der Dekan die Schreiber aus der Stube.

Doch Linhart Scharsach wartete nicht, bis Wernherus mit ihm allein war. „Mein Roß ist hin ... aber die Botschaft, die dem Propst zum Nachtmahl gestern in die

Stub geflogen ist, und die er verhehlt hat vor Euch, die kenn ich jetzt!" Er lachte. „Und ich versteh's auch, daß sie ihm eine ruhlose Nacht gebracht hat, bei Kerzenschein bis zum Morgen!"

„Schwatz nicht, Linhart, sondern rede!"

„In Salzburg wissen sie schon alles seit drei Tagen ..."

„Was?"

„Der schöne Dreibund, den der Baier mit dem Babenberger und dem böhmischen Wenzel geschlossen, ist in Fetzen gegangen."

„Seit wann?

„Seit der Babenberger im Sack hat, was im Trüben zu fischen war: die grüne Steiermark. Der gute Baier hat ihm verholfen dazu, und hinter seinem Rücken hat der Babenberger mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Das hat den treuen Böhmen stutzig gemacht." Wieder lachte Herr Linhart. „Seine Friedensboten sind unterwegs zum Kaiser."

Ungeduldige Erregung in den Zügen, beugte sich Wernherus vor und streckte die Hände, als möchte er dem Chorherren den Rest der Botschaft von den Lippen reißen. „Und Herzog Otto?"

„Hat schon von Franken her die Kaiserlichen im Land, hat Gegner auf allen Seiten. Herzogin Agnes ist vor Schreck in böses Fieber gefallen, und der Herzog hat sein Heer im Stich gelassen und ist nach Prag geritten,

daß er den böhmischen Leuen hinter den Ohren kraut und in seiner zwieschwänzigen Seel die Treu wieder aufweckt. Aber ich mein', daß er heimkommt wie ein Metzger, wenn ihm die Kalben zu theuer sind."

Wernherus richtete sich auf, als ließe ihn diese Botschaft wachsen um einen Kopf. Seine heißen Augen schienen wie in weite Ferne zu blicken, während ihm dünne Röte in die hageren Wangen stieg. Dann ging er mit ruhigem Lächeln zur Thür der Schreiberstube und sprach hinein: „Geh einer von euch! Man soll zwei frische Pferde satteln, das meine, und eines für Linhart Scharsach."

„Reiten?" Herr Linhart machte verwunderte Augen. Und jetzt schien ihm ein Gedanke zu kommen, der ihn mit Sorge erfüllte. „Ist Herr Friedrich außer Thor?"

„Am Morgen, als der Nebel schwand und die Sonne kam, ist er ausgeritten mit seinem Falken, vergnügt wie ein Junker, der den Frühling sieht, auch wenn es herbstet."

„Geritten? Mit dem Falken? Jetzt? Wo sein Weißfalk noch allweil nicht ausgemausert hat?"

„Kluge Leute nützen die Zeit, von der sie wissen, daß sie kurz ist." Wernherus hatte den Deckel einer Truhe gehoben und begann sich für den Ritt zu kleiden. „Es könnt auch sein, daß ihn die Laune befiel, das Sprichwort zu wandeln... und daß er seinem Falken sagte: ‚Jetzt, Vogel, flieg, oder stirb!'"

„Da könnt Ihr noch scherzen, Dekan? Ich denk von

dieser Beizjagd üble Dinge. Gebt acht: Herr Friedrich hat Falken und Federspiel im Stich gelassen! Der dreht uns allen eine Nas und ist gegen Landshut geritten!"

Wernherus lachte. „Das hättest du vielleicht gethan. Herr Friedrich bleibt. Und gönnt seinem Liebling einen letzten Flug nach wilden Enten."

„Ich hoff nur, daß Ihr recht habt!" sagte Linhart. Dann trat er auf Wernherus zu. „Und wenn ich geholfen hab zu allem, was Euch taugt . . . wer soll den Weißfalk haben?"

„Du!"

„Und was wird sein am Festtag aller Heiligen?"

„Was du sagst: ein Festtag! Und Herr Linhart Scharsach, der Kämmerer, soll an der Seite des Propstes stehen, der die Immenburg vergiebt . . . als Gotteslehen."

„Herr Wernher!" Mit dunkler Röte war es über Linharts Stirn geflogen. „Ihr sollt mich finden bei Eurem Roß. Ich will meinem Herren den Bügel halten . . . das ist ein Vorrecht meiner Würde." Und lachend eilte er davon.

Ein kalter Blick hinter ihm, ein verächtliches Lächeln. —

Als Wernherus und Linhart Scharsach vor dem Portal des Stiftes in den Sattel stiegen, wurde vor dem Außenthor schon die Schlagbrücke niedergelassen. Da huschte einer, hinter dem die bunten Ärmel wehten, flink und atemlos zur Thorhalle herein und machte den Knechten ein Zeichen, daß sie schweigen möchten.

Aber der Wärtl sah ihn und haschte seinen Arm. „Bub! Du Satansbraten! Wo bist denn gewesen? Herr Friedrich ist ausgeritten."

„Der Herr? Geritten?" stotterte Reinold erschrocken. „Aber doch zur Beizjagd nicht?"

„Freilich! Wohin denn sonst?" Beim Anblick der Angst, die dem schmucken Burschen aus den Augen redete, erwachte in dem Alten das Mitleid. „Ich schweig schon. Aber hol dein Falknerzeug und schau, daß du hinauskommst ... bei den Untersteiner Moorwiesen beizt er auf Enten."

Reinold machte lange Beine und wollte gerade in der Thüre der Falkenkammer verschwinden, als Wernherus aus dem Klosterhof geritten kam.

„Falkner!"

Mit scheuen Augen sah Reinold an dem Reiter hinauf und zitterte unter dem Blick, der ihn musterte.

„Warum bist du nicht bei deinem Herren? Wo kommst du her?"

„Ich ... ich hab gemeint, daß Herr Friedrich nicht reitet heut, und ..."

„Wer gab dir Urlaub?"

Reinold schwieg.

„Sprich! Wo warst du?"

„Ich bitt, Herr Wernher ... schauet, ich bin nur ein Sprüngl daheim gewesen."

„Dein Heim und Haus ist die Falkenstube des Klosters.“ Wernherus winkte dem Thorwart. „Der Bub soll in den Block bis zum Abend, und zum Nachtmahl gebt ihm ein Dutzend mit der Rute. Dann mag er laufen, wohin er will, und das Thor bleibt hinter ihm geschlossen. Leute, die ihre Heimat nicht unter dem Dach ihres Herren haben, kann ich nicht brauchen in meinem Dienst.“

Der junge Falkner stand erschrocken. Doch als er den Dekan zum Thor hinausreiten sah, atmete er schon wieder auf.

Einen halben Tag im Block zu liegen, das war noch lange nicht das schlimmste von allen Übeln. Und die Rute? Allzu kräftig würden die Knechte sie wohl nicht schwingen — er wußte zu viel von ihren Heimlichkeiten.

Und daß man ihm die Thüre wies, das taugte ihm gerade! Es wartete doch auf ihn eine neue Heimat, in der ein linderes Weilen für ihn war, als im Heubett der Falknerstube. Nur um den schmucken Spenser war ihm leid! Aber der Erbsohn im freien Gut zu Mitteralben und Vordereck — der konnte sich ein Wams mit Pelz und Litzen schaffen, mit silbernen Knöpfen dran!

Als der Wärtl kam und mit Brummen sagte: „Bub, es geht nicht anderst! Herrenwort! Ich m u ß dich krummschließen!“ . . . da machte er verwunderte Augen.

Denn Reinold hielt ihm die Hände hin und lachte

dazu, als wäre das Sitzen im Block von allen Freuden des Lebens die allerschönste.

* * *

Um die gleiche Stunde hielt Herr Friedrich im roten, sonnleuchtenden Buchenwald, der die Moorwiesen von Unterstein umgab, seine fröhliche Mittagsrast.

So aufgeräumt und heiter hatte ihn sein Falknergesind noch nie gesehen, auch nicht bei der glücklichsten Reiherbeize zur Maienzeit. Und die ganze Jagdlese des Morgens bestand doch nur aus einem Moorhuhn und zwei wilden Enten!

Inmitten des bunten Trosses lag er auf seinem Mantel in der Sonne, ließ sich den feurigen Rechberg schmecken und scherzte mit dem Kammermeister, mit den Falknern und mit den Stöberbuben, als hätte er allen Unterschied zwischen Herr und Knecht vergessen. Und wenn von den Falknern einer, keck geworden durch die Laune des Herren, eine lustig derbe Geschichte zum Besten gab, hörte Herr Friedrich lachend zu, streichelte seinem Falken mit der Schwanenfeder den Rücken, als wäre dieses sanfte Krauen ein Wohlbehagen für ihn selbst, und zupfte dem Vogel, der noch nicht völlig ausgemausert hatte,

jedes graue Fläumchen fort, das sich hervorschob aus dem weißgesprenkelten Gefieder.

Und als die Sonne hinter dem wachsenden Gewölk der Berge verschwinden wollte und kalter Schatten kam, da sprang er auf und rief: „Sehet, da drüben am Waldsaum ist noch ein Flecklein, das Sonne hat! Kommet hinüber! Die soll uns noch wärmen!“

Das war ein lauter, lachender Tumult, als das ganze Jagdlager mit Falknern, Beizvögeln und Rossen hinter dem Herren her war, um der letzten, warmen Sonne dieses Tages nachzulaufen.

Sie streckten sich wieder aus und dehnten sich behaglich in dem milden, goldigen Luftgezitter. Von neuem begann das Schwatzen und Lachen, die Stöberbuben balgten sich in der Sonne und bewarfen sich mit Ballen des roten Laubes, daß sie aussahen, wie mit leuchtenden Flämmlein überschüttet — „als hätten sie Pfingsten mit den Aposteln gefeiert“ — und zwei Falkner begannen ein Reienlied des Nithart anzustimmen:

„Die Heid in lichtem Farbenkleid
Hat Maienzeit!
Winter, fahr von hinnen,
Der Sommer will uns minnen!“

Aber so zierlich, wie das Liedlein anhub, ging es nicht weiter. Es kam ein Zwiegespräch: die griesgrämliche Mutter, die durch Schaden klug geworden und

weiß, wie schlecht die Männer sind und wie falsch das Leben ist, giebt ihrem Töchterlein gute Lehren. Das Dirnlein aber will des Lebens Weisheit nicht nur mit Ohren hören, will sie erfahren am eigenen Leib —

„Und der ist weiß!
Es müßt mich ewig reuen,
Thät keiner sich dran freuen!"

Herr Friedrich lachte Thränen zu den Lehren der klugen Mutter — und als müßte er die Feuchtigkeit, die seinen Augen entrann, gleich wieder ersetzen — drum that er so tiefe Züge aus der Bitsche, daß der Kammermeister mit Lachen warnen mußte: „Herr, Herr, Ihr müßt Euch freien Kopf erhalten, wollet Ihr auf die Enten, die mit dem Abend zum Einfall streichen, noch einen letzten Ritt thun!"

„Noch einen, ja! Noch einen letzten!"

Herr Friedrich nahm seinen weißen Liebling auf die Hand, warf sich zurück in die Sonne, schwang den Falken, und während der stille Fall der welken Blätter über ihn niederging, schwatzte er halb wie ein Berauschter, halb wie ein Träumender zu dem Vogel auf, der die Schwingen reckte:

„Flieg auf! Flieg auf! Sonne über dir! Blauer Himmel, der dich ruft, und blaue Lüfte, die dich tragen! Steige! Steige! Je näher dem Licht, so ferner bist du allem zappelnden Gewürm der Tiefe, allem Ekel und Unwert! Höher und höher! Je tiefer die Sonne fällt,

um so höher mußt du steigen! Immer noch einen Blick in ihren Glanz ... deine Augen ertragen ihn ... immer noch ein Schimmer ihres Lichtes auf deinen Schwingen! Steige, steige ..."

Aller Lärm und alles Lachen war verstummt, und verwundert sahen die Falkner ihren Herren an, als klänge aus seinen lachenden Worten ein Laut heraus, der ihren Frohsinn erdrückte und den Ernst in ihnen erwachen machte.

„Steige! Steige! Und kommt auch über dich die Nacht ... sie findet dich in der Höhe auf stolzem Flug, einsam und frei! Du allein der Starke ... und sie alle unter dir, die Schwachen, nach Würmern grabend wie ein Dachs in der Frühlingsnacht, oder eingesperrt in ihre Höhlen, ein armes Lichtlein nährend, mit dem sie die Nacht verjagen wollen, weil sie zittern vor ihr! Du nicht! Du zitterst nicht! Dein letzter Flügelschlag ist stärker als dein erster war! In dir ist Kraft gewachsen! Steige, steige ..."

Da lösten sich zwei Reiter auf trabenden Rossen aus dem Walde hervor.

Herr Friedrich wurde stumm und erhob sich, den Falken auf der Hand. Dann fing er ein Lachen an, als sollten ihm die beiden, die da geritten kamen, den Frohsinn dieses Tages noch erhöhen. „Gottes Gruß, ihr treuen Herren, ihr getreuesten von all den meinen!" rief

er ihnen zu. „Warum bemüht ihr diese armen Rößlein, die so gerne bei der Krippe liegen? Ist euch die Luft in euren Mauern zu dumpf geworden? Habt ihr Sehnsucht, meine Sonne zu theilen?“

Wernherus verhielt das Pferd. „Es ist ernste Pflicht, die mich den Propst zu Berchtesgaden suchen läßt. Wichtige Botschaft ist gekommen ...“

„Behalte sie für dich! Ich bin ohne Neugier!“ unterbrach ihn Herr Friedrich lachend. „Reite nur wieder heim! Halte Rat mit den Deinen! Thu, was du willst! Ich lasse dir freie Hand ... wie damals, als die Mauer des reichen Erben fiel. Reite, mein treuer Wernherus! Wenn es Nacht geworden, komm ich schon.“

„Herr,“ fiel Linhart Scharsach mit höhnendem Lachen ein, „die Botschaft ist wichtiger, als Ihr denken mögt ...“

„Wichtig? Meinst du? Wichtig für dich? Denn für mich, du redlicher Sohn deines Vaters, für mich gäb's nur eine einzige Botschaft noch, die wichtig ist ... und ich hoffe, da kommt sie!“

Zwei von den Stöberjungen, die Herr Friedrich ausgeschickt hatte, um die verflogenen Enten zu suchen, kamen atemlos durch den Wald gelaufen. „Wir haben sie, Herr, sie liegen fest, auf dem dritten Weiher!“

Lachend hob Herr Friedrich den Falken. „Auf und hin!“ Er eilte zu seinem Pferd. Im Nu war der ganze Troß lebendig, und während der Propst mit dem Kammer-

meister gegen den Weiher ritt, liefen die Falkner hinter den Pferden her, und die Stöberjungen rannten nach zwei Seiten durch den Wald davon.

Mit verdutzten Augen sah Linhart Scharsach zu Wernherus auf. „Hat man so was schon erlebt? Er muß doch wissen, um was es geht! Entweder, der ist ein Narr geworden, oder ..."

„Oder es könnte sein, daß er klüger ist als wir alle."

Der Troß der Falkner war schon im Walde verschwunden, und die Stimmen schwiegen. Diese Stille aber währte nicht lange — der Weiher, auf dem die Enten lagen, war vom Lagerplatze nicht weit entfernt. Nun hatte ihn Herr Friedrich wohl erreicht, denn es erhob sich ein jubelnder Lärm, den der helle Jagdruf des Propstes noch übertönte. Der Schrei des Falken gellte über den Wipfeln, der Lärm der Stimmen entfernte sich, von einem Gehäng des Waldes klang gedämpft noch das Gepolter rollender Steine — nun plötzlich ein wirres Geschrei wie in Schreck und Jammer — dann Stille.

Linhart Scharsach hob sich lauschend im Sattel auf. „Da muß was geschehen sein! Es wird doch nicht meinem Falken ..."

Langsam ritten sie in den Wald hinein. Da kam ihnen auf keuchendem Rosse einer von den Falknern entgegengejagt und kreischte: „Herr Wernher! Gott sei uns gnädig, ein Unglück ist geschehen! Herr Friedrich ..."

„Was ist mit ihm?“ schrie Linhart Scharsach.

„Er ist gestürzt . . . und muß sich groben Schaden gethan haben. Ich soll reiten und den Medikus holen . . .“

„Bleib!“ rief Wernherus dem Falkner zu. „Erst will ich sehen, was geschah. Du wartest auf meinen Befehl.“ Er spornte sein Pferd und ritt dem Weiher zu.

Linhart Scharsach sprengte mit einem Fluch an die Seite des Dekans und zischelte: „Das kommt uns zu übler Stund. Tragen sie ihn heim, als einen Leidenden, und rührt sich das Mitleid in den Chorherren . . .“

„Schweig!“

Als der Wald sich lichtete, sahen sie auf dem Abhang eines steilen, mit Geröll bedeckten Hügels das Pferd des Propstes liegen, schon verendet, denn einer der Knechte hatte dem schwer verletzten Thier den Gnadenstoß gegeben.

Mit erblaßten Gesichtern standen die Falkner und Stöberbuben um Herrn Friedrich her. Sie hatten ihn zum Ufer des Weihers getragen, und der Kammermeister stützte das Haupt des Herren mit seinem Arm.

Wernherus war aus dem Sattel gesprungen, erregt, und schickte mit schweigendem Wink die Falkner und Buben fort, die ihm jammernd entgegenkamen.

„Herr Friedrich . . .?“ Seine Stimme klang unsicher. Doch als er das kalkweiße Gesicht des Propstes sah, dem schon der Tod auf die Stirne geschrieben war,

schien alle Erregung in ihm zu schweigen. Und ruhig fragte er: „Ihr seid gestürzt? Und schwer verletzt? Redet, Herr, was soll geschehen, um Euch zu dienen?"

Der Propst versuchte sich aufzurichten, doch es gelang ihm nicht. Nur die Arme konnte er bewegen — von den Hüften abwärts war sein Körper gelähmt, wie schon gestorben. Der Sturz über das Steingeröll des steilen Hügels hatte ihm das Rückgrat gebrochen.

Seufzend ließ er das Haupt zurückfallen in den Arm des Kammermeisters und blickte zu Wernherus auf. „Die Raben!" Er lächelte matt. „Wüßt ich nicht selber, wie es steht um mich ... ich hätt es dir aus den Augen gelesen. Ohne Scheu, atme nur auf! Der fromme Bruder im Untersberg hat wahr gesprochen ... und du hattest so gar keine Mühe dabei! Der Himmel ist augenscheinlich auf deiner Seite."

„Herr, das ist unchristliche Rede!"

„Ja, da hast du recht. Ich bin ein schlechter Christ! ... Meister, wo ist mein Falk?"

Der Kammermeister hob ihm das Haupt ein wenig höher. „Sie bringen ihn schon."

„Hat er die Ente geschlagen?"

„Ja, Herr!"

„Nur halbes Gefieder ... und so schöner Flug!" Herr Friedrich streckte die Hand. „Ich will ihn sehen."

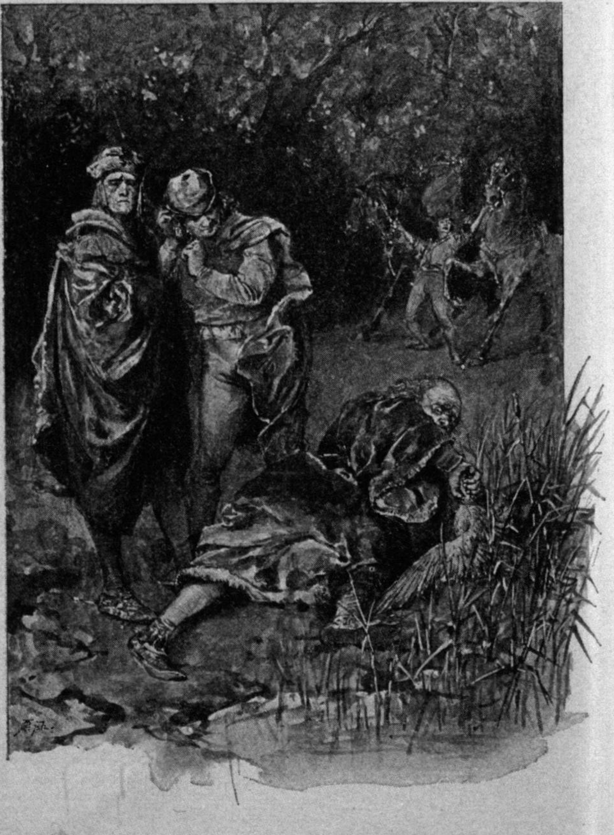
„Denkt nicht an irdische Dinge," sagte Wernherus, „versöhnt Euch mit Eurem Gott!"

„Mit dem meinigen? Der wird mir gnädig sein ... ich hoff es! Wär's der deinige, Wernherus, dann hätt ich ein böses Sterben. Siehst du ... das hab ich vom Immhof gelernt: unterscheiden zwischen Gott und Gott. Den Immhof grüß mir noch ... wenn du nicht wichtigere Dinge zu denken hast. Er wird harte Zeiten sehen unter deiner Hand. Und wenn er klug ist, spielt er euch einen Streich, der euch die Mäuler sauer macht! Aber raub ihm alles, und er wird noch reich sein! Wirf ihn in die Mauer ... und wo er ist, wird Sonne sein! Wie mein Falk, so ist er ... nur halbes Gefieder noch ... und so schöner Flug!" Da brachten sie den verkappten Beizvogel und die Ente, die er geschlagen hatte. „Gieb ihn ..." Herr Friedrich streckte die Arme, „gieb ihn mir! Wie ich gelebt hab, will ich sterben ... mit dem Falken auf meiner Faust ..."

Linhart Scharsach trat dazwischen. „In die Faust eines Sterbenden gehört das Kreuz. Nicht der Beizvogel. Das ist Freud für einen, der noch lebt. Gieb den Falken, Bub! Der soll sitzen auf meiner Faust!"

Ein Zornblick funkelte in den Augen des Sterbenden. Mit gewaltsamer Anstrengung, als möchte das erlöschende Leben noch einmal auflodern in seinem Blute, raffte er sich halb von der Erde, haschte eine Schwinge des Vogels und riß ihn an sich. „Du, Scharsach? Du willst meinen Falken erben? Auf deine Faust gehört die Krähe, die nach Aas geht ... nicht der kaiserliche Falk! Daß er sitzen

müßte auf deiner Hand ... solche Unehr will ich ihm sparen ..." Mit heiserem Lachen krampfte Herr Friedrich die zuckenden Hände um den Hals des Falken.



Sie wollten die That des Sterbenden hindern, doch seine Finger waren wie eiserne Klammern.

„Was mein ist, nehm ich mit . . .“ Er fiel zurück, den erwürgten Falken noch in der Faust, und atmete schwer. „Jetzt greift nach dem Eurigen! Und . . . spart euch die fünf süßen Käse! . . . Wo ich liege mit meinem Falken . . . das gilt mir gleich.“ Immer tiefer fiel ihm das Haupt, und seine brechenden Blicke trafen den Himmel, an dem die drängenden Wolken den letzten Glanz des Abends erstickten. In den Zügen des Sterbenden begann es zu wühlen, als überkäme ihn die Furcht des Todes. Aber da ging ein Lächeln über das fahle Gesicht, und noch einmal bewegten sich die blutleeren Lippen. „Ich bin ein Sünder . . . ein arger Sünder . . . und es giebt einen Gott . . . der wird vergeben . . .“

Seine Arme regten sich nimmer, doch seine Augen blieben offen. Er atmete noch. Wernherus sah mit kaltem Blick auf ihn nieder. Dann wandte er sich wortlos ab und stieg in den Sattel. Linhart Scharsach folgte ihm.

Als sie durch den Wald hinausritten, sagte Wernherus: „Zum erstenmal in seinem Leben war Kraft in ihm.“ Es klang wie Hohn, als er beifügte: „Und du, Linhart, hast den Schaden des Schwächeren.“

Sie trafen den Falkner, der noch immer in Angst und Zittern mit seinem Pferde wartete. „Dem Herren

ist nimmer zu helfen," sprach ihn Wernherus an. „Geh zu den anderen und bete mit ihnen, bis er die Augen schließt. Und wenn es Nacht geworden ... nicht früher, hörst du ... dann schaffet den Toten in das Kloster heim, mit allen Ehren, die seiner Würde gebühren."

Als die beiden Reiter die Straße gewannen, ließen sie ihre Pferde jagen, daß hinter ihnen der Staub in grauem Wirbel aufging.

* * *

Es wollte dämmern. Und früher kam der Abend als sonst; denn die Wolken hatten schon den ganzen Himmel dunkel überzogen, alle Berge in dichte Schleier gehüllt. Noch schwieg der Sturm, kaum ein leiser Windhauch, der die welken Blätter ein wenig zittern machte. Aber wie ängstliches Harren war's in den Lüften.

In dieser beklemmenden Stille schrillten die hastigen Klänge der Kapitelglocke über das Thal hinaus. Von allen Glocken die einzige, die man läuten durfte, denn sie war nicht geweiht. Und der den Strang zog, mußte Unruh in den Händen haben; die Töne der Glocke folgten einander wie stotternde Laute.

Auf den Feldern, auf denen noch die letzte Arbeit des Tages ihren Schweiß vergoß, hoben bei dem entwöhnten Klang die hörigen Bauern lauschend die geschorenen Köpfe und fragten sich: Warum läuten sie?

Vor einer Hütte, nahe bei der Wolfsreut, saß ein Greis mit seinem spielenden Enkelkinde, das sich aus welken Blättern ein Häuschen baute. Verwundert blickte das kleine Dirnlein auf und fragte den Großvater: „Ähnli? Thun sie dem Kaiser läuten . . . weil er aufsteigt aus dem Berg?“

Der Alte zog das Dirnlein in seine Arme. „Ich mein', der harret noch ein Weil! Wir Alten, weißt, wir erleben's nimmer! Aber du, Kindl, du wirst ihn sehen, gieb acht! Thu dich nur gedulden! Und fallt eine Not über dich, so denk nur allweil: er kommt, er kommt, und ich erleb's noch!“

Mit großen Augen blickte das Kind hinüber zum Untersberg, der wie ein grauer Riese in der Dämmerung lag.

Nach einer Weile sagte das Dirnlein: „Schau, Ähnli, der Jäger beim Kreuz sell drüben, der sitzet noch allweil! Gelt, der harret auch auf den Kaiser?“

„Auf dem muß Not liegen, ja, weil er gar so träumig ist. Kannst recht haben, Kindl: der harret auch!“

Es war zu weit hinüber, als daß der Einsame, der schon seit Stunden und Stunden auf der Wolfsreut saß,

diese Worte hätte hören können. Und dennoch blickte er auf wie einer, der eine rufende Stimme vernahm. War es die Glocke, die ihn lauschen machte, und die ihn rief? Denn jetzt erhob er sich. Doch es ließ ihn nicht von der Stelle. Noch lange stand er, bald das Kreuz betrachtend, bald wieder die Erde zu seinen Füßen. Da waren kleine Stellen, auf denen das Gras noch nicht vergilben wollte und üppiger stand als auf dem übrigen Steingrund.

„Ist hier das Blut der Alheid geflossen? Hat alles Opfer des Lebens, all das heiße Blut, das die Liebe aus geöffnetem Herzen strömen läßt, keine andere Kraft und Wirkung, als daß es die Erde düngt zu fetterem Wuchs?"

Schwer atmend preßte Irimbert die Hände über seine brennenden Augen. Dann wandte er sich und stieg über den Hügel hinunter, langsam, immer wieder den Schritt verhaltend, als wüßte er nicht, welchen Weg er gehen, welches Ziel er suchen sollte.

Nahm all sein Wünschen und Träumen für Juttas Glück, nahm alle ‚Blüte seines Lebens' nicht ein Ende wie das Heilwerk des Josephus? Waren die Gedanken seiner schreienden Qual nicht hinter seinem ratlos taumelnden Herzen her, wie die Fäuste und Steinwürfe der Sennen hinter dem fliehenden Juden? Schrie der gleiche Vorwurf nicht auch hinter *ihm*: „Du hast sie betrogen um ihr Glück und um das Licht, hast ihre Augen zer-

stört, statt sie zu heilen, hast den Brunnen ihres Lebens vergiftet!" Aber war dieser Vorwurf, den er im Irrsinn seines Herzens wider sich erhob, nicht ebenso ungerecht, wie der sinnlose Vorwurf gegen diesen Mann, der das Beste seiner Kunst gegeben, ein Wunder gethan, und doch mit seinem Können gescheitert war — er wußte nicht an was — an dem Zufall, der ein schmuckes Knabengesicht in die Stube führte? An dem unbedachten Wort einer Magd? An der Ungeduld und Sehnsucht eines liebenden Weibes? An dem Verlangen des menschlichen Herzens, auch schön zu sehen, was ihm theuer ist?

Bei aller Marter, die ihn erfüllte, durfte er sich sagen: ich bin ohne Schuld! Nicht die Kraft und der Wille seiner Liebe war irr gegangen — er war nur gescheitert auf den rinnenden Wassern des Lebens, über deren Lauf kein Menschenwille Macht besitzt.

Doch wenn ihm in der Seele die Frage schrie: Was jetzt? Wo ist noch ein Trost für diese neue Nacht, die noch tiefer dunkelt, seit sie ein verheißendes Licht gesehen? ... dann blieb es zur Antwort in seinem Denken so bitter stumm, wie Josephus geblieben, den er nah bei der Wolfsreut an einer Quelle gefunden, wie er sich das Blut vom Gesichte wusch.

Schweigend, mit furchtsamen Blicken den Wald durchspähend, hatte sich der Jude erhoben und hatte am Riemen sein Maulthier mit sich fortgezogen, welches von den

Steinwürfen der Sennen so übel zugerichtet war, daß es den Reiter nicht mehr tragen konnte.

Dieses Bild hatte Irimbert in all den ratlos sinnenden Stunden, die er unter dem Kreuz der Wolfsreut verbrachte, immer und immer wieder gesehen — jetzt ging es mit ihm durch die trübe Dämmerung und wurde für ihn zu einem Gleichnis seines eigenen, mißhandelten Lebens.

„Josephus . . . und ich . . . und das Glück, das ich schaffen wollte!“

Mit verstörten Augen blickte er auf, als er vor dem Thor des Klosters stand.

Es dunkelte schon. Die Brücke war niedergelassen, als hätte sie auf einen gewartet, welcher kommen sollte. Auch das Innenthor war geöffnet, die beiden Höfe von den Feuern der Pechpfannen rot erleuchtet. Fronboten und Reisige standen unter erregtem Geflüster in Gruppen beisammen, aus der Falknerstube hörte man Geschrei, als bekäme einer die Rute zu kosten, unter der Säulenhalle des Innenhofes klang das Stimmengewirr der Brüder, und aus allem Lärm heraus noch die Stimme des Medardus. Ein Windstoß fegte über die Dächer, die Pfannenfeuer zuckten auf und nieder, und das gab über allen Mauern einen ruhelos gaukelnden Kampf zwischen Dunkel und Helle.

Irimbert durchschritt die beiden Höfe, ohne zu sehen,

ohne zu hören. Nur immer die ratlose Frage in ihm: Was jetzt? Und vor seinem Blick nur immer das weiße Gesichtlein mit der schwarzen Binde. Unheilbare Nacht auf ihren Augen, und in diesem Dunkel ihre wachende Sehnsucht, ihre dürstende Liebe! Und nun soll sie einsam bleiben, den Trost seiner Stimme nicht mehr hören, nicht mehr den Druck seiner Hände fühlen und sagen können: „Du bist bei mir . . . mehr will ich nicht!"

Drei Tage noch bis zum Festtag aller Heiligen — und der nutzlos geschlossene ‚Handel' war zu Ende, seine Freiheit verfallen. Und daß er von jenen, die er mit der Geißel seiner Wahrheit gepeinigt hatte bis auf's Blut, keine Schonung erwarten durfte, das wußte er. Doch was kümmerte ihn das eigene Schicksal! Nur die Ruhe, nur das Glück der Geliebten! Anderes wollte er nicht. Wo aber blühte dieses Glück? Auf welchem Weg noch war es zu finden? Ihre sehende Stunde war Irrtum und Angst, ihre Blindheit wird Sehnsucht und einsames Elend sein! Wenn nicht das Licht, wenn nicht die Nacht — was dann ist Glück für sie?

Wenn es ihm gelänge, seine Freiheit zu erzwingen? Neben ihr Leben das seine zu stellen, als Trost in ihrer Nacht? Aber seine Hände waren leer. Kein Preis mehr, den er dem Händler hätte bieten können!

Wie sie lachen würden, wenn er käme: „Erfüllt mir eine Bitte! Der Handel, den ich schloß, war unklug.

Zerreißt das Pergament, und wir wollen neuen Handel schließen. Nehmt das Erbgut meines Bruders ... aber seid barmherzig: gebt mir meine Freiheit, mein Leben, ich brauche sie für das Glück einer Blinden!“

Hörte er ihr Lachen, ihren höhnenden Jubel nur in Gedanken?

Wie ein Erwachender blickte er um sich her und sah die Mauern des Korridors, durch dessen Fenster die Pfannenfeuer des Hofes leuchteten — und sah die Thüre des Kapitelsaales — und hörte im Saal die jubelnden Stimmen. War gute Botschaft für das Stift gekommen? Vielleicht die Nachricht eines neuen Todes, der sie erben machte? Da fand er sie ja in guter Laune? Er lachte heiser auf und schritt zur Thüre des Kapitelsaales. Wie ein zitterndes Flämmlein war die Hoffnung in ihm. Doch es war die einzige, die er hatte — er mußte sie versuchen. Und Herr Friedrich, das wußte er, der würde ihm Hilfe sein. Vielleicht auch Pütrich und Saaleck, und der bucklige Isengrim?

Vor der Thüre des Kapitelsaales legte er die Armbrust fort. Schon wollte er auch das Wehrgehäng mit dem Messer von der Hüfte lösen. Da zuckte ihm ein Gedanke durch die Sinne, geboren aus aller Verzweiflung seiner Seele. Bleich, mit brennenden Augen richtete er sich auf. Seine Hand, die den Griff des Messers umfaßte, war die denn leer? Hatte er nicht sein Leben noch zu verkaufen?

Er schlug den Mantel um das Wehrgehäng und trat in den Saal.

Da schwieg der Lärm aller Stimmen plötzlich. In diese Stille hinein rief Pabo der Kaplan: „Ecce Lucifer! Gebet acht, ihr Herren, jetzt kommt Licht in unsere Nacht!" Andere Stimmen schrieen es nach: „Luzifer! Pater Luzifer!" Und Linhart Scharsach rief: „So auf den Augenblick ist nie noch ein Wolf gekommen, von dem man geredet hat!" Ein Gelächter erhob sich, daß die Wände hallten.

Wie betäubt, mit irrenden Augen blickte Irimbert in den Saal. Unter dem Gelächter und Tumult der anderen sah er Pütrich und Saaleck still und bleich auf ihren Stühlen sitzen; über den Marmorstufen, auf dem Sessel des Propstes, saß Wernherus im gezobelten Mantel und mit dem Scharlachhut, die Flamme des gesättigten Stolzes in den Augen; und während das Gelächter noch immer wuchs, kam der bucklige Isengrim, wie der lustige Hofnarr eines neuen Herren, mit höhnenden Worten auf Immhof zugetänzelt; doch als er vor ihm stand, da leuchtete dem Krüppel ein Blick des Erbarmens aus dem grinsenden Gesicht, und er zischelte: „Kehr um! Leg alle Weisheit in deine Beine! Du bist verloren!"

Irimbert stand, als wären ihm alle Glieder zu Stein geworden. Seine Augen sahen das Unbegreifliche:

Wernherus im Fürstenkleid des Propstes — und wie dumpfes Sausen war es in seinen Ohren, was das Geschrei der anderen ihm zu verstehen gab: Herr Friedrich tot! Seine Augen umflorten sich, und langsam, als begänne der Bann seiner Glieder sich zu lösen, strich er mit der zitternden Hand über seine Stirne. Da sah er wieder die höhnenden Gebärden des Buckligen und hörte sein Gezischel: „Rette dich, Immhof! Und das Dirnlein, das dir lieb ist! Sie klagen wider dich und ..."

Mit grober Faust hatte Linhart Scharsach den Buckligen zurückgestoßen. „Was hast du mit ihm zu flüstern?"

Lachend, mit drolliger Gebärde, verneigte sich der Krüppel. „Habt ihr nicht alle geschrieen: Luzifer? Soll ich allein das Recht nicht haben, mich vor dem Licht zu neigen? Licht ist ein göttlich Ding, auch wenn es der Teufel bringt."

Neues Gelächter erhob sich; auch Linhart Scharsach lachte mit. „Was für ein Licht denn meinst du? Das süße Licht, das er über die Dirn im Gotteslehen gebracht hat? Oder das Licht, das ihm heut noch aufgehen soll?"

Die Hand unter dem Mantel bergend, streckte sich Immhof, als hätte sich in seinem Körper jede Sehne gespannt. Sein Gesicht war so weiß wie Kalk, seine Augen groß und starr geöffnet. Ein Blick über den Saal hin und über die lachenden Gesichter, ein Blick zur Thüre.

Doch zwischen ihm und der Thüre standen der Eschelberger und Linhart Scharsach, der ihm zurief: „Was schaust du nach der Thür? Schau dort hin, wo dein Herr ist! Die Geister im Untersberg haben wahr geredet: ein neuer Herr ist gekommen, stark und gerecht! Und wie gerecht er ist, das sollst du merken. Was stehst du noch allweil? Beuge das Knie vor deinem Herren!"

Propst Wernherus erhob sich. „Schweige, Linhart!" Sein Gesicht war ruhig. „Den Chorherren Irimbert von Immhof soll keiner von euch zwingen, das Knie zu beugen vor mir, der ich sein Herr geworden. Er gab uns das Erbe seines Bruders, wir haben ihm Freiheit des Wortes zugesichert, Freiheit seiner Wege und Freiheit in allem Thun. Das soll redlicher Handel bleiben."

Schweigend trat Irimbert in die freie Gasse zwischen den Stühlen der Chorherren. Bei der hölzernen Schranke, die den Raum des Saales theilte, blieb er stehen, die Augen auf den Propst gerichtet.

„Komm näher, Immhof! Ohne Sorge! In aller Freiheit wollen wir reden mit einander."

„Ohne Sorge bin ich. Und Eure Stimme ist klar. Ich höre sie."

„So frag ich dich ... willst du mir aus freiem Willen huldigen als deinem Fürsten?"

„Aus freiem Willen? Nein!"

Schreiend hoben sie alle die Fäuste gegen ihn. Wernherus lächelte; seine Züge waren unbewegt, wie Stein; nur seine Stimme hatte sich verändert. „Thue, was du willst! Du bist ein freier Mann ... drei Tage noch. Aber ich höre zu meiner Sorge, daß du Wege gehst, die steil und gefährlich sind. Dein Leben ist ein kostbares Gut für uns ... und ich fürchte, daß dir geschehen könnte, was wir ein Unglück nennen würden. So hab ich allen Grund, dein theures Leben zu schützen. Und ich hoffe, du wirst mir diese Sorge danken?"

„Gewiß, Herr Wernher, ich danke Euch!" erwiderte Immhof, jedes Wort wie klingender Stahl.

„Das ist klug von dir! ... Linhart Scharsach!"

„Herr?"

„Du sollst mir dieses kostbare Leben hüten und sollst mir bürgen dafür, daß Irimbert von Immhof am Festtag aller Heiligen lebend in unserer Mitte steht. Ich gebe dir sechs gewaffnete Knechte zu deiner Hilfe. Doch vergiß nicht: er ist ein freier Mann. Störe ihm nicht die Freiheit seines Wortes, nicht die Freiheit seiner Wege. Aber begleite ihn auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht. Wo er ruht, da ruhst du, wo er geht, da gehst du! Und um deinem Schützling und dir die steilen und gefährlichen Wege zu sparen ... Heinrich von Eschelberg!"

„Was soll ich, Herr?"

„Nimm alle Schützen und Fronboten! Hinauf ins

Gottesleben! Noch in dieser Nacht! Aber störe dem redlichen Mann dort oben nicht die Freiheit seines Besitzes, hörst du! Wir sind nicht seine Richter. Ihn richtet nur der kaiserliche Vitztum. Aber seine Tochter ist dem Gericht der Kirche verfallen. Gegen diese Dirne ist Klage erhoben, daß sie einen Chorherren seines Eides vergessen machte, daß sie Zauber mit einem Juden treibt, um durch höllische Künste das Licht ihrer blinden Augen zu erlangen."

Irimbert taumelte, wie von einem Faustschlag ins Gesicht getroffen.

„Das erregt dich, Immhof?" fragte Wernherus lächelnd. „Was geschieht, das alles ist nur Sorge für dich. Die Waffen Gottes sind stumpf in dir ... ich fürchte, du könntest so bösem Zauber noch völlig erliegen ... fürchte, daß er dich verlocken könnte, mit dieser Dirn an eine Reise zu denken, die uns vor dem Festtag aller Heiligen nicht willkommen wäre! Aber du hast ja die Freiheit deines Wortes! Sprich! Was willst du erwidern?"

„Daß Ihr besudelt, was rein ist und heilig!" brach es mit keuchendem Schrei von Immhofs Lippen. „Daß Ihr die Niedrigkeit noch überbietet, die ich Euch zugetraut. Daß ich den Eid zerbreche, den ich Euch geschworen!" Er riß das Messer unter dem Mantel hervor. „Und daß mich Linhart Scharfach nicht hindern

soll, meinen freien Weg zu gehen und vor Euch zu schützen, was ich liebe!"

Sich wendend, stieß er die hölzerne Schranke vor sich auf.

Tobender Lärm erhob sich im Saal. Schreiend und mit gestreckten Fäusten waren Scharsach, der Eschelberger, die beiden Kapläne und Ulrich von Thurn hinter dem Fliehenden her. Schon hatte Immhof die zu den Gärten führende Treppe gewonnen, als Linhart Scharsach ihn erreichte und am Mantel faßte. Da schlug ihm Irimbert den Knauf des Messers ins Gesicht, und der Taumelnde versperrte den anderen auf der Treppe den Weg. Immhof gewann die Thüre, stieß den Riegel auf und schrie einen jubelnden Laut in die Nacht hinaus — sie war das Licht für ihn, die Freiheit!

Dort, bei der Mauer, wo er so viele Stunden in Sehnsucht hingesonnen, wußte er eine Stelle, an welcher der Rasen bis hoch herauf an die Felsen reichte. Er hörte die schreienden Stimmen schon hinter sich im Garten, und ohne Besinnen wagte er den Sprung in die Tiefe. Die Wucht des Sturzes schleuderte ihn eine Strecke über den steilen Hügel hinunter. Er raffte sich auf, und wieder ein Schrei des Jubels, als er fühlte, daß ihm alle Glieder gehorchten. Und jetzt ein Jagen, ohne Rast, die Wiesen hinunter, über die Brücke im Thal und durch den Wald hinauf, bis er die Wolfsrent erreichte. Da hielt er inne,

an das Kreuz geklammert, um Atem zu schöpfen und zu lauschen. Im Thal und auf der Straße noch alles still. Nur der wehende Sturm und das Rauschen der Ache. Und drüben über dem Thal die leuchtenden Fenster des Stiftes — Licht, das so friedlich schimmerte in der Finsternis!

Er jagte weiter, den steilen Weg hinauf, weiter



und weiter, atemlos, und rastete nur, wenn ihm vor Erschöpfung die Glieder versagen wollten.

Nicht weit vom Haus des Jägers saß am Wegrain ein schluchzender Mensch, dessen buntes Falknergewand auch im Dunkel der Nacht noch farbigen Schimmer hatte. Der erschrak, als er den Fliehenden heraufkeuchen hörte über den Weg, und rief mit einer von Thränen erwürgten Stimme: „Was ist denn? Wer bist?“

Doch Immhof hörte nicht; vor Erschöpfung waren ihm alle Sinne wie erloschen. Er eilte vorüber, weiter und weiter; doch seine Kräfte begannen schon zu schwinden. Immer häufiger mußte er rasten, und als er die Wiesen vor dem Gotteslehen erreichte, war sein Lauf nur noch ein Taumeln mit brechenden Gliedern. Der tobende Sturm, der über die Halden fegte, erstickte seinen Atem und schleuderte den Entkräfteten zu Boden. Stöhnend raffte er sich wieder auf und schrie — und schrie —

Im Gotteslehen schliefen sie nicht — nur Jutta schlummerte — alle anderen wachten. Und sie hörten im rauschenden Sturm den Schrei von den Wiesen her.

„Ein Mensch in Not?“ Greimold riß ein brennendes Scheit aus dem Herdfeuer. „Leut, da müssen wir helfen!“

Sie rannten hinaus, sie ließen die Brücke nieder — und da taumelte Irimbert dem Gotteslechner in die Arme. „Das Thor ... schließet das Thor . . . die Mauer . . . sie kommen . . .“ rang es sich noch mit heiseren Lauten

aus seiner Kehle. Dann glitt er bewußtlos an der Brust des Bauern nieder.

Zu Tod erschrocken hob ihn Greimold auf seine Arme. „Steinhauser! ... Wahr mir das Thor und die Mauer! Feuer zum Hag! Das Eisen in jede Faust! ... Ich trag den Buben in die Stub ...“

Ein Rennen und Hasten begann, zwischen Hag und Mauer, zwischen Haus und Ställen — und dabei doch kaum ein Laut, der das Brausen des Sturmes übertönte und den ruhigen Schlummer hätte stören können, der auf Juttas geblendeten Augen lag. Nur manchmal ein leises Klirren, wie von Eisen, manchmal ein Gepolter auf den kleinen Holzstiegen, die zu den Wehrgängen der Mauer führten.

Auf dem Thürmlein beim Hagthor, unter dem Wächterdache, brannte schon das Pechfeuer, als im Sturm die ersten Tropfen fielen. Und jetzt ein Regen wie ein stürzender See.

Da hörten sie vor dem Hagthor eine schreiende Stimme. Der Altsenn wollte den Hauswirt holen, aber die Helgard stammelte: „Das ist ja der Reini! So lasset um Christi Lieb doch den armen Buben ein! Er muß ja versaufen im Regen da draußen!“ Und bevor es die Männer noch hindern konnten, hatte sie schon den Riegel der Kettenwinde zurückgestoßen und ließ die Brücke fallen.

Mit triefenden Kleidern kam Reinold durch das Thor

gesprungen und duckte sich gleich in den Schutz des Wächterdaches. Während der Steinhauser, über die Eigenmächtigkeit der Dirne scheltend, die Brücke wieder aufzog, fielen die Jungsennen mit erregten Fragen über ihn her: was denn wäre, ob denn das Kloster den Hader wieder anhöbe gegen das Gotteslehen? Aber Reinold wußte nur, daß er im Block gelegen, daß ihm der Rücken blutete von den Streichen der Rute, daß sie ihn zum Klosterthor hinausgestoßen hatten — und das sagte er ihnen nicht. Aber als ihn der Altsenn einmal bei der Schulter faßte, stöhnte er vor Schmerz. Der Helgard schossen die Thränen in die Augen, und erschrocken griff sie nach der Hand des Buben, als hätte sie gefühlt: dem ist Hartes geschehen!

Er riß sich los und wollte ins Haus, doch zögernd stand er wieder. Die Erregung der anderen hatte ihn ängstlich gemacht — ratlos sah er in alle die Gesichter und schien nicht zu wissen, was er beginnen sollte — da faßte die Helgard wieder seine Hand und riß ihn mit sich fort, am Haus vorüber. Und als sie in der dunklen Tenne standen, begann die Magd ein Schluchzen, als ob sie von Sinnen wäre. Erschrocken hörte er und verstand: ein Unglück ist geschehen, und das hat e r verschuldet, und der Jud ist fort, und das Hauskind ist blind für alle Zeiten, und der andere ist bei ihr! Wie ein Stein, der aus den Lüften fällt und ein Haus zertrümmert, so

schlug diese Botschaft in alle rosige Hoffnung seines Lebens ein. Nur die blutigen Striemen auf seinem Rücken, die waren alles, was er hatte davon! Er brach in Thränen aus wie ein Kind und warf sich über die Hafergarben. „Alles kommt über mich . . . alles Unglück im Leben . . . über mich kommt alles!“

„O Jesu mein! O du armer, lieber Bub! Ja was ist denn? Was hast denn?“ Sie hängte sich an ihn, weinte mit ihm eine Weile, suchte ihn zu beruhigen, streichelte ihm das nasse Haar und küßte ihm die Hände, den Hals, die Wange.

Er hatte nicht die Kraft, diese heißen Arme von sich abzuwehren. Bei dem Schmerz, der auf seinem Rücken brannte, that ihm diese verschwenderische Zärtlichkeit so wohl — und er ließ sich trösten. Es war ja so finster in der Tenne; da sah er die ‚Rosmucken‘ nicht — da fühlte er nur die Wärme eines Körpers, der sich zitternd an den seinen drängte. Und Klosterdienst und Erbgut, Mutter und buntes Kleid, das alles versank für ihn im Trost des Augenblicks, unter den glühenden Küssen der verliebten Magd. —

Mit rauschenden Strömen ging der Regen über die Dächer nieder, in der Hofreut schwamm das Wasser, und der Widerschein der Pechfeuer glitzerte wie laufende Glut in dem Wellengeriesel, das der kalte Sturmwind über die Regenlachen jagte.

Beim Hagthor hielt der Altsenn die Wache. Der Steinhauser, die Junghirten und Ruglind schafften bei der Mauer und in den Wehrgängen. Keines fragte: Was soll geschehen? Im Winter hatten sie für den Fall einer ernsten Stunde alles abgeredet, und so thaten sie es jetzt. Nur wenn der Regen sie durchnäßt hatte bis auf die Haut, dann ließen sie die Arbeit eine Weile ruhen und stellten sich unter Dach ans Feuer, um ihre Kleider wieder zu trocknen.

Es war schon die halbe Nacht vorüber, als der Steinhauser an ein Fenster der Herdstube pochte.

„Hauswirt!“

Greimold kam aus der Stube. „Was bringst?“

„Wo die Weg heraufsteigen aus dem Wald, da gehen Feuer auf.“

Schweigend ging der Bauer zum Hagthor und stieg auf das hölzerne Thürmlein. Rings um den Hag her, sah er am Waldsaum vier lodernde Feuer durch die Schleier des Regens leuchten. Lange blickte er wortlos auf den trüben Schein hinaus. Dann sagte er ruhig: „Die Nacht ist naß und kalt, sie wärmen sich halt die Händ.“

Er stieg hinunter. Als er am Pechfeuer vorübergiung, sah ihm der Steinhauser ins Gesicht und erschrak. Greimolds Züge waren verändert, wie um Jahre gealtert, Stirn und Wangen so grau wie Asche.

„Bauer?“

„Komm!“

Sie gingen zum Haus. Bei der Thüre legte Greimold dem Steinhauser die Hand auf die Schulter. „Jetzt bleibst mir bei der Thür da, gelt? Ich mein', wir haben noch Ruh bis zum Morgen . . . sonst thäten sie nicht im Wald die Feuer zünden. Und wenn der Morgen da ist, will ich mein Kindl sicher wissen . . . droben in der heimlichen Stub.“

„Meinst denn, es wird so ernst?“

„Ernster, als wie dir denken kannst! Drum bleib jetzt bei der Thür . . . und laß mir von den Heimleuten keins in die Stub, bis ich wiederkomm.“

Der Steinhauser schien zu verstehen, was diese Worte bedeuteten — und nickte.

Als Greimold in die Stube trat, die der Schein des Herdfeuers trüb erleuchtete, stand Irimbert bei der Kammerthüre, wie auf den Atem der Schlummernden lauschend. Sein Gesicht war bleich, aus seinen Zügen sprach noch die Erschöpfung, doch seine Augen hatten Leben und heißen Glanz.

Der Gotteslechner streckte ihm die Hände hin. „Bub, jetzt bring ich die Antwort auf deinen Fürschlag. Hast recht: für mein Kindl ist im Lehen kein Bleiben mehr. Was deine Lieb ihm bieten will, das nehm ich an. Und daß du ihr eine liebe Heimat schaffen wirst, das

weiß ich. Und ob's auf der Immenburg oder sonstwo ist auf der Welt . . . ihr Heimat, ihr Glück und Ruh, wird allweil sein, wo du bist! Festere Heimat kann ich meinem Kind nicht schaffen! Denn auf dich, Bub, ist Verlaß . . . für Leben und Sterben."

„Ja, Greimold!" Irimberts Stimme schien eine andere geworden; aber sie hatte klaren und festen Klang. „Tiefe Wasser sind verlaufen und hohe Berge sind gefallen. Mein Leben ist frei . . . es soll deinem Kind gehören. Und ich schwör es dir: ich will dem Glück deines Kindes eine Heimat schaffen, ruhig, schön und unverlierbar!"

Mit forschendem Blick sah der Bauer in dieses bleiche Gesicht, in diese heißen und doch so ruhigen Augen. „Bub? . . . Es ist was an dir . . . das geht mir ins Herz . . . ich weiß nicht wie! Aber du bist du . . . ich kann meinem Kindl besseres nicht geben, als deine Lieb ihm giebt! . . . Und die Zeit ist eilig. Ihr zwei müßt fort, noch heut in der Nacht . . ."

„Und du?"

„Ich geh mit euch, denn ich muß euch führen. Von meiner Kammer geht ein heimlicher Weg bis über den Wald hinauf . . . den hat mein Ahnl gegraben für die Stund der Not, die er kommen hat sehen . . . nur der Steinhauser und ich, sonst kennt ihn keins von den Heimleuten. Und droben bei den Alben ist in der Felswand

ein heimliches Stübl mit Lager und Herd. Da könnt ihr rasten bis zum Abend. Von der Wand aus geht ebener Weg bis zur Klostergrenz und zum Paß, und über offene Alben geht's hinunter ins Halleiner Thal. Bis sell hinauf, da führ ich euch . . . und kehr wieder um . . ."

Irimbert schwieg, und dennoch sagte der Bauer: „Bub, da darfst mich nicht irr machen. Mein Kindl ist sicher bei dir . . . ich muß auch für meine Heimleut sorgen, muß ihnen Brot und Leben sicher stellen. Und ich denk, das Kloster wird lieber guten Handel schließen, eh wir ihm von seinen Knechten die Halbscheid erschlagen. Geht alles, wie ich denk, so sind meine Leut versorgt, und dir und meinem Kindl hab ich freien Weg geschaffen . . ."

„Das ist Hoffnung, die dich betrügen wird!"

„Nein, Bub, red mir's nicht aus! Ich mein' bis zum Abend bin ich droben bei euch! Und herunten ist alles gut." Dem Bauer wollte die Stimme nicht gehorchen. „Jetzt komm . . . ich weck das Kindl. Und derweil du redest mit ihm, will ich alles richten zur Fahrt, daß ihr Zehrung habt und was nötig ist."

Er drückte Irimberts Hände, sah ihm in die Augen und versuchte zu lächeln. Dann ging er mit raschen Schritten in die Kammer.

„Kindl! . . . Wach auf!"

„Vater . . ." klang ein schlaftrunkenes Stimmlein.

„Du? ... Jetzt hätt ich schier gemeint, es thät mich ein anderer wecken! ... Gelt, es ist Tag?"

„Ja, Kindl, heller Tag!"

„Und der Irmi?"

„Freilich, der ist da!"

Die weiße Zenta kam aus der Kammer. Beim Feuer sitzend, streichelte Irimbert der Hündin die Stirne; das that er wie unbewußt, während er auf die Stimmen in der Kammer lauschte und vor sich hin ins Leere blickte, träumenden Glanz in den Augen.

Nun trat sie über die Schwelle, mit der schwarzen Binde um das weiße, lächelnde Gesichtlein, im Arm des Vaters, der sein Kind an die Brust gedrückt hielt, als gält es einen Abschied auf lange, lange Zeit.

„Irmi ..."

Er faßte ihre suchenden Hände. Sprechen konnte er nicht, doch wie er ihre Hände hielt, wie sein leuchtender Blick auf ihr ruhte, das redete stumm: Ich bin bei dir! Ich halte und habe dich! Jetzt bin ich dein für Tod und Leben ... und das ist Glück, das ich nicht sagen kann mit Worten.

Als er sie zum Sessel führte, fragte sie: „Ist der Josephus da?"

„Noch nicht ..."

„Ich möcht ihm sagen, daß meine Augen schon ein lützel besser sind. Ja, du, allweil hab ich einen lichten

Schein ... auch durch das Tüchl noch ... das muß der liebe Tag sein, da draußen! Gelt?"

„... Unser Tag! Und Licht, das nimmer erlöschen wird!"

„So ist das Licht, wie du bist! Denn ich seh dich allweil!" Lächelnd zog sie seine Hand an ihre Brust und plauderte ganz leise vor sich hin. „Allweil seh ich einen roten und blauen Schein, und zumittelst drin, da seh ich dich ... und völlig anderst, als ich dich sonst gesehen hab, in meiner blinden Zeit ... viel größer bist du ... und dein Jägerkleid ist dunkel wie ein Baum im Wald ... und so dunkel ist dein Gesichtl auch ... aber dein langes Haar ist um dich her, und das ist wie ein einziger Glanz, den ich schier nicht schauen kann ... und deine Augen, die sind wie ein schönes Feuer, und die schauen mich an, daß ich mein', es fallen mir zwei große Sonnen ins Herz hinein."



Er atmete auf wie ein Erlöser, von dem eine drückende Kette fällt. „So siehst du mich?"

„Und gelt, so bist du?"

„Ja. So bin ich. Wie gut du sehen kannst! Du brauchst den Josephus nimmer.“

Er löste die Binde von ihren Augen.

„Und gelt, jetzt darf ich auch bald hinaus ... und den Tag schauen und alles, was schön ist?“

„Heute noch, Juttula! In dieser Stunde noch!“

„Und du ... du führst mich, gelt?“

„Ich führe dich, immer und immer! Und das soll weiter Weg sein, den wir heute noch gehen, in Tag und Sonne, über die Wiesen und durch den Wald, bis zu den Alben hinauf ...“

„Irmi!“

„Weißt du noch, Juttula ... damals, als wir zum erstenmal bei der Ulme saßen ... was du mir damals von den Alben sagtest, weißt du das noch?“

Sie nickte, und Freude leuchtete in ihren Augen, die ohne Schleier waren, so hell und klar wie die Augen sehender Menschen. „Sell hinauf, wo so viel Blumen sind, da möcht ich hinauf! Nur ein einzigsmal! ... Gelt, ja? Das meinst? Und die Alben, die soll ich sehen?“

„Noch heute!“

„Und du führst mich?“

„Ja.“

Sie erhob sich, als wäre in ihr eine freudige Sehnsucht, die sich nimmer geduldet wollte.

„Irmi ... komm ...“

Der Gotteslechner, der die Stube verlassen hatte, kam zurück, hinter den Schultern eine Kraxe, die mit allerlei Vorrat, mit Kleidungsstücken und Lodenzeug beladen war. Er sperrte die weiße Zenta in Juttas Kammer, brannte am Herdfeuer eine Pechfackel an und ging den beiden voraus. —

Der Steinhauser, der draußen vor der Thüre auf der Hausbank saß, gewahrte den Fackelschein, der aus dem Flur hinausfiel über die dunkle Hofreut. Er hörte noch das Hauskind mit lachendem Stimmlein schwatzen: „Thätst du nicht sagen, das ist der Weg zu den Alben, schau, ich thät völlig glauben, wir sind in meines Vaters Stub!" ... er hörte die Stimme des Jägers: „Da geht es ein lützel steil hinunter, komm, ich will dich tragen!" ... und dann vernahm er ein dumpfes Geräusch, wie den Fall einer schweren Kellerthüre.

Jetzt war es still im Haus. Aber das währte nicht lang; denn in Juttas Kammer begann die weiße Zenta zu winseln und zu bellen.

Der Steinhauser saß und wartete, Stunde um Stunde.

Der Regen wurde schwächer, ein eisiger Wind fuhr über die Berge her, und in das stäubende Geriesel mischten sich wehende Flocken, die zerschmolzen, wenn sie die Erde berührten.

Als der Morgen kalt und grau zu dämmern anfing, sah man, daß auf den Bergen dichter Schnee ge-

fallen war, bis über die Almen herunter. Und es stöberte noch immer um alle die hohen Wände.

Der Tag begann. Da leuchtete im Hausflur das Licht der Fackel auf.

Greimold, bis an die Kniee mit gefrorenem Schnee behangen, trat aus der Thür und löschte den Pechbrand in einer Regenlache.

„Sind sie gut hinaufgekommen?" fragte der Steinhauser.

Der Bauer nickte und ließ sich mit schwerem Seufzer auf die Hausbank fallen.

Scheu sah ihm der andere ins Gesicht. „Die Nacht heut, die hat dich älter gemacht."

Der Bauer nickte.

„Ist denn die Sorg in dir so schiech?"

Der Bauer nickte.

„Aber geh! So red doch ein Wörtl! Dein Schweigen allweil, das rührt einen an wie Eis."

Der Gotteslechner hob das Gesicht und faßte die Hand des Nachbarn. „Steinhauser . . . es ist was in mir . . . und das schreit: ich seh mein Kindl nimmer."

Da schoß die Helgard an den beiden vorbei und huschte mit abgewandtem Gesicht ins Haus. Gleich darauf kam die weiße Zenta aus dem Flur gesprungen und jagte mit suchender Nase über die Hofreut, durch das Mauerthor und zur Ulme hinüber. Und im Haus die Stimme

der Magd: „Bauer, Bauer . . .“ Sie kam unter die Thüre, halb erschrocken und halb verlegen. „Wo ist denn das Hauskind?“

„Wo das Glück ist!“ sagte der Bauer leis. Dann sah er zur Helgard auf: „Geh nur! Und koch den Heimleuten ein Mahl, ein festes, mit dem sie auslangen den ganzen Tag.“ Eine Weile saß er schweigend. Und jetzt erhob er sich. „Steinhauser, das Leben ist hart! Hast es ja selm verspürt. Aber man muß sich halt doch drum wehren bis auf den letzten Streich. Ich will's versuchen, ob ich meinen Heimleuten noch freien Weg schaff . . . und mir einen, der zu meinem Kindl geht.“

Von den Wiesen, die vor dem Hagthor lagen, hörte man den Klang eines Hornes.

„Blast nur, ja! Erst muß ich mein Eisen holen.“

Als er zum Hagthor kam, mit dem Wehrzeug seines Vaters gerüstet, rief ihm der Steinhauser zu: „Herr Wernher ist draußen.“

„So viel Ehr? Der Propst gar selber?“

„Nein, Wernherus ist's.“

„Das ist der Propst. Herr Friedrich ist ein toter Mann seit gestern.“

Alle die Sennen standen mit erschrockenen Gesichtern. Doch der Junghirt rief: „Die Untersberger haben wahr geredet! Ohne Sorg, ihr Leut ... der neue Herr im Gaden, der muß gerecht sein und gut . . . so ist die Fürsag gewesen.“

Greimold war auf das Thürmlein gestiegen. Vor dem Hagthor draußen, inmitten der Wiese, saß Wernherus im Sattel; neben dem Pferde stand ein Gewaffneter, mit geschlossenem Visier, an der Lanze ein weißes Fähnlein — und nicht weit von ihm der alte Hilpot mit dem Jagdhorn. Die Schützen und Reisigen, ein Häuflein von über die zwanzig, waren weit zurück.

„Sie tragen das weiße Tuch und wollen reden mit uns!" sagte der Bauer und stieg zum Thor hinunter. „Ruglind, gieb acht auf die Weiße, daß sie nicht ausspringt! Und jetzt das Thor auf! Steinhauser und Fürsenn, ihr gehet mit hinaus."

„Bauer, sei fürsichtig," zischelte der Steinhauser, „die haben das Friedenstuch gar oft schon ausgehangen!"

„Das weiß ich, ja." Greimold lächelte. „Aber es ist ein Recht aller redlichen Leut, daß sie von den Schlechten allweil wieder das Gute glauben. Ihr weißes Fähnlein macht mit dem Speer ein halbes Kreuz . . . und dem vertrau ich zur Hälft."

Sie traten vor das Hagthor.

Der Steinhauser blieb mit dem Altsenn bei der Brücke stehen, und Greimold ging noch ein paar Schritte dem Propst entgegen.

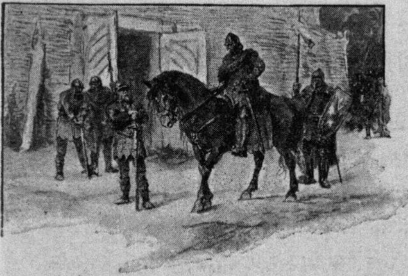
Wernherus saß unbeweglich im Sattel. Und seine Stimme klang freundlich, als er den Gotteslechner ansprach:

„Daß wir kommen, Bauer, das braucht dir keine Sorge zu machen. Wenn du dem Kloster nicht weigerst, was wir zu fordern ein Recht haben, so sind wir Freunde, und dein Hag hat Frieden."

Greimold schwieg.

„Kennst du den Chorherren Irimbert von Immhof?"

„Den kenn ich. Gut."



„Kam er heute Nacht in deinen Hag?"

„Ja, Herr Wernher."

„Er hat gehandelt wider seinen Eid, ist klosterflüchtig ... weißt du das?"

„Daß er aus dem Kloster hat flüchten müssen, um meinem Kind einen üblen Weg zu sparen ... das weiß ich, ja!"

„Deine Dirn soll sicher sein wider alle Klage. Aber gieb uns den Immhof heraus, noch heute, jetzt!"

„Das wird sich hart machen. Was einer nicht hat, das kann er nicht geben."

„Was soll das heißen?"

„Daß Herr Immhof nimmer in meinem Hag ist."

Ein Zornblick funkelte in den Augen des Propstes. „Bauer! Du spielst um alles, was dein ist! Um Haus und Kind!"

„Mein Kind ist sicher."

Unter dem geschlossenen Helm des Gewaffneten, der die Lanze mit dem weißen Fähnlein trug, klang ein rauhes Lachen.

„Und Immhof?" fragte der Propst. „Wo ist er?"

„Auf Wegen, die weit von Euch sind. Schon seit der halben Nacht. Den holet Ihr nimmer ein, Herr, auch mit dem Roß nicht. Aber daß Ihr den steilen Weg nicht umsonst geritten seid . . . so nehmt mein Haus! Schwört meinen Heimleuten ihr Brot und Leben zu, und mir den freien Weg außer Land . . ."

Wernherus ließ ihn nicht zu Ende sprechen. „Davon reden wir ein andermal." Er wandte das Pferd und ritt über die Wiese gegen den Wald hinunter.

Der Gotteslechner sah ihm nach und nickte. „So müssen wir halt über die Mauer miteinander reden." Er wollte zum Hagthor gehen. Da schrieen die beiden Männer bei der Brücke erschrocken auf, und Hilpot kreischte: „Wehr dich, Bauer!"

Greimold faßte nach dem Eisen und drehte das Gesicht. Aber da sah er schon die Klinge der Lanze blitzen und empfing den tödlichen Stich in die Kehle.

„Gottesmänner!"

Ein Blutstrom erstickte sein letztes Wort: „Kaiser, steig auf!“ Und er stürzte entseelt zu Boden.

Der Steinhauser hatte die Axt geschleudert; sie traf und zerschmetterte den geschlossenen Helm; doch der ihn getragen hatte, blieb unversehrt. Linhart Scharsach war es. Barhäuptig, mit klirrenden Sprüngen, eilte er den Reisigen entgegen, die schon mit Geschrei über die Wiese kamen.

Jammernd waren die Sennen aus dem Thor gestürzt und halfen dem Steinhauser die Leiche bergen. Als sie die Brücke aufziehen wollten, kam noch einer in den Hag gesprungen: Hilpot der Jäger. Sie wollten ihn zurückstoßen, aber der Alte rief: „Ich bin der Eurig! Laßt mich ein! Mein Eid ist gestorben mit meinem Herren. Jetzt will ich stehen, wo das Recht ist.“

Die Brücke war aufgezogen. Der Steinhauser legte den Toten quer über den Thorweg hin, und hob die Faust.

„Ein Lump ist jeder von euch, der seiner Treu vergißt und wegsteigt über den Hauswirt!“

Aber solcher Mahnung bedurfte es nicht. Der Mord, den sie mitangesehen, hatte ihnen allen das Feuer des Zornes ins Blut geworfen.

Helgard, von dem Lärm der Stimmen aus dem Haus gerufen, stand bleich und zitternd. Und als sie draußen schon anfingen, die Brandpfeile gegen den Hag zu

werfen, rannte sie wie von Sinnen davon, hinüber zur Tenne.

„Bub! Wach auf! Wach auf!“

Reinold hob den Kopf aus den Hafergarben. Er trug das Gewand eines Sennen, das ihm Helgard in der Nacht gebracht hatte — denn in den eigenen, durchnäßten Kleidern hätte er frieren müssen, der arme Bub!

Halb ausgeschlafen, mit duseligem Kopfe, schien er sich auf die Dinge nicht recht besinnen zu können und nicht zu wissen, wo er war. Doch erschrocken riß er die Augen auf, als Helgard mit einem Sturz von schluchzenden Worten über ihn herfiel.

Ratlos starrte er sie an. „Gardli! Um Christi Lieb! Ja wie komm ich denn noch hinaus?“

Sie mußte denken für ihn und fand ar[illegible]en Weg zur Flucht: vom Stalldach auf die Mauer, mit einem Sprung hinunter, und von der Krone eines Birnbaums über den Hag hinaus. Nun wußte er genug und wollte sie von sich abwehren. Aber sie umklammerte seinen Hals, küßte ihn ein letztesmal — und atmete auf, als sie ihn über die Mauer verschwinden sah.

Dem Hilpot flüsterte sie zu: „Er ist draußen und sicher.“ Doch der Alte verstand nicht, was sie meinte, und es blieb ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Er hatte heiß bei der Mauer zu schaffen. — —

Bis zum Abend vor dem Festtag aller Heiligen, unter

Regen und Schnee, vermochten sie sich zu halten. Als die Balken des Mauerthores zu brechen drohten warf der Steinhauser einen Pechbrand auf das Hausdach, einen anderen in die Stube des Greimold. Glut und Asche sollte den Weg bedecken, den das Hauskind gegangen war.

Sie wehrten sich mit letzter Kraft; aber als das Thor gebrochen lag, war's nur noch ein kurzer Kampf; doch ein blutiger.

Der alte Hilpot, der Junghirt, die Ruglind und der Steinhauser lagen still auf der Erde, die vier Sennen mit ihren Wunden standen gefesselt, und sieben Knechte des Stiftes hatten es mit ihrem Leben erkämpfen müssen, daß der letzte Freihof im Gaden ein Gut des Klosters wurde.

Lienhart Scharsach mit den Fronboten durchstöberte im Haus alle Räume, die das Feuer noch nicht ergriffen hatte. Die Ställe durchsuchten sie, den Tennboden und die Scheunen. Aber sie fanden nur die Helgard und ließen sie wieder laufen.

Als man die gefesselten Sennen davonführte und das ausgebrochene Vieh zusammentrieb, wurde zwischen der Mauer und dem halbverbrannten Hag noch ein stiller Schläfer gefunden, der unter einem Birnbaum lag, mit dem Bolzen in der Stirne. Um seines Kittels willen hatte ihn einer der Klosterschützen für einen Sennen gehalten, der entfliehen wollte.

Mit gellendem Schrei warf sich die Helgard zu dem

Toten nieder, und schluchzend lag sie über ihm, während die Fronboten sich mit Stangen und Äxten an die Arbeit machten, um das Feuer zu löschen. Denn die wehenden Funken bedrohten die Ställe, die das Kloster gewonnen hatte. Und die Rinder, die Schafe und Schweine, die mußten gerettet werden!

Unter dem Rauschen der Flammen und dem Krachen des stürzenden Gebälkes hörte man immer wieder das Gebell und Heulen eines Hundes.

Ruhelos jagte die weiße Zenta umher. Sie suchte und suchte. Auf die Wiesen rannte sie, zum Wald, und kehrte zurück. Immer weitere Kreise zog sie, auf und nieder durch den Wald.

Mit Gewinsel fiel sie im höher liegenden Gehölz eine Fährte an und jagte bergauf, den Almen zu. Sie kam in Schnee, immer wieder verlor sie die Fährte, immer wieder fand sie die unter der weißen Decke schon halb erloschene Spur.

Der Wald ging zu Ende.

Über offene, dicht beschneite Almgehänge jagte das suchende Thier, verlor sich zwischen Geröll und huschte am Fuß einer hohen Steinmauer in einen dunklen Spalt, der die Felsen durchschnitt. Eine Rindenwand, durch deren Ritzen heller Lichtschein zitterte, sperrte dem Thiere den Weg. Ein Stimmlein klang, mit Lachen und Plaudern, man hörte ein Feuer knistern — und da begann

die Hündin unter Gebell und Winseln an der Wand zu scharren. „Die Weiße! Das ist die Weiße!" rief es in der Felsenstube mit jubelnden Lauten. „Und der Vater kommt!" Ein schmales Thürlein wurde aufgerissen, und dunkel stand Jutta in dem flackernden Schein, der die kleine Felsenhöhle erfüllte.

Mit so ungestümer Zärtlichkeit sprang die weiße Zenta an ihrer Herrin hinauf, daß Jutta taumelte. Aber ein Arm umfing sie.

„Ich bitt dich! Führ mich hinaus! Dem Vater entgegen!"

Irimbert zögerte. Doch er that ihr den Willen.

Während Zenta sich in ihrer Freude wie toll gebärdete, traten die beiden hinaus in den dunkelnden Abend.

Der Wind war still geworden, nur spärlich fielen noch die Flocken, und durch die langsam ziehenden Wolken schimmerten ein paar verlorene Sterne.

Mit dem ersten Blick, den Irimbert hinunterwarf über Almen und Bergwald, sah er den Feuerglanz des brennenden Hauses, halb verschleiert von Rauch, der schon heraufquoll bis zu den Felsen.

Er atmete tief — und fester umschlang sein Arm die Blinde.

„Siehst du ihn, Irmi? Kommt er?"

„. . . Nein, Juttula! Der Vater kommt nicht."

„So muß ihm die Weiße davongelaufen sein. Aber morgen, gelt, da ist er bei uns?“

„Morgen! Da sind wir bei ihm!“

Sie standen schweigend.

Dann plötzlich fragte die Blinde: „Was ist das, Irmi? Allweil spür ich was im Gesicht. Das ist ja schier, als ob es Eisblumen wären. Aber wie kann das sein? Es ist ja doch blühende Zeit ... gelt, ja?“





„Blumen und Blumen, überall, wohin du siehst. Und was du auf deinen Wangen fühlst, sind

fliegende Blättlein von ihren Kelchen ... die sind so kühl vom Thau, der die Blumen tränkte."

„Wenn ich nur eines haschen könnt! Aber wie ich's greifen will, ist's fortgeflogen."

Wieder schwiegen sie.

Auch die weiße Zenta war ruhig geworden. Sie stand mit gesträubtem Haar, noch atemlos von dem jagenden Lauf, mit hängender Zunge, und stierte hinunter auf das brennende Haus.

Da sagte Jutta. „Das ist wie Rauch, was ich spür. Sell drunten wo, da muß ein großes Feuer sein."

Er preßte die Blinde an seine Brust. „Wie gut du sehen kannst! Ein Feuer, groß und hell und lodernd!" Die Worte klangen wie Stimme der Verzweiflung und doch wie jubelndes Glück. „Das brennt in deines Vaters Hofreut . . . das haben die Heimleut in Freude gezunden . . ."

„Wie in der Sonnwendnacht? Und horch nur, Irmi, ich mein', daß ich Stimmen hör . . . sell drunten . . ."

„Sie singen! Hörst du es nicht? Sie jauchzen!"

„Warum denn haben sie so viel Freud?"

„Weil das lachende Glück im Gotteslehen Einkehr hielt . . . weil das Hauskind ein Bräutlein wurde!"

„Irmi!"

Mit zitternden Armen hob er sie empor und küßte ihre Lippen.

„Irmi ... Irmi ... was thust du mir ...“ Das stammelte sie erschrocken. Dann ein selig dürstender Laut, und seinen Hals umklammernd, trank sie die Glut seiner Küsse.

Wie weiße gaukelnde Blütenkelche fielen die Flocken in der Dämmerung. Immer seltener fielen sie. Langsam verzog sich das Gewölk, und am Himmel, der sich klärte, flimmerten die ewigen Lichter. Die reine Luft war kalt, gleichwie in einer Frühlingsnacht, in der ein Reif auf die frischen Blumen fällt.

Lautlos gingen die Stunden hin. Nur manchmal das Klirren eines Steines, der sich aus den Wänden löste, über die Felsen rollte und still im Schnee versank.

Ein falber Schein zog über den Grat des Hohen Göhl herauf. Die Sterne erloschen, wie junge Augen, die müde sind, und noch immer schauen wollen. Alles Dunkel wurde grau, in allem Grau erwachten die Farben, ein bläulicher Glanz war über den Schnee gegossen, und nur der Himmel weiß.

Als hätte ein Wunder die beschneiten Berge mit Rosen beworfen, so begannen die Zinnen des Wazmann und der Wazmannkinder aufzuleuchten, rot und rot. Und diesem blühenden Glanze gegenüber, auf dem Göhl und auf dem steilen Jenner, waren alle Zacken und Grate gesäumt mit einer blitzenden Linie, die den blauen Schatten der Felsen vom wachsenden Blau des Himmels theilte.

Strahlen schossen auf, als wäre hinter den Bergen dort

oben eine Welt in Brand geraten. Aller Rauch und Nebel, der das tiefe Thal verhüllte, fing wie Silber zu schimmern an, und über die weißen Almen ging es flutend hin wie Feuer.

Die Sonne kam.

Das glomm und glitzerte in den Lüften und über dem Schnee, daß Irimbert, als er aus der Felsenkammer hinaustrat in den strahlenden Bergmorgen, geblendet die Lider schließen mußte. Doch Juttas Augen ertrugen den Glanz und blickten hinaus in allen Schimmer des Morgens, groß und klar und ruhig wie sehende Augen, die im Wachen träumen.

Langsam und schweigend schritten die beiden durch den linden Schnee. Die weiße Zenta tollte vor ihnen her, häufig verschwindend in glitzernden Wölklein, die sich auf steilem Hang unter den Sprüngen des Thieres von der Schneedecke lösten.

In den Mantel gehüllt, vom Arm des Geliebten umschlungen, ruhte Jutta auch im Schreiten noch an seiner Brust.

Gestrüpp und Stein vermeidend, jeden Schritt ihres Weges überwachend, führte er die Blinde am Fuß der steilen Gehänge über ebenen Grund.

„Wie lind das Gras ist, über das wir gehen!“ sagte sie mit träumendem Lächeln. „Und das ist blumig, gelt?“

„Wie gut du sehen kannst! Ein blühender Mai um uns her! Blumen und Blumen, überall. Der blauen

Sterne und der roten Rosen sind so tausend viele, daß sie völlig das grüne Gras bedecken, wie der Himmel die Welt."

Sie nickte, den verklärten Blick der blinden Augen ins Leere gerichtet. „So viel Blumen! Und ich weiß, warum!" Ganz leise wurde ihr Stimmlein. „Irmi ... siehst du sie nicht? ... So schau nur, schau, sie geht doch allweil vor uns her ... und thut uns grüßen ..."

Er preßte die Blinde in seinen Arm und stammelte in Jubel. „Du siehst! ... Du siehst das Glück!"

„Die schöne Frau! ... Die seh ich, Irmi! ... Und völlig ist sie, wie du gesagt hast. Alles ist hell und weiß an ihr. Ein Schein geht von ihr aus ... den seh ich, Irmi! Und wo ihr weißer Mantel schleifet, da wachsen die Blumen auf ... und allweil lachet sie uns an ... und das ist in mir ... ich kann's nicht sagen ... schau, ich mein' schier, daß ich singen müßt ..."

Sie atmete tief und wurde stumm — mit seligem Lächeln streckte sie die Arme, und von ihren Schultern glitt der Mantel in den Schnee.

Sie schritten weiter.

Und da endete ihr Weg. Sie standen am Rand der Felsen, träumende Tiefe unter ihnen.

Wie war es schön dort unten, auch ohne Sonne! Im Duft des Schattens glich das sinkende Thal einem Spiegel, darin sich das Blau des Himmels brach. Und der be-

schneite Wald so zierlich und winzig, als hätte dort unten der Schnee geblüht und weiße Blumen getrieben.

Immhof blickte in die Tiefe. Dort unten lag es und winkte — das Glück, das unverlierbar ist, das keinen Irrtum kennt und keine Täuschung fürchtet! Ewige Blindheit und ewige Helle! Und über weiße Blumen zu ihm ein Weg, den kein müdes Erlöschen endet, nur ein letzter jubelnder Schrei! Und ihr Leben von diesem blühenden Wege nur getrennt durch einen Schritt ins Leere, durch eine kurze Qual!

Der Geliebten auch diesen einzigen Schmerz ihres Lebens noch ersparen? Konnte er das?

Fester umschlang sie sein Arm, und ruhig faßte seine Hand den Griff des Messers.

Noch einmal blickte er über die Almen zurück und hinunter gegen das von Rauch und Nebel überschleierte Klosterthal. Er stand hoch aufgerichtet, stolz, den Mund umspielt von einem verächtlichen Lächeln. Dort hinter ihm das staubige Leben mit seinen Schmerzen und seinem Haß, mit seiner Thorheit und seinem Würmerkampf — und hier in einsamer Höhe der reine Tag, Schönheit und Ruhe, das Glück, die Liebe!

„Sie harret auf uns ... komm, Irmi, laß uns gehen!“

„Wir sind daheim.“

Ein Rauschen erhob sich über ihnen, als hätte ein gewaltiger Vogel seine Schwingen geöffnet.



Hatte die Sonne den Schnee gelöst? Oder Zenta, die verschwunden war?

Eine wirbelnde Wolke, weiß und in die Breite wachsend, stäubend wie fallendes Wasser, kam über die steilen Gehänge niedergerollt.

„Irmi? Was ist das, was ich hör?"

„Sie öffnen das Thor und lassen die Brücke nieder! Sieh nur, das schöne Haus ... groß und weiß ... in dem wir wohnen sollen ... ewig und ewig ..."

„Du ... und ich ..."

„Und das Glück mit uns!"

Sein Arm umklammerte sie, und ihre Lippen mit den seinen schließend, drückte er den Stahl in ihre Brust.

Sie seufzte nur, das war nicht ein Hauch des Schmerzes, nur ein seliger Laut unter Küssen — und sie hing noch an seinem Halse, während ihr Leben schon hinüberschlummerte in das ewige Glück.

Und schon umwirbelte sie der weiße Staub, die rollende Wolke schlang ihren wehenden Mantel um die beiden her, und donnernd stürzte die Lawine über alle Felsen nieder in das schattige Thal.

* * *

Der Bannbrief hing am Thor des Stiftes, und im Thurm des Münsters waren die Glocken stumm. Doch die Riesenglocke der Berge hatte zu heiligem Tod geläutet, dröhnend, mit gewaltigem Schall.

Von ihrer Stimme ein Widerhall ging weit über alle Thäler, über die Almen und Wälder hin.

Die still gewordenen Kämpfer, die um den rauchenden Aschenhaufen des verbrannten Hauses lagen, die hörten nicht mehr.

Aber im Hag des Jägers — die Greisin, die mit den Händen im Schoß auf der Schwelle ihres Hauses saß, und Helgard, die mit verweinten Augen neben Mutter Hanna auf der Erde kauerte — die beiden hoben bei diesem Rollen und Dröhnen das Gesicht, als hätten sie für einen Augenblick ihres stummen Jammers vergessen.

Und drunten im Klosterthal, bei der Achenbrücke — da waren sieben Zelte errichtet, Speere waren aufgestellt, mit dem Bienenkorb auf dem Fähnlein, Rosse lagen an der Koppel, und beim Feuer ruhten gewaffnete Knechte — die horchten auf, als es durch die herbstlichen Lüfte ging, wie Gewitterschlag im Sommer.

Aus einem der Zelte trat ein Jüngling in schimmerndem Eisenkleid und blickte lauschend zu den ziehenden Nebeln auf, die den Himmel und die Sonne verschleierten — eine hohe, kraftvolle Gestalt, die mit dem Eisen, das die schlanken Glieder umschützte, wie in eines verwachsen

schien. Dunkel fielen die Locken auf die Schulterstücke des Panzers. Und ein Antlitz, als wäre versunkenes Leben wieder auferstanden — nur daß es jenem anderen glich, wie der lachende Mai dem schwermütigen Herbste. Und andere Augen hatte er: Augen von lichtem Braun und strahlender Helle.

Während er noch stand und lauschte, trat der alte Wieting zu ihm.

„Herr Immhof! Schauet hinauf zum Kloster! Sie kommen wieder. Aber der eine, auf den wir harren, ist nicht dabei! . . . Jetzt fang ich an, sein Wort zu verstehen, wie's gemeint war."

Mit einem ganzen Troß von Falknern und Knechten erschienen sie, in ihren pelzverbrämten Festgewändern: die beiden Kapläne, Hans Pütrich und Herr Linhart Scharsach der Kämmerer.

Mit allem Segen des Himmels grüßend, im Namen des Propstes — nomine reverendissimi nostri domini Wernheri — luden sie den ritterlichen Herren Wolfgang von Immhof zu Tisch und Bett des Klosters.

Statt aller Antwort fragte Herr Immhof mit seiner hellen, klingenden Stimme: „Ist unter euch der Chorherr Irimbert von Immhof, mein edler Vetter?"

Sie schwiegen, ratlos und verlegen.

„So genügen mir Schild und Lager in meinem Zelt."

Da begann Herr Linhart Scharsach zu reden, wohl-

wollend und ehrenfest, mit jener derben Herzlichkeit, wie nur gute Menschen zu reden vermögen.

Doch Herr Immhof unterbrach ihn:

„Spart Euch die schöne Rede, frommer Herr! Mir ist geboten, am Festtag aller Heiligen und hier auf dieser Stelle den Chorherren Irimbert von Immhof zu erwarten. Kommt er, so bin ich ein Lehensmann des Klosters."

„Und kommt er nicht?"

„So gehorch ich seinem Wort: ich ziehe zum Kaiser und nehme die Immenburg als Lehen aus seiner Hand."

Sie gingen, Ärger in den roten Gesichtern und Zorn in den Augen. Nur Hans Pütrich lächelte, als hätte er Freude an diesem Tag.

Stunde um Stunde verrann.

Als es Abend wurde, sagte der alte Wieting mit einer Stimme, schwer und zögernd: „Herr! die Sonn ist drunten. Wir können reiten."

„Laß uns noch warten bis zum Morgen!" Herr Immhof legte dem Marschalk die Hand auf die Schulter und sagte ernst: „Wieting, ich fürchte, du hast recht: er kommt nicht! Und dir ist leid um ihn. Du hättest lieber ihm gedient, als mir?"

„Ja, Herr! ..... Hättet Ihr ihn gekannt! Hättet Ihr ihn gesehen als Buben! Was hätt aus ihm nicht alles werden können! Und was haben sie gemacht aus ihm!"

Der Alte wandte sich ab und trat zum Feuer.

Beim Rauschen der Ache und unter zitternden Sternen verging die dunkle Nacht.

Und dann ein Morgen, klar, in strahlender Sonne.

Die Brücke dröhnte vom Hufschlag der vielen Rosse.

Auf schwerem Rappen, um dessen Schenkel die Säume des bunten Satteltuches flatterten, ritt Wolfgang von Immhof seinen Burgleuten voran. Seine Locken wehten im Morgenwind um die Ränder des blitzenden Helmes. Auf den silbernen Buckeln seines Schildes, auf den Schuppen seines Eisenhemdes und den blanken Schienen weckte die Morgensonne ein Glitzern und Gefunkel, daß er anzusehen war wie menschgewordenes Feuer.

Neben der Straße, im Frühschatten des welken Buchenwaldes, lag der ‚traurige Jacho‘ eingewühlt in das rote Laub. Als er die Rosse traben hörte, richtete er sich auf. Er sah den schimmernden Reiter kommen — und als hätte dieses Bild der Kraft und des jungen Lebens einen hellen Strahl in die Nacht seiner Sinne geworfen, so fing er, das Eisenkreuz über dem Kopfe schwingend, ein Jauchzen und Schreien an, daß der entblätterte Wald von seiner Stimme widerhallte.

Herr Immhof wandte sich im Sattel. Er sah den jubelnden Narren tanzen und lächelte — er warf noch einen Blick hinaus über das sonnige Thal des Gadens, über die roten Wälder und die weißen Berge, und hoch

im Morgenglanz der Sonne sah er einen winzigen Schatten schwimmen. Es war ein Adler, der im Blau seine ruhigen Kreise zog.

Die Rosse trabten und verschwanden.

* * *

Den ganzen Winter, Abend für Abend, erzählten sie's in allen Stuben der hörigen Bauern: „Am Festtag aller Heiligen, wie das Gotteslehen verbronnen ist und die Lahnen gedonnert haben, da ist ein Häuflein von den Untersbergern ausgeritten! Die haben sich umgeschaut im Gaden und sind verschwunden! ... Gebet nur acht: bald steigt er auf!"

Einer trug es dem anderen zu, und wenn sie sprachen davon, überleuchtete die harten, ernsten Gesichter ein Lächeln der Hoffnung.

